
UNIVERSITY OF TORONTO
3 1761 00399761 6

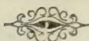
Album

des

litterarischen Vereins

in

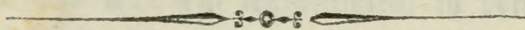
Bern.



Herausgegeben zu Gunsten

der

Blinden- und Mädchentaubstummen-Anstalt in Bern.



Bern.

Verlag von Harald Blom.

1858.

Druck von J. A. Weingart in Bern.

Vorwort.

Das für die Schweiz unvergeßliche Jahr 1857 hatte die ganze Nation mächtig ergriffen, alle Akkorde des Ernstes und der hohen reinen Freude kräftig angeschlagen. Diese allgemeine Begeisterung, der sich weder Alt noch Jung entziehen konnte, erfüllte auch uns, die bis dahin im stillen Kreise gestrebt hatten, mit dem Muthe, ein größeres poetisch wissenschaftliches Werk der Oeffentlichkeit zu übergeben. Es ist begreiflich, daß der Aufschwung eines ganzen Volkes, auch an dem Manne der Feder, mag er nun sonst die Geschichte seines Landes ruhig niederschreiben, oder der Bildung der Jugend seine Kräfte weihen, oder seinen Geist in wissenschaftliche Forschungen versenken, nicht spurlos vorübergeht; es ist verzeihlich, daß edle, in solchen Zeiten geweckte Gefühle nach poetischem Ausdrucke ringen. — So entstand vorliegendes Buch, erklärt und gerechtfertigt durch unsere eigene Stimmung und die unserer ganzen Umgebung, die mitten in den viel verschrieenen materiellen Bestrebungen noch Raum genug in ihrem Herzen fand, sich im Hinblick auf das Vaterland zu der schönsten Opferwilligkeit, zu einer idealeren Weltanschauung zu erheben.

Der ursprüngliche Plan, Beschreibungen der zahlreichen, vom schönsten Himmel eines erntereichen Jahres begünstigten nationalen Feste in das Album einzuflechten, ist von uns später aus dem Grunde aufgegeben worden, weil wenige Wochen nach der Ausgabe unseres Programms ein zweites Festalbum sich ankündigte, das sich ausschließlich mit der Schilderung gedachter Feste beschäftigen sollte. Um nun den ohnehin armen Büchermarkt Berns nicht mit zwecklosen Konkurrenzarbeiten zu behelligen, haben wir es vorgezogen, die Stimmung der Feste in einzelnen Poesien wiederzugeben, um so mehr, da jenes zweite Jahrbuch seinem Zwecke ganz gut entspricht. Wir gewannen

durch diese Beschränkung Raum für eine größere Anzahl selbstständiger Arbeiten von bleibendem Interesse.

Ein Buch lenkt das Auge auf den Verfasser; daher entsteht in dem Leser dieser Zeilen leicht eine Frage nach der Entstehung, dem Zweck und der Einrichtung des unterzeichneten Vereins. Derselbe ist 1852 gegründet worden und stellte sich die Aufgabe, ein tieferes Verständniß der Kunst und Poesie als Mittel und Spiegel nationaler Bildung in seiner Mitte anzubahnen und Theilnahme an geistigen Bestrebungen in weitere Kreise zu tragen. Er tritt wöchentlich zu Vorträgen und ernster Besprechung derselben zusammen und zählt gegenwärtig 38 Mitglieder in Bern, 14 im Kanton, 27 in den andern Kantonen, 10 im Auslande. Sämmtliche Mitarbeiter dieses Buches sind Mitglieder. Ermuthigend auf unser Streben wirkte der freundschaftliche Verkehr mit dem litterarischen Verein in Nürnberg und dem Schillerverein in Leipzig ein. Die Vereinsvorstände sind wechselseitig Ehrenmitglieder. Treu dem Bunde mit dem letztgenannten Vereine begehen wir jährlich eine Schillerfeier an den südwestlichen Grenzmarken deutscher Zunge — ein vorgeschobener Posten derselben. Um unser vergangenes und künftiges Streben vollkommen würdigen zu können, beachte der gütige Leser noch dieses: es sind nicht blos trockene Statuten, welche den in Bern befindlichen Kreis des Vereines zusammenhalten; wir sind durch die Erinnerung unvergeßlicher, gemeinsam verlebter Abende Freunde geworden, die auch im Leben treu und männlich zusammenhalten wollen. Eine „Festgabe" zu der Zeit der bernischen Bundesfeier 1853 war unsere erste litterarische Ausfahrt, die einzige gemeinsam unternommene bis zu diesem Album. Einzeln strebte dieses und jenes Mitglied, die Zwecke des Vereines auch öffentlich in seinem Kreise und nach seinen Kräften zu verfolgen. So ist die Gründung der „Zukunft des Volkes" zum guten Theile von uns ausgegangen.

Die unerwartete Theilnahme, die uns bei der bloßen Ankündigung eines Albums nicht nur aus der schweizerischen, sondern auch aus der deutschen Lesewelt entgegenkam, ermuthigt

uns, unsere Wirksamkeit auszudehnen und unser Ziel in einer neu zu begründenden eigenen Monatschrift nachdrücklicher zu verfolgen. — In dieser fortwährende Spiegelbilder der Heimath in poetischen Formen und im Rahmen der Kulturgeschichte zu entrollen, dürfte einerseits das neugestärkte Nationalbewußtsein des schweizerischen Volkes, anderseits die Thatsache rechtfertigen, daß selbst das Ausland gegenwärtig jede Kunde aus der Schweiz mit einer ungewöhnlich warmen Sympathie entgegen nimmt. — Indem wir die nähern Mittheilungen über die Erscheinungsweise der Zeitschrift einer am Schlusse dieses Buches befindlichen Anzeige vorbehalten und diese der Aufmerksamkeit des Lesers empfehlen, beschränken wir uns hier darauf, unser künftiges Programm in allgemeinen Zügen anzudeuten.

„Die Schweiz“,

Monatschrift des litterarischen Vereins in Bern,

stellt sich eine vierfache Aufgabe:

I. Sie strebt zunächst den Boden einer jeden gesunden, nationalen Poesie — das Volk — kennen zu lernen und sucht es daher in Stadt und Land, im stattlichsten Hause und in der ärmsten Hütte, bei seinen Gebräuchen und Festen, in den Tagen der Freude und des Leides auf; sie bringt daher:

a. Schilderungen aus dem Volksleben mit Berücksichtigung der einzelnen Thalschaften und des besondern Charakters derselben in Bauart, Tracht, Gewohnheiten, Sitten und begründet sie durch die geographischen und historischen Verhältnisse derselben. (Bereits sind zum Beginne das Simmenthal, Emmenthal, Seeland, Thun und der Oberaargau bestimmten Mitarbeitern zugewiesen worden.)

b. Sie sammelt, indem sie alle Freunde des Volkes und seiner Dichtungen um thätigste Unterstützung bittet, Volkssagen jeder Thalschaft und jedes Dorfes in allen ihren Erzählungsweisen, wo möglich in der jeweiligen Volksmundart; ebenso die leider immer mehr ersterbenden Volkslieder alter und neuer Zeit mit ihren Singweisen.

c. Sie sucht dem Volke das Geschichtlichehrwürdige seiner Mundarten zum Bewußtsein zu bringen und sammelt zu Handen des Sprachforschers Sprichwörter, Redensarten und eigenthümliche Ausdrücke.

d. Sie bringt Lebensbeschreibungen und Charakterbilder eigenthümlicher, verstorbener oder lebender, beliebter oder verspotteter Personen aus dem Volke und sucht den in jedem Lebenslaufe liegenden sittlichen Gehalt aufzudecken, um durch solche Musterbeispiele erhebend oder warnend auf den Leser einzuwirken.

II. Auf solchem volksthümlichen Grunde kann sich nun eine verjüngte nationale Poesie aufbauen. Die „Schweiz", an die Dichtung und den Geist des Volkes sich anlehnend, will in lyrischen Gedichten ernsteren Gefühlen, der Vaterlandsliebe, des Thatendranges, eines muthigen Aufblickes zum Gott der Väter, nicht leerer Liebeständelei Ausdruck verleihen, in epischen der Sage poetische Gestalt verleihen und den alten Balladenton wieder anstimmen, in Novellen große Momente der schweizerischen Geschichte (Schybi, Waldmann, Karl der Kühne, Davel, der Kampf der Urkantone gegen die Franzosen u. A.) oder Begebenheiten der unmittelbaren Gegenwart, aus dem Leben des Hauses und der Hütte vorführen; sie wird endlich das in der Schweiz vernachläßigte Gebiet des Drama's in das Auge fassen und zu thätigerer Bebauung dieses Feldes aufrufen.

III. Die Mitarbeiter der „Schweiz" werden ferner die von ihnen früher in der „Zukunft des Volkes" gepflegte Richtung, auf das Volk durch zeitgemäße Betrachtungen sittlich einzuwirken, auch hier aufnehmen, alle Bestrebungen der Humanität beleuchten und unterstützen, die Anstalten zur Erhebung des Volkes und der Jugend besprechen, für die Schule nachdrücklich einstehen und namentlich die gemeinnützige Gesellschaft der Schweiz mit dem Volke vermitteln.

IV. Sie wünscht endlich die Verhältnisse der schweizerischen Kunst, Musik, Poesie, Wissenschaft, wie auch des Theaters in einem freimüthigen Tone zu erörtern und auf würdige Erscheinungen in diesen Gebieten das Auge des Lesers hinzulenken.

V. Schließt sich auch im Schweizerhause die Familie eng zusammen, so trägt dasselbe doch eine Laube, die den Blick in das Weite und Freie gestattet. Damit sei angedeutet, daß wir ausgezeichneten poetischen und wissenschaftlichen Arbeiten, wenn sie gleich die Schweiz nicht unmittelbar berühren, die Aufnahme vorbehalten wollen.

Was die Mitarbeiter betrifft, so glauben wir auf sämmtliche Schriftsteller, die zu diesem Buche beitrugen, rechnen zu dürfen und bitten sie um neue, dem Programm entsprechende Einsendungen. Dem Kranze derselben glauben wir noch folgende Namen, von denen theils — leider verspätete — Arbeiten bereits vorliegen, theils zu erwarten sind, anreihen zu dürfen: Franz Krutter in Solothurn; Alfred Hartmann ebendaselbst; Pfarrer Zschokke in Aarau; Wagner von Laufenburg; Dr. Hoffmann und Julius Merz in Nürnberg; Theodor Apel in Leipzig und namentlich Prof. Carriere in München, — mehrere jüngere Kräfte des Vereines, die jetzt noch zurückgeblieben sind, nicht gerechnet.

Die Schweiz ist ein in Bezug auf Kunst, Litteratur, Sprache, Biographie und Kulturgeschichte noch unerschöpfter Born; diesen dem heimischen Volke zum Bewußtsein, dem deutschen zur Kenntniß zu bringen, ist die Aufgabe, die wir uns gestellt haben. Gestellt haben wir sie; aber erreichen können wir sie nur, wenn das ganze Volk uns unterstützt, sei es durch das angedeutete Sammeln von Beiträgen, sei es durch freundliche Abnahme des Blattes.

Es gilt, wie wir hoffen dürfen, ein vaterländisches Unternehmen, das nicht aus buchhändlerischen Interessen, sondern aus echter Liebe zum Volke, dem wir eine ernste, sittlich tüchtige Lektüre bieten wollen, hervorgeht. Das erste Heft wird zu Neujahr erscheinen und vorerst nur Text, keine Bilder enthalten, obwol der Leser von Heute immer zuerst nach einem „Helgen“ schaut. Wir wollen aber nicht täuschen und ziehen es daher vor, Bilder erst dann zu geben, wenn der Absatz des Blattes es uns gestattet, gute Bilder zu geben.

Vorliegendes Album möge der Leser schon um des wohlthätigen Zweckes willen mit größerer Nachsicht beurtheilen und diese namentlich mehreren jüngern Verfassern zuwenden, die hier zum ersten Male vor der Oeffentlichkeit erscheinen.

Bern, Oktober 1857.

Im Namen des litterarischen Vereins,

das Redaktionskomite des Albums:

Dr. Ludwig Eckardt.

D. Gempeler.

K. U. Schöttle.

Paul Volmar.

Der Neujahrsabend im Schweizerhause*).

1857.

Ein Lebensbild von Dr. Ludwig Eckardt.

Erster Auftritt.

(Die Handlung spielt in einem freundlichen einfachen Zimmer. Vorne links vom Zuschauer sitzt der Vater und liest in einer Zeitung; rechts die Kinder: Ludwig, Ernst, Karl, Röschen.)

Die Kinder
(tanzen im Kreise und singen nach der Weise: „Mit dem Pfeil, dem Bogen").

Diese schöne Stunde
Kömmt das Weihnachtskind;
Schließt bei uns die Runde
Wie wir glücklich sind!
(Sie setzen sich und spielen.)

Der Vater (von der Zeitung aufsehend).
O diese Glücklichen! Wie still und harmlos
Freut sich das Kind, noch unbekannt
Mit Lebens Ernst und Lebens Mühen.
Dem Augenblick allein lebt es, und nichts,
Was Zukunft bringen könnte, trübt die Lust.
O daß wir ewig doch so einfach blieben,
So harmlos froh aus reinster Kinderbrust.
Warum muß diesen Sinn das Schicksal trüben?
Warum doch können wir nicht ewig lieben?
Der erste Haß raubt uns der Kindheit Glück
Und nichts bringt das verlorne uns zurück.

---

*) Ein ernstes Neujahr eröffnete das Jahr der Feste, und doch war die schöne Volkserhebung jener Tage das schönste Fest. Die heitere Freude der folgenden ward durch den damals bewährten Ernst verdient. Möge die obige anspruchlose dramatische Kleinigkeit ein nicht unwillkommenes Erinnerungsblatt sein. Sie wurde am 1. Januar im Theater zu Bern aufgeführt und fand — Dank dem Spiele der Kinder — herzlichen Beifall. Das Schlußgedicht ging in Basel der zu Ehren der schweizerischen Besatzung gegebenen Festvorstellung des „Wilhem Tell" von Schiller als Prolog voran.

Der Haß, er greift auch in das Völkerleben,
Und trennt im blut'gen Krieg, was Eines Gottes Hand
Zu gleichem Glück, zu gleichem Recht erschuf.
Mein theures, schwerbedrängtes Vaterland!
Ein stilles Glück ist deines Schicksals Loos
Und einfach, harmlos soll dein Leben sein.
Ein Kindesglück am Busen der Natur,
Die dich beglückte reich vor allen Völkern.
Da kommt der Feind, will uns das Liebste rauben,
Will stören unser Glück und unsern Frieden;
Mög' dann nur Eine Gab' des Kindes uns noch bleiben,
Des Kindes zweifelloser, frommer Glauben!

(Er tritt zu den Kindern.)

Kommt Kinder!

Die Kinder (springen herzu).

Vater! was befiehlst Du? sprich!
Kommt das Neujahrkind schon? Wo ist es, wo?

Vater.

Seid Ihr auch fromm und brav das Jahr gewesen?

Ludwig.

Kannst Du dies nicht in unserm Auge lesen?

Vater.

Liebt Ihr die Mutter, die für Euch nur strebt?

Röschen.

Wir fühlen es, daß sie für uns nur lebt.

Vater.

Ob Ihr auch betet für ihr Wohlergehn?

Ernst.

Der liebe Gott wird in die Herzen sehen.
Wir lieben sie und nichts geht uns darüber.

Vater.

Ei, ei, was bleibt dem Vater dann noch über?

Karl.

Ich, ich! Hast Du an Deinem Kleinsten nicht genug?

Vater.

Du kleiner Raufbold, der mich oft schon schlug,
Wenn wir zusammen Hund und Hase spielten?

Karl.

Nicht wahr, ich bin der Knab des Tellen mit dem Apfel,
Hab' ihn am letzten Schulfest ja gemacht?!

Vater.

Wißt Kinder Ihr, was dieser Knab' bedeutet,
Des Tellen Knabe mit dem Apfel auf dem Haupte?
Ein Kind, hat furchtlos er dem Pfeil gestanden,
Auf Vaters Kunst vertrauend und auf Gott!
Ihm gleich soll Schweizerknabe niemals zagen,
Soll Alles für die theure Heimath wagen.
Vergeßt der Pflicht, der ernsten Pflicht,
In Mitte Eures heitern Festes nicht.
Kommt Kinder, kniet und fleht, da uns ein Feind bedroht,
Den lieben Gott um Schutz in Landes Noth.

(Knieet mit den Kindern nieder.)

Ludwig.

Lieb' Vater, breite deine milde Hand
Aus über unser Vaterland!

(Sie stehen langsam auf.)

Vater (trocknet eine Thräne).

Ich muß hinaus, in Winterkälte kühlen
Das warme Herz, das jetzt so mächtig schlägt.
Seid Kinder ruhig, bis die Mutter ruft
Und haltet in Geduld die kleine Zeit noch aus.

(Er wendet sich zum Gehen.)

Ein ernster Neujahrstag im Schweizerhaus!

(Ab.)

Zweiter Auftritt.

Die Kinder.

Röschen.

Der Vater ist so ernst, es macht mir Schmerz.
Weg ist die Lust, mit der mein kleines Herz
Den Tag ersehnte. Daß doch das Neujahrkind
Auch solche bitt're Stunden bringen kann!

Ludwig.

Das Neujahrkind? Wer doch den Hokuspokus glauben mag?
Ich einmal nicht, ich habe gute Gründe.

Röschen.

Du böser Bube, bist am Ende Schuld,
Wenn es an unserm Haus vorübergeht.

Ludwig.

Ich will Euch meine Gründe sagen. Seht, —
Im letzten Jahr, da trug das Neujahrkind,

Das zu uns kam, ganz schwarze, schwarze Schuhe,
Und das glaub' ich in meinem Leben nicht,
Daß es im Himmel schwarze Schuhe gibt.

Ernst.

Daß der doch über Alles ab gleich spricht.
Das Neujahrkind war ja ganz klug,
Daß es im Schnee so tücht'ge Schuhe trug!
Es hätt' sich sonst den zarten Fuß zerrissen.

Karl.

Ei, fromme Kinder Alles glauben müssen!

Ernst.

Genug des Streits. Der Vater sprach von Kriegen;
Das muß uns mehr am Herzen liegen.
Wo ist die Trommel, wo ist das Gewehr?
Komm, Ludwig, komm, wir sind ein kleines Heer!

Röschen.

Ich trag' die Fahn', das Kreuz im rothen Feld.

Karl.

Ich blase die Trompete, bin ein kleiner Held.

(Er bläst.)

Ernst.

Ich zieh' den Säbel, kommandir' die Schaar.

Ernst.

Wär' doch der Krieg ein solches Kinderspiel; —
Doch soll er schrecklich, blutig sein.
Man zündet Häuser an, sperrt Männer ein
Und steckt die Kinder an den Spieß zum Braten.
Kosaken sind zum Essen eingeladen.

Karl.

Ihr fürchtet Euch? Ich muß Euch doch verlachen
Und Euch — der Kleinst' — ein wenig muthig machen.
Die Feinde fürchtet Ihr? Ich will sie schon bekommen.
Ich nehme Vaters Säbel und Gewehr
Und ziehe mit. Die Schweiz ist zwar nur klein;
Doch schließt sie (schlägt auf seine Brust) gar große Männer ein.
Ich klebe meinen Schnurrbart an, des Tellen Sohn,
Und jeder Feind, der läuft vor mir davon.

(Röschen schwingt die Fahne, und singend zieht die kleine Armee ab.)

Die Kinder.

Rufst du, mein Vaterland,
Sieh uns mit Herz und Hand
All dir geweiht!

(Ab.)

Dritter Auftritt.

(Die Mutter sieht sich um, schleicht sich mit einem Korbe herein und beginnt die Geschenke auf einem Tische zu ordnen.)

Die Mutter.
Wie glücklich bin ich. In der Kinder Glück
Kehrt meine eigne Kindheit mir zurück.
Man spricht von Krieg, doch einer Mutter Brust
Fühlt heute nur des Hauses stille Lust.
In Gottes Hand sei du mein Land gestellt.
Ich bete nur; das Haus, das ist ja meine Welt.

Röschen (an der Thüre).
Ein Brief, lieb Mütterchen, geschwind;
Er kommt gewiß vom Neujahrkind.

Mutter.
Fort, fort, Du darfst herein nicht sehen.
(Röschen verschwindet.)
Es wird den Kindern wol wie uns einst gehen,
Daß uns vor Neugier fast das Herz zerbrach. —
Ein Brief. Vom Bruder meines Mannes? Schön,
Den will ich flugs zu den Geschenken legen;
Sie lieben sich. O allerliebst! Es trifft sich fein.
Der Brief wird ihm die schönste Gabe sein.

Vierter Auftritt.

Der Vater (an der Thüre).
Lieb Frauchen, dürfen wir herein?

Die Mutter (klatscht in die Hände).
Kommt nur und seht, was über Nacht
Das Neujahrkind Euch Allen hat gebracht.
(Alle springen herein.)

Röschen.
Wie schön! die Puppe und das kleine Stübchen!

Ernst.
Die schönen Bücher und die Bilder, seht!

Ludwig.
Die Schuhe, seht, zum Schlittschuhlaufen!
Und hier ein Steckenpferd. Ich hör es schnauben,
(Er reitet durch die Stube.)
Ich will doch an das Neujahrkind noch glauben.

Vater.

Was hast Du Röschen, daß Du plötzlich weinst?

Röschen.

Ach da ist Spielzeug nur und Zuckerbrod.
Ich will das nicht. Du sagtest, harte Noth
Bedrücke unser liebes Schweizerland,
Und Du gibst kein Gewehr mir in die Hand?

Vater.

Du gutes Kind!

Karl.

Ihr Weiber schützt das Haus,
Wir Männer müssen in das Feld hinaus.

Ernst.

Schau Väterchen, was hier für Dich bescheert.
Ein Brief, ein Brief. Was mag er wol enthalten?

Der Vater (die Schrift erkennend).

Das gute Bruderherz. Es kommt von ihm.

(Er öffnet; das Aufgebot fällt heraus.)

Das Aufgebot! — Er schickt es mir. Wir müssen ziehen.

(liest.)

„Mein Bruder! Hier des Vaterlandes Ruf.
Ich send' ihn dir zu Deines Festes Weihe,
Und stehe bald mit Dir in gleicher Reihe!“

Mutter.

Du ziehst? O meine armen Kinder!

(Man hört in der Ferne trommeln.)

Vater.

Und wolltest Du, daß in so ernster Stunde,
Wo sich das ganze Volk aus Stadt und Land
Erhebt, wo aus den fernsten Thalen
Die Söhne freudig zu der Fahne wallen,
Wo in dem stillsten Dorf die Trommel wirbelt,
Wo aus dem kleinsten Haus ein treuer Bürger tritt,
Daß ich allein, ein Feigling, hier verweilte,
Nicht zu des Landes Schutz zum Rheine eilte?

Mutter.

So ziehe hin und mit Dir zieht Dein Gott
Und meine Liebe. Bist Du einst in Noth,
So denke, daß für Dich vier Engel beten.
Gott wird sie hören, wird Dich retten.

Karl.

Sieh in den Brief. Ist nicht ein Aufgebot
Für mich darin? Hat man den Karl ganz vergessen?
Der Tell zieht aus, und nicht der Knab' des Tellen?
Ich will ihn niemals wieder spielen,
Soll nicht das Spiel im Ernste sich erfüllen.

Röschen.

Wir ziehen mit, wir all', ich mit dem Branntweinfäßchen,
Wie ich es einst auf einem Bilde sah.

Vater.

Und wer bleibt bei der Mutter da?

Kinder (eilen zu der Mutter).

Wir Alle, Alle, wollen trösten sie und schützen.

Karl.

Ich will ihr sein ein treuer Schutz,
Bin zwar nur klein, doch auch ein „Mutz" *).

Vater.

Ja, fasse Muth, mein Weib, und sei auch Du
Des Schweizernamens werth und meiner Liebe.
Denk' an die Schlachten, welche unsre Väter
Bei Sempach und St. Jakob ruhmreich schlugen,
Denk' an den Widerstand, den die zerriss'ne Schweiz
Bei Neuenegg und Schindellegi leistete.
Jetzt ist sie einig, einig wie noch nie.
O könnte ich der Hoffnung stolze Lust,
Die ich empfinde, gießen in jedwede Brust.

(Gruppe.)

Die Mutter (zum Publikum gewandt).

Seht wie sich die Felsen thürmen
Hoch bis in des Himmels Blau;
Unter Wettern, unter Stürmen
Trotzte uns'rer Gletscher Bau.
Es lebt in uns der alte Muth,
Die Berge sind des Schweizers Huth!

Der Vater.

Seht, wie rings die Ströme schlingen
Treuen Sinns ein schützend Band
Mit den blauen Wellenringen
Um das ganze Vaterland.

*) „Mutz", der bernische Ausdruck für Bär, welches Thier im bernischen Kantonswappen zu historischer Berühmtheit gelangte.

Es lebt in uns ein froher Muth,
Die Ströme sind des Schweizers Huth.

Die Mutter.

Seht, wie dort der Knabe eilet
Zu des kleinen Krieges Spiel,
Seht, wie Vaterauge weilet
Bei des Mannes künft'gen Ziel.
Es lebt in uns ein frischer Muth,
Die Jugend ist des Schweizers Huth.

Der Vater.

Seht, wie in den alten Schlachten
Eintracht, Kraft und frommer Sinn
Stets die Ahnen neu entfachten,
Blickt auf diese Ahnen hin.
Ein treu Gedächtniß an den Muth
Der Väter ist des Schweizers Huth.

Die Mutter.

Nimmer könnt Ihr unterliegen,
Wenn Ihr einig vorwärts geht;
Nur die Schweiz kann sich besiegen,
Wenn sie in zwei Lagern steht.
Es stärkt uns unbesiegter Muth,
Ist Treue nur des Landes Huth.

Der Vater.

Seht, wie List und Trugeskünste
Niemals ächten Sieg empfah'n!
Schnell verfliegen Wolkendünste,
Steigt die Sonne himmelan.
Es lebt in uns der Wahrheit Muth,
Das Recht, das ist des Schweizers Huth!

Die Mutter.

Solltet Ihr im Kampfe fallen,
Wittwen führen ihren Sohn
Zu dem Grab, und Rächer wallen
Von der Stätte. Reicher Lohn!
Es lebt in uns getroster Muth,
Die Mütter sind des Landes Huth.

Der Vater.

Muth gefaßt in ernster Stunde
Und empor geblickt zu Gott!
Heilt er nicht die tiefste Wunde?
Wandte er nicht jede Noth?
Es lebt in uns der Väter Muth,
Der Väter Gott ist uns're Huth!

(Gruppe. Unter den Tönen der Volksmelodie fällt der Vorhang.)

Ueber Goethe's Wilhelm Tell.

Von Heinrich Düntzer.

Die dichterische Frucht von Goethe's zweiter, in Begleitung des Herzogs von Weimar unternommener Schweizerreise war das liebliche Singspiel „Jery und Bätely", wo in trefflichster Benutzung des schweizer Hirtenlebens das Aufbrechen der Liebesknospe in der Brust des lange selbstbewußt in sich ruhenden Mädchens zur Darstellung gelangte, das kein Bedürfniß innig theilnehmender, zu einem Dasein mit einem freigewählten Jüngling sich verschlingender Neigung fühlt*). Zu einer tiefer angelegten, aus der volksthümlichsten Sage schöpfenden epischen Dichtung begeisterte sich Goethe auf der dritten, achtzehn Jahre spätern Schweizerreise, aber leider sollte diese eben so wenig als seine übrigen nach „Hermann und Dorothea" unternommenen epischen Arbeiten zur Vollendung heranreifen, ja sie stockte vor aller wirklichen Ausführung und gelangte nicht über den im einzelnen durchdachten und ausgebildeten Plan hinaus, aber den bedeutendsten Einfluß sollte sie auf Schillers großartiges Freiheitsdrama gewinnen.

Schon zweimal hatte der Dichter den Vierwaldstättersee mit seinen gewaltigen Naturwundern angestaunt, ohne sich zu einer dichterischen Schilderung desselben angeregt zu fühlen; die Großartigkeit der Erscheinungen hatte seine Seele so ganz bewältigt, daß ihm nicht einmal ein kleines Lied wie auf dem Züricher See gelingen wollte; am wenigsten konnte auf diesen eiligen, in Gesellschaft unternommenen Durchflügen ein größeres Ganzes sich vor seinem Geist entfalten und Gestaltung gewinnen. Auf der dritten, im Sommer 1797 begonnenen Reise, wo er seinen in Rom gewonnenen Freund, den Maler Heinrich Meyer, in seiner Heimat Stäfa zu besuchen und mit ihm wol Italien zu besuchen gedachte, wehte ihn die lieblichste episch-elegische Stimmung an, die ihm, noch ehe er den Boden der Schweiz betrat, die Lieder von der Müllerin eingab. Hinter Schaffhausen dichtete er die Elegie „Amyntas". Am 21. September langte er zu Stäfa an, wo Meyer's reine Kunstnatur und innigste Gemüthlichkeit die anmuthigste Empfänglichkeit in ihm vollendeten. Schon den 25. schreibt er an Schiller: „Herr-

*) Vergl. Ed. Dorer-Egloff „Blätter und Blüthen" (1852) H. Düntzer im „Morgenblatt" 1852 Nr. 11. Eckardt, Herrich's Archiv, Bd. XIV, Heft 3 und 4.

liche Stoffe zu Idyllen und Elegien, und wie die verwandten Dichtarten alle heißen mögen, habe ich schon wieder aufgefunden, auch einiges schon wirklich gemacht, so wie ich noch niemals mit solcher Bequemlichkeit die fremden Gegenstände aufgefaßt, und zugleich wieder etwas produzirt habe." Den 28. traten die Freunde die Reise nach dem Gotthard an. In Schwyz übernachteten sie am 29. Den folgenden Morgen gelangten sie in einem heitern Augenblicke nach Brunnen, wo die beiden rohen Bilder an dem Sustenhause die Erinnerung der alten Zeit wach riefen, besonders des hier beschworenen ewigen Bundes der drei Kantone. Zu Brunnen eingeschifft, fühlte er sich von den erhabenen Naturwerken und der den See umspielenden Sage mächtig ergriffen. Das Freiheitsrütli erhob sich, von einem Sonnenblick erleuchtet, mit seinem noch frischen Grün über den grünen See; das jenseitige Ufer zeigte am Abhange des Arenberges, zwischen Bäumen versteckt, die Tellsplatte. Hier stiegen sie aus, um die Tellskapelle zu betreten, welche der Kanton Uri ein Menschenalter nach Tells Tod an der denkwürdigen Stelle erbaut, wo der edle Held durch einen kühnen Sprung den Fesseln des grausamen Unterdrückers entging. Flüelen erinnerte an Tells Einschiffung, und das nahe Altorf an den Apfelschuß. Bei der Rückkehr vom Gotthard erfreuten sie sich zum zweitenmal des herrlichen Sees, wo es denn an ortsbelehrenden Gesprächen über Gemsen, Lawinnen und Stürme nicht fehlte. „Wir kamen dem Arenberg näher; ungeheure Felswände ragen aufwärts, man kömmt an eine Halbbucht, dann folgt eine zweite, etwas tiefere, dann die Tellenplatte. Die Beleuchtung war sehr schön, die Kapelle lag im Schatten, die Kronalp, wegen ihrer Krone von Flötzen auf ihrer Höhe so genannt, lag in der Sonne. Alles Menschenwerk, wie auch alle Vegetation, erscheint klein gegen die ungeheuern Felsenmassen und Höhe. Wir fuhren nun quer nach der linken Landspitze zu, wo dann nordöstlich die Schwyzer Mythenberge bald wieder erschienen. Ein Reiger flog auf. Wir kamen am Grütli vorbei, wo man kurz vor der Ecke Flötze wie Mauerwerk und Thürme, so wie Brunnen gegenüber, an der Ecke anmuthig überhängende Bäume sieht. Die Mythen lagen nun in völliger Breite vor uns; noch sah man einen Theil der Landbucht von Schwyz, und die schönen, nicht allzusteilen Matten der Schwyzer rechts am See." Diesmal, wo sie bis Beckenried und später von Stansstad nach Küßnacht fuhren, hatte sich der See so tief seiner Seele eingedrückt, daß sein von strahlendstem dichterischen Lichte verklärtes Bild ihn nicht ruhen ließ; es drängte ihn, dieses in klarster Gestaltung aus sich herauszustellen, es in thätige Bewegung und lebendige Scenerie zu setzen, wozu ihm die ruhmvolle, an diesen Ufern haftende Befreiung der Kantone den glücklichsten, in sich schön abgerundeten, dem Charakter dieser großartigen

Natur durchaus gemäßen, aus ihr gleichsam hervorgewachsenen Stoff bot; denn empfindet der Mensch auch den großen und verderblichen Gewalten gegenüber seine Kleinheit, so erhebt sich dagegen das Gefühl seiner geistigen Macht, seiner unbezwinglichen Freiheit, die frische Natur kräftigt und stählt ihn, er sieht sich auf sich gewiesen, faßt sich muthig beherzt. So erscheint denn Tell als eigentlicher Held des wunderbaren See's; denn er ist ja der Mann der That, der kurz und gut handelt, der sich nicht unterdrücken läßt, sondern wie er die Sturmfluth bewältigt, so allen äußern Bedrängnissen die Stirne bietet, der das Leben keck in die Schanze schlägt, um das Leben zu retten. In solcher Gestalt zeigte sich dem Dichter der Held, dessen Bild sich immer klarer vor seinem Geist entfaltete. Daß er den Plan des Gedichtes bereits damals sich lebendig gedacht, und gar schon auf der Fahrt von Brunnen und Flüelen und auf dem Wege von dort nach Altorf, wie er B. 26, 209 bemerkt, gehört zu den mancherlei Ungenauigkeiten, welche sich Goethe selbst bei seinen späteren Berichten über seine ältern Werke zu Schulden kommen läßt. Küßnacht wurde, wie schon bemerkt, auf dem Rückweg berührt, und von dort, zum Zugersee sich wendend, kamen sie auf der Höhe der beide Seen trennenden Erdzunge, nahe dem Orte, wo Geßler fiel, an die zur Erinnerung der That erbaute Kapelle.

Am 8. Oktober kehrten Goethe und Meyer nach Stäfa zurück, wo gleich am folgenden Tage in Tschudi's Chronik die Geschichte Tells gelesen und die epische Behandlung mit Meyer besprochen wurde. Das Urtheil dieses kunstverständigen Freundes hatte er auch bei „Hermann und Dorothea" so hoch gestellt, und er unterhielt sich mit ihm besonders gern über den verschiedenen Ton und Charakter der Dichtarten. Am 10. ward in Tschudi weiter gelesen, auch die Zeichnung Tells mit dem Knaben, wie sie in der Schweiz auf allen Wegen uns begegnen, genauer besprochen. Vier Tage später berichtet er an Schiller von seinem Plan eines Tell, der ihm viel Zutrauen einflöße. Er sei fest überzeugt, die Fabel werde sich episch behandeln lassen, wobei der sonderbare Fall eintreten werde, daß das Mährchen *) durch die Poesie erst zu seiner vollkommenen Wahrheit gelange, anstatt daß man sonst, um etwas zu leisten, die Geschichte zur Fabel machen müsse. Die Aeußerung soll wohl besagen, daß die That des Tell erst durch seine dichterische Darstellung so erscheine, wie die Sage sie ursprünglich gedacht, als reine Menschenthat, als Verzweiflungskampf des starken Mannes

*) Wenn Goethe sich dieses Wortes hier bedient, so liegt hierin nichts Gehässiges. Er sagte vielmehr im Hinblick auf die geschichtlichen Zweifler gelegentlich einmal: es sei schon groß, an große Thaten zu glauben. Anm. der Red.

um Freiheit und Leben, ohne jede Beziehung auf die Befreiung des Vaterlandes, die ihm erst nach vollbrachter That aufgeht. „Das beschränkte, höchst bedeutende Lokal, worauf die Begebenheit spielt", fährt Goethe fort, „habe ich mir wieder recht genau vergegenwärtigt, so wie ich die Charaktere, Sitten und Gebräuche der Menschen in diesen Gegenden, so gut als in der kurzen Zeit möglich, beobachtet habe, und es kommt nun auf gut Glück an, ob aus diesem Unternehmen etwas werden kann." Schiller ermunterte ihn freundlich und einsichtig theilnehmend zur vielversprechenden Dichtung auf. „Die Idee von dem Wilhelm Tell ist sehr glücklich, und genau überlegt könnten Sie, nach dem „Meister" und nach dem „Hermann" nur einen solchen, völlig lokal-charakteristischen Stoff mit der gehörigen Originalität ihres Geistes und der Frischheit der Stimmung behandeln. — Diese zwei Werke sind auch dem Stoff nach ästhetisch frei und so gebunden auch in beiden das Lokal aussieht, so ist es doch ein rein poetischer Boden und repräsentirt eine ganze Welt. Bei dem Tell wird ein ganz anderer Fall sein; aus der bedeutenden Enge des gegebenen Stoffes wird da alles geistreiche Leben hervorgehen. Es wird darin liegen, daß man durch die Macht des Poeten recht beschränkt und in dieser Beschränkung innig und intensiv gerührt und beschäftigt wird. Zugleich eröffnet sich aus diesem schönen Stoffe wieder ein Blick in eine gewisse Weite des Menschengeschlechts, wie zwischen hohen Bergen eine Durchsicht in freie Fernen sich aufthut." Man sieht, wie Schiller schon damals die Trefflichkeit dieses einzigen Gegenstandes mit feinstem Sinne herausfühlte und selbst innig davon angezogen war, wie passend er den Stoff gerade für Goethe hielt, dessen Meisterschaft in Auffassung und Belebung der landschaftlichen Natur er so sehr bewunderte. Die bedrängenden Kriegsnachrichten aber raubten dem Dichter alle zur Ausführung nöthige Ruhe und Sammlung, und auch das stete Beisammensein mit dem lieben Freunde, die inhaltreichen Gespräche über Kunst, Dichtung, Natur und Leben begünstigten seine Muse nicht, die nur in stiller Einsamkeit, besonders an liebgewordenen, ihn heimisch anwehenden, seine Seele durch nichts Fremdes zerstreuenden Orten, ihm freundlich nahte. Wäre es ihm vergönnt gewesen, nur einen ruhigen Monat in der Nähe des Vierwaldstättersees für sich zu verweilen, so dürfte Deutschland um eines der edelsten Gedichte reicher sein, die Schweiz und besonders der herrliche Freiheitssee sich des schönsten Ehrenkranzes von Deutschlands größtem Dichter erfreuen, aber wir würden dann auch um Schiller's glänzendes Freiheitsdrama gekommen sein, das Tells Namen verherrlichen sollte.

Noch am 21. Oktober las Goethe sich weiter in Tschudi hinein, aber bereits am 21. Oktober ward die durch Gegenwind um einen Tag aufgehaltene Rückreise angetreten, die zur Aus-

führung einer solchen, sinnigste Versenkung fordernden Dichtung keinen Raum bot. Gegen den 20. November finden wir den Dichter wieder in Weimar, wo er in der ersten Zeit zu gar keiner dichterischen Stimmung gelangte. Zunächst dachte er wieder an den „Faust" zu gehen, der ihn auch kurz vor der Reise beschäftigt hatte, um diese ihn so sehr drückende Last abzuwälzen und sich „zu einer höhern und reinern Stimmung, vielleicht zum Tell vorzubereiten". Fortgesetzte Betrachtungen über das Wesen des Epos und Drama führten ihn bald darauf zur Frage, ob zwischen der Ilias und Odyssee nicht noch eine Epopöe in der Mitte liege, woraus sich denn allmählig der Gedanke an eine „Achilleis" bildete. Im Anfange des folgenden Jahres ließen mannigfaltige sonstige Beschäftigungen, unter denen auch die Farbenlehre, ihn zu keiner dichterischen Arbeit gelangen; nur trug er sich mit dem Gedanken einer Fortsetzung der „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderter". Mit der Vollendung des „Faust", die ihm immer am Herzen lag, sah er sich schon, wie er am 3. Februar an Schiller schreibt, für das ganze Jahr beschäftigt. Dagegen mahnte ihn Schiller an seinen „Tell"; denn dieser ist zu verstehen, wenn er am 6. gegen Goethe äußert: „In dem Verzeichniß Ihrer Arbeitspensen für dieses Jahr finde ich Ihre neue Epopöe nicht, da ich doch glaubte, Sie würden schon im Spätjahr*) ernstlich daran gehen können; doch das können Sie ja selbst noch nicht wissen, wie die Göttin Sie führt." An die „Achilleis" mit dem neuesten Herausgeber des Briefwechsels zu denken, geht nicht an, da Goethe noch gar nicht ausgesprochen, daß er die zwischen der Ilias und Odyssee etwa liegende Epopöe auszuführen gedenke. Immer neue Hindernisse hielten ihn von dem längst gehofften und zugesagten Besuche Jena's ab, wo er sich der seiner Muse so sehr zusagenden Einsamkeit des alten Schlosses und des belebenden persönlichen Umgangs mit Schiller zu erfreuen sehnlichst wünschte. Nach der Mitte März 1798 ward ihm endlich ein kurzer Aufenthalt in der lieblichen Saalestadt gegönnt, wo dann über den „Tell" und die sich erst jetzt in seinem Geiste bildende „Achilleis" lebhaft mit Schiller verhandelt ward. „Mein hiesiger Aufenthalt," schreibt Goethe am 23. März an Meyer, „fängt schon an gesegnet zu sein, ob ich gleich die ersten Tage immer sachte zu Werke gehen muß, damit ich statt guter Stimmung nicht eine falsche Schwingung hervorbringe. Meine beiden epischen Gegenstände, sowohl Tell als Achill, haben Schiller's großen Beifall." Nach Weimar früher, als er gewünscht

*) Nämlich nach Vollendung des „Faust". Schon am 25. Dezember 1797 schreibt Schiller an Körner, Goethe werde in acht Tagen nach Jena kommen und seinen „Faust" hier vollenden. Vergl. Schillers Brief an Goethe vom 8. Dezember.

hatte, zurückgekehrt, griff er zum „Faust", wandte sich aber bald zur „Achilleis", worüber er bei seinem kurzen jenaischen Aufenthalt, um die Mitte Juni, mit Schiller sich besprach. Aber in Weimar zog ihn „Tell" an. „Das Beste, was mir indessen (seit der Rückkehr von Jena) zu Theil geworden ist," meldet er den 30. Juni an Schiller, möchte wohl die nähere Motivirung der ersten Gesänge des „Tells" sein, so wie die klärere Idee, wie ich dieses Gedicht in Absicht auf Behandlung und Ton ganz von dem ersten („Hermann und Dorothea") trennen kann, wobei unser Freund Humboldt gelobt werden soll, daß er mir durch die ausführliche Darlegung der Eigenschaften des ersten das weite Feld deutlich gezeigt hat, in welches hinein ich das zweite spielen kann. Ich hoffe, daß Sie meine Vorsätze billigen werden." Ein eigentlich heroisches Epos, wie es Wilhelm von Humboldt in seinen „ästhetischen Versuchen über Hermann und Dorothea" den bürgerlichen entgegengesetzt hatte, sollte „Tell" nicht werden, dagegen durch großartigere Naturschilderungen und ein bewegteres äußeres Leben, das größtentheils in freier Natur und in frischer kräftiger That hervortritt, sich von „Hermann und Dorothea" unterscheiden. Leider verlor sich nur zu bald, besonders durch die dem Theater und den „Propyläen" zugewandte Thätigkeit, die dichterische Stimmung, so daß „Tell" ganz liegen blieb. An Schiller, der zu derselben Zeit den „Wallenstein" zurücklegen mußte, schreibt er am 21. Juli: „Eigentlich sollte man mit uns Poeten verfahren, wie die Herzoge von Sachsen mit Luthern, uns auf der Straße wegnehmen und auf ein Bergschloß sperren. Ich möchte, man machte die Operation gleich mit mir, und bis Michaeli sollte mein „Tell" fertig sein." Im folgenden Jahr griff er wieder zur „Achilleis", die er aber gleichfalls nicht zu vollenden vermochte; „Tell" war zunächst ganz aufgegeben, die Frische des Eindrucks war erloschen, er hatte den Gegenstand zu oft mit Schiller besprochen, durchdacht und im Einzelnsten ausgebildet, und der Augenblick, wo die Dichtung in vollem Flusse sich ergossen haben würde, war ihm durch andere Beschäftigungen und zersplitternde Zerstreuung geraubt worden. An seiner „Achilleis" konnte er eher festhalten, da sie aus einer theoretischen Betrachtung hervorgegangen war; „Tell" aber verlangte die innigste, gemüthlichste Versenkung in den ganz einzigen Gegenstand, der ihm so herrlich erschienen war, aber, da er ihn nicht im rechten Augenblicke ergriffen hatte, sich immer mehr verflüchtigte.

Ueber den Plan seines „Wilhelm Tell" hat Goethe sich in den „Annalen", unter dem Jahre 1804, so wie gegen Riemer und Eckermann ausgesprochen *). Den Tell selbst, bemerkte er,

*) Vergl. Goethe's Werke Bd. 27, 158 f. Riemers „Mittheilungen über Goethe" II, 639. Eckermanns „Gespräche mit Goethe" III, 169 f.

habe er als eine Art Demos (als einen rechten Mann aus dem niedern Volke) darzustellen vorgehabt und ihn deßhalb als einen kolossal-kräftigen Lastträger gebildet, der, die rohen Thierfelle und sonstige Waaren durchs Gebirg hinüber und herüber zu tragen sein Leben lang beschäftigt*), sich um Herrschaft und Knechtschaft nicht weiter kümmere, also gar keinen Antheil am Staate, an der allgemeinen Noth nehme, was freilich zu dem übrigens in den andern Personen kräftig genug hervortretenden Volkscharakter der Schweizer wenig stimmt; sein Gewerbe beschäftigt ihn allein und sein Haus, aber die unmittelbarsten persönlichen Uebel abzuwehren ist er so fähig wie entschlossen. Bei Eckermann nennt er ihn einen „urkräftigen, in sich selbst zufriedenen, kindisch unbewußten Heldenmenschen", gegen Riemer bezeichnete er ihn als gut, aber unbesonnen, und dieser letztere Zug scheint uns für Goethe's Darstellung von Bedeutung. Sein Tell sollte eine schlichte, anspruchlose, an das gewohnte Leben und die Seinen ganz angeschlossene kräftige Natur sein; harmlos und treuherzig lebt er hin, so lange er sich nicht in seinem Treiben gehindert fühlt, läßt sich auch wohl einmal im Gefühl seiner Kraft von einer übermüthigen, doch immer gutwilligen Laune hinreißen; wird er aber in seiner sichern Ruhe aufgestört, in der Grundlage seines Wesens und Lebens angegriffen, da muß er gewaltsam losbrechen und mit rücksichtsloser Kühnheit alles wagen, da muß er fühlen, daß die Natur ihm Kraft verliehen, sich gegen freventliche Unterdrückung und Gewaltthat zu wahren; dem Tyrannen gegenüber erwacht seine Kraft, wie im Kampfe gegen die ihn erfassenden Gewalten der Natur. Harmlos, hülfreich und theilnehmend sehen wir ihn seinen Weg wandeln; als er aber zu Altorf am Hut vorbeigeht, da scheint ihm, wenn wir anders Goethe's Plan richtig errathen, jenes Gebot gar zu lächerlich, und es kommt ihn die Laune an, einmal zu sehen, ob es wirklich Ernst damit sei, was man ihm denn anhaben wolle, wenn er sich einer solchen närrischen Ehrenbezeugung weigere. Von Geßler im grausamsten Mißbrauch seiner Gewalt gezwungen, den Apfel vom Haupt des geliebten Knaben zu schießen, wird er vom tiefsten Haß erfüllt, der ihn nicht ruhen läßt, bis er seinen Todfeind vernichtet; derselbe Bogen, der den Pfeil nach dem Kind entsenden mußte, soll, was auch daraus entstehen wolle, auf das Herz des Frevlers gerichtet sein. Schon im Augenblick, wo er zur schrecklichen That genöthigt ist, steht es bei ihm fest, daß im Fall der Schuß das Kind verletze, Geßler mit dem Leben büßen soll — diesen Fall faßt er gleich ins Auge. Die folgende Behandlung des

*) Goethe's Führer auf den Gotthard im Jahre 1779 erzählten ihm (Bd. 14, 229 f.), wie sie auch den ganzen Winter über Ziegenfelle aus dem Wallis über die Furka nach dem Gotthard trügen.

Landvogts steigert seinen Haß, und er sieht endlich kein Mittel, den weitern Verfolgungen zu entgehen, Gewalt muß Gewalt bekämpfen, er oder Geßler fallen — da bleibt keine Wahl. So ist Tell der kräftige, entschiedene Mann der That, der kühn und fest den Augenblick ins Auge faßt, sich rettet und rächt mit der ihm verliehenen Kraft und der durch Uebung zur Meisterschaft gediehenen männlichen Kunst. Ueber seinen Gegner bemerkt Goethe: „Mein Landvogt war einer von den behaglichen Tyrannen, welche herz- und rücksichtslos auf ihre Zwecke hindringen, übrigens aber sich gern bequem finden, deßhalb auch leben und leben lassen, dabei auch humoristisch gelegentlich das oder jenes verüben, was entweder gleichgültig wirken oder auch wohl Nutzen oder Schaden zur Folge haben kann.“ Gegen Riemer hob er hervor, daß Geßler wenigstens gegen die Weiber freundlich und zuthunlich sein sollte, was auf eine Scene hindeuten möchte, wo Geßler, ehe Tell ihm begegnet, von Frauen angegangen wird und diesen gegenüber sich gnädig erweist — was der Dichter im Gegensatz zu dem grausamen Uebermuth gegen den armen Tell auszuführen gedachte. In Ueppigkeit erzogen, fern vom Volke, das ihm fremd ist, dessen Stolz er demüthigen soll, hat Geßler für seine Leiden, für seine Rechte gar kein Gefühl; ohne böswillig zu sein, freut es ihn, seine Launen durchzusetzen, nur wo man ihm Widerstand leistet, geräth er in Wuth, worin er sich selbst nicht kennt. Die Bedrohung seines Lebens setzt den so feigen als hochmüthigen Menschen in grimmigste Glut, die sich bis zu dem Augenblick steigert, wo Tells Pfeil ihn tödtet; sein letztes Wort sollte wohl den Grimm, von einer solchen Hand zu fallen, noch in einem bittern Fluche aussprechen. So standen sich also nach des Dichters Absicht Tell und Geßler rein persönlich einander gegenüber; der kein Recht als seine Laune kennende Gewaltherrscher findet dadurch seinen Untergang, daß er in tollem Uebermuth gegen einen der schlichtesten und ruhigsten Männer sich das Unmenschlichste gestattet, sein Vatergefühl auf das grausamste verletzt und dadurch die mächtige Naturgewalt in ihm zur Rache und Rettung aufruft. Daß gerade die Verletzung der natürlichsten Gefühle, der heiligsten Rechte übermüthige Gewalt zum Sturze bringe, daß auch der schlichteste Mensch sich nicht unterdrücken lasse, sondern im Verzweiflungskampf seines freien Lebens und Daseins den Frevler vernichte, das ist der Grundgedanke, welchen der Dichter der Sage zu Grunde legte oder vielmehr als ursprünglichen Kern entdeckte und zur Darstellung zu bringen gedachte.

Diese besondere Handlung aber sollte auf dem Boden der allgemeinen staatlichen Verhältnisse hervortreten*). Die Rechte

*) Ueber das Wesen des Epos und die beiden in demselben hervortretenden Kreise sei mir gestattet, auf meine Erläuterungen zu „Hermann und Dorothea“ zu verweisen.

der Schweizer sind durch die würdigen Gestalten von Werner von Stauffacher, Walther Fürst, Arnold von Melchthal u. A. vertreten, welche die Bedrückung durch die fremde Gewalt und die Verhöhnung der überkommenen Freiheiten hervorheben; sie fassen klug und vorbedächtig ihre Plane, das unerträgliche Joch abzuschütteln, und zeigen uns so das innerliche Wirken gegen die immer weiter sich erfrechende Gewalt. „Die ältern (?) Schweizer und deren treue Repräsentanten, an Besitzung, Ehre, Leib und Ansehen verletzt," berichtet Goethe, „sollten das sittlich Leidenschaftliche zur innern Gährung, Bewegung und endlichem Ausbruch treiben." Gegen Eckermann äußert er später: „Das Höhere und Bessere der menschlichen Natur, die Liebe zum heimatlichen Boden, das Gefühl der Freiheit und Sicherheit unter dem Schutze vaterländischer Gesetze, das Gefühl ferner der Schmach, sich von einem fremden Wüstling unterjocht und gelegentlich mißhandelt zu sehen, und endlich die zum Entschluß reifende Willenskraft, ein so verhaßtes Joch abzuwerfen — alles dieses Höhere und Gute hatte ich den bekannten edlen Männern Walther Fürst, Stauffacher, Winkelried und andern zugetheilt, und dieses waren meine eigentlichen Helden, meine mit Bewußtsein handelnden höhern Kräfte, während der Tell und Geßler zwar auch gelegentlich handelnd auftreten, aber im Ganzen mehr Figuren passiver Natur waren." Daß diese Aeußerung in mancher Beziehung die ächt epische Haupthandlung des Gedichts zu sehr heruntersetze, ist nicht zu verkennen; aber Goethe ließ sich in seinen Gesprächen über seine ältern Werke oft sehr einseitig vernehmen und trieb manche Behauptungen auf die Spitze. Die Nennung Winkelrieds scheint auf einfacher Verwechslung zu beruhen; denn daß Goethe den Struth von Winkelried als Vorfahren von Arnold habe hervorheben wollen, ist kaum wahrscheinlich. Den von Tschudi als gleichfalls gegen die schmachvolle Behandlung aufgebrachten Adel von Uri, den Freiherrn von Attinghausen an der Spitze, dürfte Goethe kaum eingeführt haben, da er die Handlung möglichst vereinfachen mußte. Er scheint sich bloß an Tschudi gehalten zu haben, während Schiller auch Müller's „Schweizergeschichte" benutzte.

Ueber Anordnung und Durchführung des Ganzen finden wir keine Andeutung. Da Goethe (Bd. 27, 158) bemerkt, die Stellung des Tell, der unter den reichern und höhern Landsleuten als einfacher Bote bekannt und beliebt gewesen, habe ihm eine allgemeine in Handlung gesetzte Exposition erleichtert, wodurch der eigentliche Zustand des Augenblicks anschaulich geworden, so könnte man meinen, Tell sei nach den drei Hauptpunkten, nach Sarnen, Steinen und Altorf auf seinen Wanderungen gelangt; indessen scheint die nothwendige Vereinfachung der Handlung vielmehr darauf zu führen, daß er nicht am jenseitigen Ufer des See's auftrat. Das Gedicht begann wohl in Stauf-

fachers Hause zu Steinen, wo wir von dem gegen Geßler geschlossenen Bunde vernehmen sollten, vielleicht in einem Gespräche mit Stauffachers Gattin. Hier tritt Tell ein, der von seiner Wanderung und auf Befragen von den Zuständen in Uri, von Zwinguri und sonstigen Bedrückungen erzählt, ohne einen mehr als allgemein menschlichen Antheil daran zu nehmen. Vielleicht sollte Stauffacher ihm schriftliche Aufträge an Walther Fürst mitgeben, den er nicht, wie Schiller nach Müller that, als Tells Schwiegervater darstellte. Von Steinen führte der Dichter den Tell wol am Morgen nach Brunnen, wodurch er zu schönen Schilderungen Gelegenheit erhielt und später den so wichtigen Weg schon hier lebhaft vergegenwärtigen konnte. Wie glücklich der Dichter in solchen für die folgende Darstellung vorbereitenden Beschreibungen des Ortes war, ist jedem genauen Kenner Goethe's besonders aus „Hermann und Dorothea" und den „Wahlverwandtschaften" erinnerlich*). Auf dem im lieblichen Glanze der Morgensonne sich spiegelnden See fährt Tell nach Flüelen; zu Altorf vor dem Hute sich zu beugen, was er nicht für einen ernstlichen Befehl halten kann, vermag er nicht. Er kehrt, nachdem er mit Walther Fürst zusammen getroffen, sorglos nach Bürglen zurück, wo der Dichter denn Gelegenheit fand, sein einfaches Hauswesen und sein glückliches Familienleben anmuthigst zu beschreiben. Am andern Morgen geht er mit seinem Knaben zum Armbrustschießen; auf dem Wege begegnet er dem nach seinem Schlosse zu Küßnacht zurückkehrenden Landvogt. Daß der Apfelschuß nicht so barsch und plötzlich gefordert werden sollte, glaubte Riemer sich zu erinnern, und es lag dies durchaus in Goethe's Natur, der auch Schiller gerade hier zu einer bestimmten Motivirung veranlaßte. Nach Tschudi ließ Geßler den Tell vor sich fordern, wo dieser sich denn entschuldigte, die Sache sei unabsichtlich, nicht aus Verachtung geschehen, und um Verzeihung bat: „Wär ich witzig, so hieß ich nit der Tell (der Einfältige), bitt um Gnad, es soll nit mehr geschehen." Geßler läßt seine Kinder kommen, und befiehlt den Schuß, nachdem er vergebens zu erfahren gehofft, welches von diesen er am meisten liebe. Bei Goethe sollte Geßler den Tell wol zuerst nach seinen Kindern, dann nach dem Ziel seines Weges fragen, woran sich dann die Erwähnung seiner weitbekannten Kunst schloß, und vielleicht war die Art, wie Schiller auf Goethe's dringendes Verlangen die Forderung Geßlers dadurch einleitet, daß der Knabe mit der Geschicklichkeit seines Vaters groß thut, aus Goethe's früherm Plan entlehnt. Geßler sprang bei der Erwähnung von Tells großer Kunstfertigkeit rasch zu dem Befehle über, er müsse seine Geschicklichkeit gleich vor seinen Augen durch einen Meisterschuß bewähren, und erst

*) Wir beziehen uns deshalb auf unsere Erläuterungen beider Dichtungen.

hierbei wird der Uebertretung seines Gebotes Erwähnung geschehen sein. Vergebens entschuldigt sich Tell, er habe es nicht für ernst gemeint gehalten, es sei ihm zu närrisch vorgekommen. Geßler wird dadurch nur mehr erbittert, und bemerkt, er solle froh sein, so leicht davon zu kommen, und sich in Zukunft hüten, seine Befehle für Possen zu nehmen, wobei er auf den Stolz der sich frei und unabhängig dünkenden Schweizer spottete. Im weitern Verlauf konnte Goethe der Chronik durchaus folgen. Denselben Weg, den Tell am vorigen Morgen bei heiterstem Tage gemacht, fährt er jetzt als Gefangener zum Theil bei schrecklichem Sturme bis zur Tellsplatte. Der befreite Held läuft den Berg hinauf, über Morschach bis zur hohlen Gasse, wo er sich im Gesträuch verbirgt. Nach der That eilt er nach Steinen zu Stauffacher, wo er die Verbündeten trifft, und zuerst vom Bunde hört. Tell erzählt seine That; er, der schlichte Bote, ist jetzt, wo er die Unterdrückung so bitter an sich und den Seinen gefühlt hat, zum begeisterten Vaterlands- und Freiheitsfreunde geworden, der mit Entschiedenheit sich den Verbündeten anschließt. Heimlich begibt er sich mit diesen nach Brunnen, und von da über Flüelen nach Altorf; dort wird das Volk aufgeregt, Zwinguri gestürmt und die Freiheit erklärt. So sehen wir denn im Tell, wie die frevelnde Verletzung der heiligsten Rechte den ruhigsten Bürger zur Rache aufruft, ihn zum begeisterten Freiheitshelden macht. Daß bei Tell sich dieses mächtige Freiheitsgefühl erst nach der That entwickelt, er erst nach dieser in den Bund tritt, das ist eine der trefflichsten Erfindungen, auf die sich Goethe besonders etwas zu Gute that. Auch Schiller hat diesen Zug von Goethe angenommen und auf eigenthümliche Weise benutzt.

Als Schiller im Jahre 1803 den von Goethe aufgegebenen Stoff ergriff, benutzte er dabei nicht allein seines Freundes lebhafte Schilderung des Vierwaldstättersee's und seiner Umgebungen, sondern auch manches einzelne mag ihm aus den frühern Unterhaltungen vorgeschwebt haben. Goethe behauptet einmal (Bd. 27, 158), Schiller habe ihm nichts zu verdanken als die Anregung und eine lebendigere Anschauung. Anderwärts (Bd. 27, 208) bemerkt er, wie er zufrieden gewesen, daß dieser aus seinem ihm gar wohl bekannten Plane den Hauptbegriff eines selbstständigen, von den übrigen Verschwornen unabhängigen Tell benutzt habe; denn bei Tschudi ist Tell, ein „redlicher frommer Landmann“, heimlich mit im Bunde. Daß Schiller alles, was von Schweizerlokalitäten im „Tell“ sei, aus seinen Erzählungen habe, äußert Göthe gegen Eckermann (I, 305), und wirklich ist es beachtenswerth, daß Schiller nirgends diese reine, frische Auffassung der Natur zeigt, wie gerade in seinem Meisterschaffe, dem „Tell“. Uebrigens ist Schiller durchaus der Ueberlieferung gefolgt, selbst die so unangenehm berührende Scene mit Jo-

hannes Parricida ruht insofern auf Tschudi, als dieser die Geschichte des Kaisermörders in die Erzählung von der Befreiung der Kantone verflicht, und erzählt, wie die Waldstätte dem Mörder und seinen Mitverschwornen jede Hülfe abgeschlagen. Daß gleich, nachdem Tell am Hute vorbeigegangen, der Apfelschuß folgt, bedingte die Vereinfachung der dramatischen Handlung. Was sonst im einzelnen auf Goethe's Bemerkungen und dessen frühern Plan beruht, läßt sich nicht bestimmen; daß dieser Schiller's „Tell" von Anfang an bis zur Aufführung mit größter Theilnahme begleitete, lehrt der Briefwechsel mit dem Freunde und er berichtet ausdrücklich (Bd. 27, 160), daß sie die Bearbeitung des Gegenstandes immerfort unter einander besprochen, und das Werk mit vereinter Sorgfalt und Mühe zu reichlichstem Lohne auf die Bühne gefördert.

Nach Schiller's Tod, dessen „Demetrius" Goethe eine Zeit lang zu vollenden gedacht hatte, beschäftigte ihn aufs ernstlichste die neue Ausgabe seiner Werke. Hiebei kamen auch die beiden unvollendeten epischen Gedichte, die „Achilleis" und „Tell" wieder zur Sprache. Die erstere entschloß er sich künftig als Roman zu behandeln, und nur den vorhandenen Anfang mitzutheilen. Den „Tell" besprach er am 16. Januar 1806 nach Tische mit Riemer, dem er seinen Plan mittheilte, allein zu vieles bedrängte ihn damals, als daß er zur wirklichen Ausführung hätte gelangen können; auch mochte die Erinnerung an den hingeschiedenen Freund, den er so oft davon unterhalten, der den Gegenstand in anderer Weise so vortrefflich dargestellt hatte, die reine Stimmung zu sehr trüben. Wenn er selbst bemerkt, die Lust, wieder einmal Hexameter zu schreiben, habe die Ausführung begünstigt (Bd. 27, 209), so mag diese Lust doch in der Wirklichkeit nicht gar zu groß und eben so wenig bestimmend gewesen sein, als die Andeutung, die Unbestimmtheit der deutschen Prosodie habe ihn im Jahre 1798 von der Ausführung zurückgehalten (Bd. 27, 159), irgend begründet sein dürfte. So sollte denn das so schön angelegte Gedicht unausgeführt bleiben, das, wie Goethe fühlte, auch neben Schiller's „Tell" seine Stelle behauptet haben würde, da es dem Dichter die glücklichste Gelegenheit bot, seine reiche Gestaltungskraft, besonders seine Gabe frischer reiner Naturschilderung, und die ganze Gemüthlichkeit seiner Seele herrlich zu entfalten. Gegen Eckermann bejahte er die Frage, ob nicht die in Terzinen geschriebene prächtige Beschreibung des Sonnenaufgangs in der ersten Rede des wiedererwachten Faust aus der Erinnerung der Natureindrücke des Vierwaldstättersee's entstanden; das sei aber auch alles, was er aus dem Golde seiner Telllokalitäten sich gemünzt, das übrige habe er Schiller überlassen. Indessen dürfte die Erscheinung, die er hier schildert, den Dichter auch anderwärts auf seinen Schweizerreisen erfreut haben, und fast sollte man

glauben, der erste Anblick der die Gipfel der Berge vergoldenden aufgehenden Sonne, der ihm gewiß schon auf seiner ersten Schweizerreise zu Theil ward, hätte sich auf das lebhafteste seinem Geist eingeprägt. Wenn Goethe übrigens daselbst gegen Eckermann bemerkt, er habe schon gelegentlich seine Hexameter zu dem schönen Gegenstand gesammelt, der ihm in der Tellsage und dem See aufgegangen, so dürfte das eben so wenig genau sein, als seine Angabe, wie er den See sich in den verschiedensten Scenen gedacht, wobei er zum Theil an Schiller's „Tell" sich erinnert zu haben scheint. „Ich sah den See im ruhigen Mondschein, erleuchtete Nebel in den Tiefen der Gebirge. Ich sah ihn im Glanz der lieblichsten Morgensonne, ein Jauchzen und Leben in Wald und Wiesen. Dann stellte ich einen Sturm dar, einen Gewittersturm, der sich aus den Schluchten auf den See wirft. Auch fehlte es nicht an nächtlicher Stille und an heimlichen Zusammenkünften über Brücken und Stegen." Ueberhaupt hat jene späte, dem Jahre 1827 angehörende Aeußerung gegen Eckermann die wenigste Gewähr. Die Angaben in den „Annalen" scheinen sich zum Theil auf frühe Aufzeichnungen, ja wohl auf ein noch vorhandenes Schema zu gründen. Riemer bemerkt in seinem Nachlasse, so viel er sich nach 29 Jahren noch erinnere, habe Göthe im Jahre 1806 ihm etwas über den „Tell" in die Feder dictirt. Den gewaltigen Eindruck, den der wundervolle See auf ihn geübt, hat er in den Reisebriefen von der dritten Schweizerreise in einfachstem Bericht wiedergegeben; auch in der kurzen, aus Tagebuchsangaben geschöpften Darstellung der ersten Schweizerreise in „Wahrheit und Dichtung" gedenkt er mit Beziehung auf die hier sich abspielende Tellsage des „Labyrinths dieser Felsenwände, die, steil bis an das Wasser hinabreichend, uns nichts zu sagen haben." Und in ernst gerührter Erinnerung fügt er hinzu: „Sie, die Unerschütterlichen stehen so ruhig da, wie die Coulissen eines Theaters; Glück oder Unglück, Lust oder Trauer ist bloß den Personen bestimmt, die heute auf dem Zettel stehen." Ewig schade, daß Goethe's Aberglaube, von seinen Planen, wenn sie zur Ausführung gelangen sollten, nichts mittheilen zu dürfen, sich beim „Tell" bestätigen, und er, da er den rechten Augenblick hatte vorübergehen lassen, nicht dazu kommen sollte, die reiche, großartige Natur des ernst erhabenen See's in Scene zu setzen. Sein „Tell" würde „Hermann und Dorothea" würdigst zur Seite stehen; denn wie dieser uns im still gemüthlichen, anspruchlosen Jüngling eines deutschen Landstädtchens zeigt, daß die Liebe den Jüngling auf einmal zum Mann entwickelt, so sollte der schlichte Schweizerbote, wozu er sein Vorbild in manchen tüchtigen Führern der Schweiz gefunden*), das zur Darstellung

*) Von anderer Art ist der St. Christoph in den „Wanderjahren", der

bringen, was übermüthige, auf ihre Bajonette und ein fabelhaftes göttliches Urrecht stützende, die wahre Grundlage des nur auf Recht, Treue, Liebe und edler Menschlichkeit ruhenden Staates verkennende Herrschsucht niemals lernen wird, daß frevelhafte, übermüthige Unterdrückung den stillsten, beschränktesten Menschen, wenn er das Heiligthum seiner gottverliehenen Menschenrechte geschändet sieht, zur Rache treibt und zum begeisterten Vorkämpfer der Freiheit erhebt. Diesen Gefühlen hat Goethe in seinem „Egmont" den beredtesten Ausdruck verliehen, und wer gedenkt nicht mit bewegter Seele der herrlichen Feier des sich befreienden Griechenlandes im zweiten Theile des „Faust", in seinem Euphorion!

Keine Wälle, keine Mauern,
Jeder nur sich selbst bewußt;
Feste Burg, um auszudauern,
Ist des Mannes eh'rne Brust.

Wollt ihr unerobert wohnen,
Leicht bewaffnet, rasch ins Feld;
Frauen werden Amazonen
Und ein jedes Kind ein Held.

Lieder für Musik,

von

Friedrich Oser.

1.

Des Vögleins Glaube.

Schon wagt's ein Vöglein wieder,
Und probt sein Schnäbelein;
Vom kahlen Baume nieder,
Wie klingt es hell und fein!

Und sieh, noch ringsum tragen
Ihr graues Kleid die Au'n;
Die Sonne nur mit Zagen
Will hold vom Himmel schau'n.

---

viel humoristischer behandelt ist. Den Garnträger daselbst hatte Goethe aus den Schilderungen seines Freundes Heinrich Meyer gewonnen, wie wir aus seinem Briefe an diesen vom 3. Mai 1810 sehen.

Da hobest du die Schwingen
Zum ersten Liede gleich:
O Vöglein, möcht' ich singen,
Wie du an Glauben reich!

2.

Wanderlied.

Flatternde Lüfte! was zieht ihr um's Haus?
Merk's wohl, ihr möchtet mich locken hinaus!
Dank euch! schon greife zum Stock ich und Hut:
Wandern, so froh machts's und frisch ja das Blut!

Lustige Vögel! aus luftigem Reich
Grüßt ihr mit schmetterndem Jubel mich gleich!
Sangen so oft schon zusammen im Tann,
Heut' auch laßt sehen, wer's froher wohl kann!

Blühende Wipfel! und nickt ihr mir zu,
O! wie das wieget die Seele zur Ruh!
Daß wie vor Zeiten ich selig mich freu',
Und wie ein Kindlein bin glücklich auf's Neu'!

Sonnige Matten! so schimmernd, so grün!
Hei! wie das Auge muß heiter da sprüh'n!
War wie das Bächlein, das munter dort flieht,
Frei wie das Völklein, das eilig dort zieht!

Strahlende Berge! zu euch doch, zu euch
Rastlos mich zieht es hinan durch's Gesträuch!
Weithin zu schauen die duftige Pracht,
Droben zu loben des Ewigen Macht!

3.

Heimathlied.

Und so lang ich noch jauchz', — meine Freud' auf der Welt
Muß auf dich, ja auf dich und dein Glück sein gestellt:
O du herrliches Land,
Du mein heimisches Land,
O du Schweiz, wie ich keins unterm Himmel noch fand!

Und so lang ich noch lieb', — in der Freud' und im Leid,
In der Fern' und daheim bleib' ich treu dir allzeit:
O du theuerstes Land,
Du mein heimisches Land,
O du Schweiz, keine Macht kann zerreißen das Band!

Und so lang ich noch bet', — aus der Seele mein Fleh'n
Steigt für dich zu dem Herrn, und er wird mich versteh'n:
O du glückliches Land,
Du mein heimisches Land,
O du Schweiz, hüte Gott dich mit liebender Hand!

Und so lang ich noch leb', — meine Hab' und mein Gut,
Meine Kraft weih' ich dir und meinen Muth und mein Blut:
O du freiestes Land,
Du mein heimisches Land,
O du Schweiz, wie ich keins unterm Himmel noch fand!

An die Biene.

Von Eduard Dorer-Egloff.

Wie der Lenz im duftigen Kranz von Blüthen
Aus dem Winterschlafe die Erde küsset
Und im Grün der schmeichelnden Hoffnung selig
Lächelt die Erde,

Wachst du, Bienchen, auf aus dem stillen Schlummer,
Fliegst umher und nippest mit feinem Sinne —
Um der Wabe Zellchen mit Seim zu füllen —
Nektar aus Blüthen.

Ruhe gönnst du nicht dir im süßen Werke
Bis die letzten Düfte der Sturm verwehet,
Und mit milder Hand die Natur die Augen
Wieder dir schließet.

O wie bist, mein Bienchen, beglückt du immer;
Nur der Freude stehet dein Auge offen,
Und du schauest nimmer die blüthenlosen
Stunden des Schmerzes.

Gleich dir sammelt liebeumblüht der Sänger
Süßen Stoff für seinen Gesang; o könnte
Er, wie du, beim Scheiden der Liebe schlummern,
Schlummern auf ewig!

Wie Interlacken ein Kurort ward.

Aus dem handschriftlichen Nachlasse des im Jahr 1850 zu Biel gestorbenen Pfarrers J. C. Appenzeller.

Interlacken! — wer hat nicht schon von dieser Idyllenwelt des Bernerschen Oberlandes gehört! Höpfner gab uns zu Anfang dieses Jahrhunderts in seiner Isis (einer Monatschrift von deutschen und schweizerischen Gelehrten) ein so bezauberndes Gemälde von dem Elysium zwischen dem Brienzer- und Thunersee, daß sich jeder für Naturschönheiten empfängliche Leser unwiderstehlich gedrungen fühlt, wenn irgend möglich dies schweizerische Tempe zu besuchen.

Dort lebte ebenfalls Anfangs dieses Jahrhunderts, und zwar im schönen geräumigen Schlosse, der berühmte Transparentenmaler König von Bern, der würdige Zögling Freudenbergers, dessen Naturgemälde noch jetzt so gesucht sind. Dieser Maler König kündigte im Jahr 1802 in obbemeldeter, damals weitverbreiteter Zeitschrift Isis und in mehreren andern öffentlichen Blättern eine Ziegenmolken-Anstalt in Interlacken an, und empfahl sein schönes Schloß zum Aufenthalt und zur Bewirthung der Kurgäste. Dadurch ward ich — der ich damals in Winterthur als Lehrer lebte — veranlaßt, einige meiner dortigen Freunde zu bewegen, eine gemeinschaftliche Reise dorthin zu machen, und diese neuerrichtete Ziegenmolken-Anstalt zu benutzen. Quartier zum voraus zu bestellen, hielten wir für unnöthig, sondern reisten ganz wohlgemuth und voll schöner Erwartungen im Sommer 1803 durch die kleinen Kantone über den Brünig nach Brienz, mietheten dort bei hellem Mondenscheine ein Schiffchen, um noch an demselben Abende im Schlosse Interlacken unser Quartier beziehen zu können.

Diese Fahrt in einer der schönsten Sommernächte gewährte unserer Phantasie einen eigentlichen Götterabend. In der Nähe vom alten Ringgenberg tönten uns die Gesänge von badenden Mädchen entgegen. Die einfachen Melodien verhallten in dem plätschernden Ruderschlage unserer Schiffleute, die bei der Brücke unten an Golzwyl, wo die Aare ausmündet, anhielten. Von dort führt ein lieblicher Weg längs dem Ufer unter hohen Wallnußbäumen, dann links an der alten Klostermauer vorbei nach dem Schlosse Interlacken. —

Die ungewohnte Stille, welche schon überall waltete, fiel uns auf. Es mochte kaum halb zehn Uhr Abends sein; — nirgends brannte ein Licht. „Die Kurgäste müssen hier früh zu Bette gehn,“ sagten wir uns gegenseitig. Behutsam klingelten

wir an der Schloßpforte an, und als Niemand erschien, zogen wir stärker und immer stärker. Endlich vernahmen wir Tritte und erblickten Licht. „Was gibt's so spät" — murrte von innen heraus durch die noch immer verschlossene Thüre eine Stimme. „Wir sind Fremde," erwiderte einer von uns, und wollen hier logiren, da wir bei Euch eine Kur zu machen gedenken." —

„Hier ist nichts zu logiren, und um die Cour zu machen, „ist's zu spät, da der Herr Landvogt zu Bette geht, und die „Herrschaft um diese Zeit Niemanden empfängt." Die Thür war unterdessen aufgegangen, und der französische Bediente verdeutete uns: dort drüben sei das Gasthaus, dort könnten wir logiren. Von Herrn König und von einer Kuranstalt wußte er hingegen auch nicht ein Wörtchen Bescheid.

Der Wirth vom Gasthause ward geweckt. Caspar, so hieß er, nahm uns freundlich auf. Raum war genug vorhanden, denn wir waren die einzigen Gäste. Man stelle sich unser Erstaunen vor. Auch der Wirth wußte von allem nichts, was wir von der Ziegenmolken-Anstalt von Interlacken aus unserer Isis und andern öffentlichen Blättern ihm zu verstehen geben wollten. Er wie wir schienen zu träumen. Endlich bemerkte er uns: der Maler „König" wohne jetzt in Unterseen; wir sollten ihn morgen selbst fragen; es sei nicht weit zu ihm. Wir sahen einander forschend an, und wußten nicht, ob wir uns mehr über unsere verfehlten Hoffnungen ärgern, oder aber über dies Abentheuer lachen sollten. Wer je in ähnlichen Lebenslagen gewesen ist, der kann sich eine Vorstellung machen, in welch' schneidendem Kontraste jetzt die kahle Wirklichkeit, trotz der herrlichen Mondbeleuchtung und trotz der Syrenengesänge am Fuße der Burgruinen von Ringgenberg — mit der hohen Erwartung stand, mit welcher wir so eben angelangt waren.

Am folgenden Morgen eilten wir in aller Frühe zu Herrn König. Dieser erschrack nicht wenig, da wir ihm unser Anliegen vorbrachten und machte uns tausend Entschuldigungen: „die politische Lage habe sich anders gestaltet; Niemand habe sich auf seine Ankündigung einer Kuranstalt gemeldet; das ganze Unternehmen habe man aufgegeben; er selbst habe einem seither eingesetzten Oberamtmann seine frühere Wohnung — das Schloß zu Interlacken wieder überlassen müssen; er bedaure von Herzen unsere vergebliche Reise und unsere getäuschten Hoffnungen; wenn wir indessen uns entschließen könnten, dennoch einige Zeit hier zu bleiben, so empfehle er uns den Herrn Doktor Aebersold zu Aarmühle, der wahrscheinlich schon Ziegenmolken werde zur Hand bringen können."

Auf diese Auskunft hin verließen wir unsern gutmüthigen, durch seine ausgezeichneten Kunstleistungen im Fache ländlicher Scenen so berühmt gewordenen Maler König, und eilten zum

bezeichneten Doktor Aebersold. — Dieser wohnte in einem niedlichen hölzernen Häuschen, das versteckt unter andern etwas schwer aufzufinden war. Er lächelte, als wir ihm unser Anliegen vortrugen, und sagte dann ganz naiv: „Gaißen weiß ich genug; an Milch wird's auch nit fehlen, und d'Schotte will ich schon machen — nur müssen die Herren ein wenig Geduld haben.“ Dieser Mann, mit so vieler Natürlichkeit, wußte uns gleich so für sich zu gewinnen, daß wir uns zu bleiben entschlossen. Auch waren wir wirklich bei ihm sehr gut aufgehoben. Eggetschwyler, ein Professor aus Solothurn, gesellte sich noch zu uns. Wir wurden unsers Aufenthaltes so froh, daß wir unserm Aebersold versprachen, über's Jahr wieder zu kommen. Er seinerseits verhieß uns zweckmäßigere Einrichtungen und gelobte uns, für jede wünschbare Bequemlichkeit, wie Bäder, und dgl. zu sorgen, wenn wir unsrerseits ihm brav Rekruten zuführen würden.

Wir hielten gegenseitig Wort. Im Jahr 1804 stieg unsere Zahl schon auf acht Personen. Escher und der treffliche Eggetschwyler, die das erste Mal mit uns da waren, konnten freilich ihr gegebenes Versprechen nicht mehr lösen; denn beide waren innert Jahresfrist zu den Schatten ihrer Väter hinabgestiegen. Aber die Breitinger, Vater und Sohn von Zürich, die Künstler Johann Heinrich Meyer und Heinrich Maurer, Bidermann von Winterthur, alt-Schultheiß von Grafenried von Burgdorf und andere fanden sich ein, und blieben mehr oder weniger Tage und Wochen. Auch unser liebe Aebersold, der überaus einfache aber doch sehr geschickte und verständige Arzt, hatte das Seinige bestens gethan . . . . er fand sich ermuntert, und wir verhießen ihm auf's Jahr 1805 den dritten Besuch.

Das Alpenfest von Unspunnen, ganz nahe bei Interlacken, hatte im Jahr 1805 eine Menge von Fremden und Einheimischen aus allen Kantonen herbeigezogen. Der nachherige Schultheiß von Mülinen erwarb sich mit einigen andern angesehenen Bernern ein großes Verdienst, durch seine eben so zweckmäßigen als eigenthümlichen Anordnungen, wodurch dieses Fest ein wahrhaft nationales und allseitig befriedigendes wurde. Von nah' und ferne strömten ganze Schaaren Festfeiernder hinzu, und bei diesem Anlaß lernte man dies wunderschöne Thal auch in der Ferne kennen, und von da an war die Gaißmolken-Anstalt zu Interlacken gesichert.

Und jetzt — jetzt ist das freundlich heimische Interlacken verschwunden, und an seine Stelle eine großartige Pensionswelt getreten. Es entstunden Casinos, Kaffeewirthschaften, Lesekabinette; ein Hotel nach dem andern, und eines schöner als das andere wachsen wie aus dem Boden hervor. Jeder neue

Unternehmer sucht seine Vorgänger zu überbieten an Bequemlichkeits- und an Luxusartikeln. Dampfschiffe und Kutschen aller Art bringen und fördern die Reisenden und Gäste aus allen Gegenden Europa's her und hin, und das sonst so stille einsamliche Neuhaus am Thunersee ist zu einer förmlichen Dampfschiff- und Equipagen-Station umgewandelt. Jetzt wimmelt's von Individuen aus allen Nationen, und als ich das letzte Mal dies Ländchen besuchte, so kannte ich mich nicht mehr; denn Häuser und Menschen sind ganz anders geworden; selbst die Landestracht dieser Thalbewohner, so wie ihre Sitten und Gewohnheiten haben ihre Eigenthümlichkeit verloren, und eine künstlichere gezierte Richtung angenommen. Nur die erhabene Natur ist sich gleich geblieben, und der Anblick ihrer unveränderlichen Majestät und rührend erhabenen Schönheit, der mein Auge fesselte, rief mir auch jene glücklichen Tage wieder in's Gedächtniß zurück, da ich mit wenigen Auserwählten hier das Zeitalter der theokritischen Hirtenwelt zu sehn und zu genießen glaubte. —

Das goldene Kegelspiel auf Ruchenberg.

Bündnersage von Neithard.

Am Scaläratobel weilte schluchzend eine junge Frau;
In die Flut, die wild enteilte, fiel ein bitt'rer Thränenthau;
Ihr am Busen, wohlgemuth, lag ein Kind wie Milch und Blut.

Ach, sie war das Weib des frommen Ruchenberg, der ostwärts zog.
Als die Mahnuug allvernommen durch die Christenlande flog:
„Macht das Grab des Heilands frei, daß das Kreuz erhoben sei!"

Wie im Walde Wölf' und Bären — hält der Jäger lange Rast —
Also mehren, die begehren jetzt sein Gut, sich täglich fast;
All' sein Land ist Jenen schon, die nun auch sein Haus bedroh'n.

Darum weint das Weib des armen Dagobert von Ruchenberg!
Doch mit Blicken voll Erbarmen steht vor ihr ein kleiner Zwerg:
Plötzlich war, wie hergehaucht, er der finstern Schlucht enttaucht.

Goldnes Hauptbaar schmückt den Kleinen, ein Gewand von Rosenduft,
Eine Kron' aus edeln Steinen ... winkend weist er in die Kluft:
„Fürchte nicht des Abgrunds Dräu'n; folge mir, dich soll's nicht reu'n!"

Und sie folgt, ob auch mit Aengsten; doch ein Pfad, der sich enthüllt,
Hätte wohl des Allerbängsten Herz mit Zuversicht erfüllt,
Denn er führt, belegt mit Moos, sicher in des Abgrunds Schooß.

Dunkel wird es, wie im Grabe und der letzte Strahl entschwand;
Doch der Zwerg mit goldnem Stabe schlägt gebietend an die Wand —
Schau, da fährt ein Felsenstück und da wieder eins zurück!

Und umtönt von sanftem Schalle folgt die edle Frau dem Zwerg
Durch die lichte Wunderhalle, mitten in den Elfenberg,
Wo der lust'gen Diener Schaar stiller Art geschäftig war.

Von Karfunkeln und Smaragden ward die weite Wölbung hell,
Gold- und Silbersäulen ragten an die Decke, als Gestell;
Doch auf all' den Glanz und Schein folgt ein traulich Kämmerlein.

Hier, auf schweißgetränkten Pfühlen, strebt umsonst ein Elfenweib
Ihres Kindes Durst zu kühlen; fiebrisch glüht des Knaben Leib.
Drum der Elfe: „Still' dies Kind, daß es frische Kraft gewinnt!

„Groß, in Wahrheit, ist dein Jammer und zur Klage hast du Grund;
Doch gefeit blieb deine Kammer — ach, dein Kind, es ist gesund!
Edles Weib, o sei uns hold: spende Milch, wir spenden Gold!

„All' dein Gut, es ging verloren und man ließ dir kaum den Stein;
Traurig ist es, hochgeboren und verarmt und elend sein —
Nährest du den Knaben mein, sollst du wieder glücklich sein!

„Deinen Feinden bring' ich Schande, deinen Freunden bring' ich Glück,
Führ' aus fernem Heidenlande deinen Gatten dir zurück;
Deines Kindes Wohlergeh'n soll in meiner Obhut steh'n."

Und Frau Bertha nimmt den Knaben von der Elfenmutter Brust:
„Ei, wer thut für Mieth' und Gaben, was man thut aus Pflicht und Lust?"
An den Busen weiß und lind legt sie rasch das Elfenkind.

Und das trinkt in tiefen Zügen der Genesung reichen Quell,
Bis ein kräftiges Genügen seinem Blick entstrahlet hell.
Sieben Tage treibt sie's so, dann beginnt der Elfe froh:

„Sieh, genesen ist der Kranke, uns're Wünsche sind am Ziel.
Kehr' nun heim und nimm zum Danke dieses gold'ne Kegelspiel;
Traun, durch diesen Talisman sind wir All' dir unterthan!

„Nur der Mißbrauch lähmt den Zauber, denn der Tugend dient er blos
Und vom Schwelger, wie vom Klauber, sagen sich die Elfen los;
Was wir dir verlieh'n, entreißt ihm der Erde finst'rer Geist.

„Soviel Kegel auf zehn Schritte diese Silberkugel fällt —
Traun, so manche Herzensbitte wird erfüllt, die du gestellt;
Und, so lang's der Gabe werth, hegt dein Haus, was wir bescheert."

Freudig mit dem Zauberspiele kehrt die Dame heim im Lauf;
Auf des Rittersaales Diele stellt sie's flugs und zierlich auf —
Wirft und fällt der Kegel drei, und drei Wünsche steh'n ihr frei:

Schnelle Rückkehr ihres Gatten und der Ehe süßes Glück,
Die entriss'nen Höfe, Matten wünscht sie gläubig sich zurück;
Dann — genügsam — in den Schrein schließt den Talisman sie ein.

Und, begrüßt vom Thürmerhorne, reiten die Verfolger ein:
„Laßt, o Freifrau, hochgeborne! unsern Zwist begraben sein!
Eure Güter, Stück für Stück, nehmt im Frieden sie zurück!“

Und zum zweiten Male hornte hell und gell der Thürmerzwerg,
Und sein Roß, das müde, spornte in den Hof Herr Ruchenberg,
Flog treppauf und liebeswarm in der theuern Gattin Arm.

Welch' ein heiter Leben kehrte mit ihm ein in's Vaterhaus!
Reicher, als ihr Herz begehrte, goß sich Segen drüber aus:
Geisterhände thaten sacht unterbrochnes Werk bei Nacht:

Fegten, wegten, drehten, nähten, heizten, beizten ungeseh'n,
Fügten, pflügten, sä'ten, mähten vor der Sonne Aufersteh'n,
Weilten, wenn der Hausherr schlief, eilten, wenn die Hausfrau rief.

Oft bei Nacht erklang die Dresche und die Relle, sonder Licht;
Stündlich trocknete die Wäsche, Sonnenhelle braucht' es nicht —
Flugs ging Alles von der Hand, weil sich immer Hilfe fand.

Und es schwoll des Hauses Fülle; doch der Leiber Kraft verging,
Bis die Gruft des Ritters Hülle in Churwaldens Dom umfing;
Dame Bertha folgt' ihm nach. Doch bevor ihr Auge brach,

Uebergab sie noch dem Sohne feierlich den Talisman:
„Wend' ihn, mahnt sie, wend' ihn ohne große Drängniß nimmer an;
Hinterlaß' ihn mit der Zeit deinen Kindern unentweiht!“

Doch ihr Sohn, der Junker Peter, er, der Elfen Gunst nicht werth,
Bettet in die Gruft der Väter Bertha neben Dagobert;
Keine Zähre weinte Dank auf den Stein, der niedersank.

Gierig zu dem Zauberspiele eilt der Erbe dann im Lauf;
Auf des Rittersaales Diele stellt er's flugs und zierlich auf —
Wirft und fällt der Kegel drei und drei Wünsche hat er frei.

Und er sprach: „Die Frau von Vilters hat mir's züchtig angethan;
Heut' noch, mit dem Arm des Kilters, will ich siegreich sie umfah'n —
Sanft hab' ich sie angefleht, schnöde hat sie mich verschmäht!

„Und so wünsch' ich denn zum Zweiten lustige Gesellen her,
Ob — zu Späßen anzuleiten — auch der Teufel drunter wär'!
Ich bin weder feig noch fromm: selbst der Teufel sei willkomm!

„Und ein Mal wünsch' ich zum Dritten, wie kein gleiches je gedampft:
Nachtmahlbrode fein zerschnitten, Königsperlen fein zerstampft
Und in Gold und Edelstein: Jesu Christi Thränenwein!“

Sprach's, und angezezeigt vom Horne, ritt durch's Thor ein Frau'n-bild ein:
„Nimm mich, Peter! die Verlorne ist mit Leib und Seele dein;
Ließ ich nicht aus Lieb' zu dir Kind und Gatten hinter mir?“

„So ist's recht!“ Dem Thürmerhorne — horch! entschallt ein frischer Ton;
Festgesellen, auserkorne, jagen in den Schloßhof schon:
„Auf, zum Lust- und Leichenmal! Reich gerüstet ist der Saal!“

Wild hinauf zur Ritterhalle stürmt der ungestüme Troß;
Bald vom gellen Freudenschalle wiederhallt das ganze Schloß —
Doch aus all' dem Saus und Braus ragt ein fremder Gast heraus:

Ganz gehüllt in Stahl und Leder, glänzend schwarz, sitzt er am Tisch;
Lustig nickt die rothe Feder, wenn er lacht; und immer frisch
Von den Lippen strömt's ihm toll, gottvergessen, sündenvoll!

Keiner fraget: Wer? Von wannen? ihn, der hier allein befiehlt
Und aus all' den vollen Kannen wüthend nach der Seite schielt,
Wo, in Nacht zurückgedrängt, Christi Gnadenbildniß hängt.

Doch auch Keiner kennt den zweiten fremden, kleinen, trüben Gast,
Der, im Trauerkleid, dem weiten, nicht zu dieser Sippschaft paßt;
Dessen Winken schmerzlich still nicht verstanden werden will.

Welch' ein Schwärmen, Lärmen, Pochen, Fluchen, Lästern, Toben, Schrei'n!
Des erhitzten Blutes Kochen nähren sie mit Flammenwein;
Frech — der Tollst' im tollen Schwarm — wiegt der Wirth sein Lieb im Arm.

Und sie überhören Alle, wie die Geisterstunde schlägt,
Merken nicht, wie aus der Halle Christi Bild der Kleine trägt,
Schauen nicht den dunkeln Gast, wie er wächst zur Decke fast,

Nicht das Glühen seiner Blicke, nicht des Mundes Hohngegrins,
Ahnen nicht, wie das Geschicke durch ihn zahlt mit Zinseszins —
Bis der Ruf sie niederschlug: „Folgt mir nach; es ist genug!“

Schnell ernüchtert stand die Rotte — fröstelnd jetzt und erst so warm;
Welch' ein Scheusal wiegt zum Spotte sich in Junker Peters Arm:
Spitze Nase, rothes Haar und ein triefend Augenpaar!

Mit den Knochenfäusten faßt sie den entsetzten Junker an,
Mit ihm folgt dem fremden Gast sie. Dieser schreitet stumm voran,
Bleibt dann harrend an den gäh'n Wänden der Scalära steh'n.

Schaurig rauscht der Wald im Dunkeln, Blitze leuchten, Donner murrt,
Glüh'nde Wolfesaugen funkeln und die Vespertile surrt — —
Schrei um Schrei und Fall um Fall — unter dumpfem Wiederhall...

Und in Flammen und Gekrache bricht ein schrecklich Wetter los,
Uebergellt von wilder Lache aus der Tiefe Flammenschooß
Hah, wie knistert, zischt und droh'ts! Huh, wie rasselt, prasselt, loht's!

Denn im Bauch der Berge brennend treibt sich der verdammte Troß,
Heulend hin- und wiederrennend, hoch auf funkensprüh'ndem Roß —
Endlich senkt sich in den Riß Grabeshauch und Finsterniß.

Als am Morgen drauf im Schlosse Räum' um Räume sich gehellt,
Lagen todt im Stall die Rosse, war der Kammern Pracht zerschellt:
Das Gemäuer schwarz und leer: Grauen drin und ringsumher!

Ach! es schied das warme Leben aus den Mauern fluchbelegt,
Die mit schaurigen Geweben rings die Spinne Zeit umhägt,
Daß die kalte Wüstenei ohne Lenz und Wärme sei.

Doch in Nächten, wetterschweren, steigt die Rotte schauderhaft
Aus dem Abgrund der Scalären, dessen Tiefe flammt und klafft:
Heulend, knisternd zieht der Troß nach dem Ruchenbergerschloß:

Bleich voran der tolle Schenke, hinter ihm das Weib der Qual;
Reiten erst zur Feuertränke, toben dann hinauf zum Saal,
Flammen schlürfen sie, statt Wein, aus den glüh'nden Bechern ein.

Und zum feur'gen Kegelspiele stellen sie sich puhstend auf,
Ueber die durchglühte Diele rollt der Kugel Donnerlauf
Und es heult und braust im Thurm Schmerzgeschrei und Wettersturm.

Dann wie Kegel wird um Kegel aus dem Flammenries geschnellt,
Hebt er sich, ein Feuerschlägel, wider den, der ihn gefällt,
Treibt ihn ohne Rast und Ruh' Schlag auf Schlag dem Ausgang zu.

Junker Peter ist der letzte, hinter ihm das Weib der Qual;
Zischend fährt der Fluchgehetzte aus dem flammenvollen Saal,
Der in Schutt und Staub zerrinnt, bis der Spuck auf's Neu' beginnt.

Epilog.

„Abermals ein Stück Romantik!" zürnt der strenge Recensent.
Realistische Atlantik! Laß mir doch mein Element;
Denk', wenn dich die Sage stört: daß ein Gleichniß du gehört.

Wann Vernichtung Flammen sprühend einst der Wetternacht entspringt
Und die gold'nen Kegel glühend wider die Entweiher schwingt,
Daß ihr Herz — sonst erzumragt — in der letzten Fiber zagt;

Wann die Wirklichkeit, als Lüge, dann verflattert hohl und schaal.
Doch im Stolz der eignen Züge fortbesteht das Ideal —
Dann wird Jedem offenbar, was des Dichters würdig war!

Die Rosenhalde.

Bilder aus dem Volksleben Bern's zur Zeit des „Uebergangs",
von D. Gempeler.

(Erster Versuch einer novellistischen Arbeit.)

Jakob kommt soeben wieder und sagt: Wilhelm sitze auf dem Stuhle unter dem Apfelbaum ganz allein und blicke so für sich hin zum See hinüber. „Merkwürdig; ich kann gar nicht begreifen, was aus dem Menschen geworden ist! — Der Platz ist schön, wunderschön, und besonders an einem herrlichen Abend, und ich wollte gar Nichts sagen, wenn er früherhin nicht allemal aus der Haut fahren wollte, sobald ich ihn bat, auch nur eine Stunde bei mir und Dir zu bleiben. Immer sprang er mit den andern Burschen fort, Dorf auf und ab und konnte Alles, nur nicht allein sein. Sieh doch, Vater, wie er da sitzt; gewiß ist ihm Etwas vor. Wenn er nur nicht bald stirbt, der Hund heulte gestern Abends so entsetzlich und du weißt ja, das bedeutet Tod in der Verwandtschaft." — Laß gut sein, Mutter, und gräme dich nicht, Wilhelm wird schon wieder fröhlich werden. Er ist ja seit gestern einundzwanzig Jahre alt, und die Kindsschuhe passen nicht mehr für den 21jährigen Jüngling, sagte gestern der alte Konrad zu ihm, und diese Worte sind wie Kohlen in seine Seele gefallen. Kränke ihn aber nicht, Mutter, durch vorwitziges Fragen und Grübeln; du könntest ihm wehe thun; die Zeit wird seine Zunge schon lösen. So sprachen am Abend des 1. Sept. 1792 Rudolf Gerber von Seethal und seine Frau Margrethe und gingen dann stillschweigend zu Bette. Wilhelm saß indessen unter dem Apfelbaum; die Knie übereinander geschlagen, den Kopf auf die Hand gestützt, und sah wie das Abendroth die Schneeberge seines Heimathlandes vergoldete und endlich erstarb. Plötzlich sprang er auf, ging in den Garten, brach einige der schönsten Blumen ab, band sie zu einem Strauße zusammen und verschwand hinter den Bäumen der Hofstatt.

* * *

Ist dir ein glänzend Glück beschert,
So halt' es ja nicht gar zu werth;
Wer weiß, es kommt ein böser Tag,
Und unerwartet fällt der Schlag
Auf deine stille Hütte nieder:
Dein Glück ist hin und — kommt nicht wieder.

Ungefähr eine Stunde obenher dem Landsitze des Rudolf Gerber zieht sich am See sanft ansteigend ein grüner Hügel gleich einer Halde parallel am Ufer hin, und eröffnet auf seiner Anhöhe dem Auge ein wunderbares, malerisches, in seiner Art wohl einziges Panorama. Mit einem Blick überschaut das Auge die lieblich blauen Fluthen, deren Ufer fünf Dorfschaften und eine Menge der freundlichsten, mit Baumgruppen umgebenen Landsitze begränzen. — Ueber niedrige Hügel schweift das Auge mit Wohlgefallen nach dem erhabenen Hintergrunde, wo die schneeigten, mit Morgen- und Abendroth besäumten Alpen die Seele des Menschen mit Ahnung und Sehnsucht erfüllen. Vermag das gefesselte Auge noch seitwärts zu blicken, so lächelt ihm aus einem Schoße ein Wohnsitz entgegen, den die herrlichsten Anlagen zu einem freundlichen Paradiese gestaltet haben. Eine kleine Feenwelt ist's, einsam und still. O da ist gut sein, würdet ihr ausrufen, da ist's göttlich zu wohnen, fern dem Geräusche der Welt und doch so nahe den Wohnungen der Menschen. Kann das Glück eine bleibende Stätte haben, so muß sie hier sein, hier auf der „Rosenhalde". Unten am Fuße des Hügels am freundlichen Seegestade liegt das Dörfchen Riedwyl und seitwärts von der Kirche von Reben umrankt das Pfarrhaus. Darin lebte seit mehr als dreißig Jahren der treue Pfarrer Ulhard in Sitten und Lebensart ganz im Geiste seiner Zeit. Zu seinen Füßen lag in vierzig Hütten am Ufer hin ausgebreitet sein freundliches Dörfchen, dem er alle Sonntage von der Kanzel herab das Wort Gottes verkündete. — Aber nicht nur die Kirche, auch die Schule und die ganze Gemeinde gehörte mit in seinen patriarchalischen Wirkungskreis. Freundlich gegen Jedermann, mitleidig und dienstfertig gegen Nothleidende, ein Tröster der Betrübten und Unglücklichen, wurde er als Vater verehrt, als Wohlthäter geliebt und als Rathgeber hundertfältig in Anspruch genommen. Es war keine Familie in seiner Gemeinde, die er nicht besucht hatte, keine, die er nicht kannte. Mit seinem Trostspruche schied Jung und Alt in das bessere Jenseits hinüber, und auf seine freundliche Zurede ist schon manches Feuer der Zwietracht in Haus und Feld erstickt worden. Aber bei all' dieser Auszeichnung blühte das Blümchen „Wunderhold" in seiner Brust, und nie schien er auch nur zu ahnen, daß er diese Liebe und Güte verdient habe. „Meine Schafe hören meine Stimme und ich kenne sie, und sie folgen mir, und ich möchte ihnen geben das ewige Leben," sagte

er oft zu seiner Johanna, wenn er an einem Sonntag Nachmittag die Flügel seines Eckfensters öffnete, und hinabsah auf das Dorf und die schwimmenden Nachen voll fröhlicher Menschen, die ihm ihre Grüße zuwinkten. In unnennbare Wonne versunken blickte er dann zum Himmel auf und dankte dem Allmächtigen für die glücklichen Tage, die er ihm so reichlich in Liebe und Frieden beschert hatte. Neben ihm blühte wie eine hundertblätterige Rose sein einziges Kind Johanna Friederika ihrem fünfzehnten Sommer entgegen, und war der Eltern Stolz und ihre höchste Freude. Liebe Leser! vielleicht beneidet ihr diese Glücklichen oder zweifelt sogar, daß es jemals solche gegeben hätte. Beneidet nicht und zweifelt nicht. Wol ist die Zeit der Sitteneinfalt und Einfachheit wie eine Märchenwelt mit ihren Waldnymphen, Zwerglein, Feen und Grotten entschwunden, die Zeit ist um mehr als ein Greisenalter weitergeschritten und das Dorf mit Ulhard's Grab hat andere Bewohner und andere Bedürfnisse kennen gelernt, und doch ist es noch heute möglich, solche Glückliche zu finden, wie sie damals gelebt hatten. In deiner eignen Brust, da oder nirgends fließt die Quelle wahren Friedens; so lange diese Quelle rinnt, trägt auch die Lebenswüste Blumen, und wenn sie versiegt ist, stehst du einsam und düster inmitten einer Welt voller Paradiese. — Doch wir wenden uns wieder zu unserer Geschichte. Wegen seiner malerischen und gesunden Lage wurde schon damals Riedwyl und seine Umgebung von Reisenden besucht. Die Leute freuten sich der fremden Gäste, und manche Alpenrose schmückte den Hut derselben, wenn sie über die Rosenhalde hinauf bis auf die Spitze des Berges, — den aussichtsreichen Galm — im Zickzack durch Gebüsche mühsam emporklommen. — Eines Abends überreichte der Briefträger dem Pfarrer Ulhard ein Schreiben von fremder Hand. Freudig eilte er damit in die Küche zu Mutter und Tochter und kündigte ihnen an, daß Herr Althof seinen Julius auf einige Zeit bei ihnen zu verpflegen gedenke, indem ihm seiner schwachen Gesundheit wegen ein Aufenthalt auf dem Lande unentbehrlich geworden sei. Mit Entzücken hörte Friederika des Vaters Botschaft; denn sie erinnerte sich noch, wie vor drei Jahren Herr Althof mit seinem Julius ihr Tage der kindlichsten Freude bereitet hatte. Weniger freudig überrascht schien die Mutter zu sein. Eine geheime Ahnung durchzuckte wie Wetterstrahlen ihre Brust, es war ihr, als sollte ein Schwert durch ihre Seele dringen. Aber was sollte sie sagen: Herr Althof hatte über ihre Schwelle ein ganzes Füllhorn des Segens geschüttet, war als ein rechtschaffener tugendhafter Mann in ihrem Hause bekannt, und sein Julius ein Musterbild eines eingezogenen Knaben gewesen. Was sollte sie sagen, da die Freude der Dankbarkeit aus Ulhards und Friedrika's Augen strahlte! — Sie sagte Nichts,

und doch lag's ihr wie Zentnerlasten auf dem Herzen, aber sie konnte und durfte Niemanden sagen, was sie sich eigentlich selber nicht gestehen mochte. Friederika sang wie ein Waldvögelein auf blühenden Zweigen in die frische Mailuft hinaus und gedachte mit Sehnsucht der Spiele, welche sie in kindlicher Unschuld am grünen Seeufer mit ihrem Julius gespielt hatte. Julius kam und wurde auf's Freundlichste empfangen. Aber er war nicht mehr der Julius, der mit Friderika's Puppe spielte, aus Ahornzweigen „Gabelkähe" schnitzte und auf der Weidenpfeife ihre Lieder spielte. Julius Paradies, die hold lächelnde Unschuld, war verloren gegangen. Der Mensch aber sinkt nicht auf einmal in die Moräste der Sünde hinein. Langsam reift die verderbliche Frucht, welche den Näscher vergiftet. Julius war noch in seinem äußern Betragen der wohlgesinnte, stille und gutartige Julius, den man als vierzehnjährigen Knaben so sehr geliebt und bewundert hatte. Friederika und Julius spielten neuerdings miteinander; aber das verbotene Feuer, das in seinen Augen glühte, war nicht mehr jener sanfte Strahl unbefangener, unschuldiger Zuneigung, die ihn einst an seine Gespielin gefesselt hatte. Daß der Vater keine Augen hatte, ist leicht zu begreifen, Zutrauen und Liebe hatten sie ihm verbunden; aber auch die ängstliche, unheilahnende Mutter hatte Augen und sah nicht, Ohren und hörte nicht, wie süß und schmelzend der siebzehnjährige Julius ihre blühende Tochter sein holdes Mädchen nannte. Wie eine Rose kommt die Versuchung zu dir, pflanzt sich an deinen Busen, schmückt dich selbst mit dem Gürtel der Grazien, und jedes Blatt entzückt dich mit lieblichen Wohlgerüchen. Diese Süße aber vergiftet dein Herz. Du hast die Rose gehabt und magst die andern Blumen nicht mehr schätzen, du hast Ananas gekostet und das nährende Hausbrod ist dir zum Eckel geworden. Von Genuß zu Genuß möchtest du fortstreben und immer reizender und immer süßer das beglückende Unglück haschen, das sich wie eine giftige Schlange um deinen Körper windet. Friederika konnte nicht genug loben, wie freundlich ihr Julius begegne und sich willig jedes Vergnügen versage, um ihr eine Freude zu machen. „Trau schönen Worten nicht zu viel, das Pfeiflein macht gar süßes Spiel, wenn es den Vogel fangen will." Julius, selber durch schlechte Gesellschaft und schlechte Bücher um seine Unschuld betrogen, suchte auch Friederika auf den Weg des Verderbens zu locken. Sie las eines seiner Bücher; es gefiel ihr, aber sie wußte nicht warum. Sie bat um ein zweites und versprach ihm, es ohne Vorwissen der Eltern zu lesen, indem er vorschützte, ihre Eltern könnten ihm zürnen, wenn er sie den häuslichen Arbeiten entziehe. So las das unschuldige Mädchen stundenlang in seiner Gartenlaube, las und konnte nicht satt werden; denn immer neue Düfte und Wohlgerüche entfaltete die

liebliche Centifolie der Verführung, und noch schönere gaukelten vor den Augen ihrer Seele. Nicht Schritt für Schritt wollen wir das unglückliche Mädchen verfolgen, das unbeschützt und ungewarnt den Weg des Verderbens wandelte. Wunderbares Schicksal der Welt! Die Arznei ist bitter, und das Gift ist süß. Wir gehen vielleicht zufälliger Weise in eine unglückliche Familie, fragen nach der Quelle des Unheils und treffen nicht selten auf ein gutes, aber früh vergiftetes und gebrochenes Herz. Knaben und Mädchen lesen Romane; schmachten und seufzen nach dem verschleierten Paradiese. O wie lieblich und bezaubernd klingen die Sirenen-Melodien der Liebe dem Töchterlein, wenn noch Vater und Mutter für seine Zukunft sorgen, und es an nichts Anderes als seine Liebschaften zu denken hat. Da ist der geliebte Jüngling ein Halbgott, ohne den es wie Bürgers „Leonore" weder im Himmel noch auf Erden leben möchte. Da ist dem Jüngling das Mädchen noch ein Engel, und von der Fußsohle bis zum Scheitel ist kein Fehl an ihm. Knaben und Mädchen lächeln so hold und freundlich aus der Wiege hervor und das Glück regnet in Strömen durch die Dachrinnen hernieder. So reden die Romane, so lesen die Jünglinge und Mädchen und heutzutage zehnjährige Schulkinder über ihre Zukunft, und wer kann es diesen phantasiereichen Geschöpfen verargen, wenn sie nach dem Becher greifen, um dieses überschwengliche Glück bis auf die Hefe zu kosten? Tausende sind auf diese Weise unglücklich geworden; aber alle diese Tausende rauschen hinunter in den Abgrund, die Oeffnung klafft zusammen und ihr Wehgeschrei ist verschollen in der schauervollen Gruft. Eines Abends besuchte ich eine befreundete Familie, als eben die Tochter des Hauses, welche noch in die Schule ging, aus einem Roman vorlas, wie folgt: „So lange die Sterne des Himmels glühn, und die Blumen der Erde blühn, soll meine Liebe zu dir, göttliche Wilhelmine, nicht verlöschen. Da umschloß sie ihn mit anmuthsvoller Zärtlichkeit, und ihre Purpurlippen verschlossen seinen Mund mit unzähligen Küssen, als wenn sie seine Seele austrinken wollte." O göttlich schön, rief der Vater, fiel seiner Ehehälfte an die Brust, küßte sie schnell und sagte lachend zu mir: nicht wahr, mein lieber Nachbar, so haben wir's auch gemacht! — Drei Jahre blieb Julius in Ulhards Hause und Friederika war nun eine achtzehnjährige Jungfrau. Unerwartet erhielt Julius einen Brief, welchen er aber Niemanden zeigte, mit dem Befehle, daß er sogleich auf einige Wochen nach Hause kommen solle, um einen weit hergereisten Vetter zu begrüßen. Scheinbar traurig meldete er Friederika und ihren Eltern seine baldige Abreise und vertröstete sie auf ein nahes Wiedersehen. Mit Thränen in den Augen reichte Friederika Julius die Hand, und die Segenswünsche Ulhard's und seiner Gattin hallten ihm nach, bis ihn das Schiff ihren Augen

entführte. Julius ging — kam aber nicht wieder. — Wenige Wochen nach seiner Abreise bemerkten die guten Aeltern an ihrer Tochter eine merkliche Veränderung. Die Rosen ihrer Wangen waren verschwunden, abgehärmt und einsilbig saß sie Tage lang in ihrem Arbeitszimmer und strickte. Plötzlich seufzte sie tief auf, wie aus einem schweren Traume erwachend und sprang an's Fenster. Dann war sie wieder still, legte den Kopf in die rechte Hand und blickte unbeweglich hinab in die kräuselnden Wellen, als wollte sie suchen und erlauschen, was sie verloren hatte. Ach ja, sie hatte viel verloren, die Blüthe der Seele — ihre Unschuld — und diese kam nicht wieder.

„Einmal verscherzt und aufgegeben,
Verläßt sie dich durch's ganze Leben,
Und keine Reu' bringt sie zurück!"

Wenn es Abend war, spazierte sie allein im Garten oder saß in der Gartenlaube und weinte. Von ihrem Bette floh der Schlaf und das reine, gute Gewissen weilte nicht mehr in ihrer beklommenen Brust. „Schlangen hingen um dieselbe und Gifttropfen auf ihrer Zunge, und ja sie wußte nun, wo sie war." Vater Ulhard und Johanna glaubten anfänglich, sie weine aus Liebe zu Julius; denn das Schreckliche ahnten sie nicht. „Das Schwerste tragen ist leichter als das Schwerste fürchten" und deßwegen zitterte Friederika wie die Blätter der Espe bei dem Gedanken, ihren Aeltern den Kummer ihres Herzens entdecken zu müssen — und doch wollte der Kelch nicht vorübergehen, er mußte getrunken werden. — Wie vom Donner gerührt erfuhren die Eltern die schreckliche Nachricht. Ulhard stand stumm wie eine Bildsäule, bis er endlich die stillen Vorwürfe in Johanna's Blicken bemerkend bedeutungsvoll ausrief: „Der Mensch denkt, und Gott lenkt!" Kein Vorwurf traf die Tochter. Liebevoll schloß er die Schluchzende in seine Arme, trocknete die Thränen von ihren Wangen und sagte mit halbgebrochener Stimme: Sei guten Muthes, mein Kind, Gottes Vaterhand wird Dich leiten und trösten in Deinem Unglücke. Weine doch nicht so, mein Kind, sagte die Mutter leise. Es ist kein Unglück so groß, daß Gottes Vaterhand es nicht zu lindern vermöchte. Aber ach Gott! jetzt ist mein Traum in Erfüllung gegangen, als ich vor drei Jahren — — — — Ja dieser Fremde, der im Garten unsere Blumen abbrach und Friederika eine Perlenschnur um den Hals warf, das ist Julius. Ich erwachte und dachte Friederika steht ein Unglück bevor, denn Perlen bedeuten Thränen. O Friederika, meine Friederika, wie bitter mußt Du nun die unschuldigen Freuden bezahlen, welche Dich vor mehr als 6 Jahren an diesen Julius gefesselt hielten. Was half nun unsere Sorgfalt, welche wir auf die Erziehung unseres geliebten Kindes verwendet hatten? „Frevle

nicht, o du Kleingläubige. „Der Mensch denkt und Gott lenkt." Sagt uns uns nicht die heilige Schrift: „Den der Herr lieb hat, den züchtiget er, er stäupet aber jeglichen Sohn, den er aufnimmt. Alle Züchtigung aber, wenn sie da ist, dünkt sie uns nicht Freude, sondern Traurigkeit zu sein." So tröstete Ulhard und Zentnerlasten waren von Friederika's Herzen gefallen; aber Zentnerlasten beschwerten noch immerfort wie „Alpdrücken" ihre Brust. Was war aus Julius geworden? den sie so innig liebte? Daß er sie absichtlich und planmäßig verführt habe, das konnte das arglose, unter guten Menschen aufgewachsene Mädchen nicht einmal ahnen. Als am darauffolgenden Sonntage Pfarrer Ulhard die Kanzel bestieg und vor der zahlreich versammelten Gemeinde die Textesworte verlas: „Das ist „mir lieb, daß der Herr meine Stimme und mein Flehen höret, „daß er sein Ohr zu mir neiget. Darum will ich mein Leben „lang ihn anrufen. Stricke des Todes hatten mich umfangen, „und Angst der Hölle hatte mich getroffen, ich kam in Jammer „und Noth. Aber ich rief an den Namen des Herrn: O Herr, „errette meine Seele. Sei nun wieder zufrieden, meine Seele, „denn der Herr thut dir Gutes. Du hast meine Seele aus dem „Tode gerissen, mein Auge von den Thränen, meinen Fuß vom „Gleiten." Da brach sein Herz zusammen und helle Zähren rannen über die gefurchten Wangen hernieder. Die ganze Gemeinde, welche des Pfarrers Herzenleid kannte, nahm innigen Antheil an seinem Schicksale, und selber die Schlangenzunge des Neids und der Verleumdung durfte sich nicht getrauen, diesen Horeb der Tugend und Rechtschaffenheit zu begeifern. Da Friederika mit der Gewalt der ersten, fast überirdischen Liebe an Julius hing, so meldete Ulhard Herrn Althof den traurigen Vorfall ohne alle Beimischung von Vorwürfen und beschwur ihn, ihm beizustehen, damit durch gegenseitige Verständigung das Uebel möglichst gemildert werde. — Tiefentrüstet über den Leichtsinn seines Sohnes durchflog Hr. Althof die Zeilen Ulhards zum zweiten Male. Aber was konnte und sollte er thun, als demselben melden, daß er von diesem traurigen Vorfalle erst durch seinen Brief einige Kenntniß erhalten habe. Julius, die Strafe des Vaters fürchtend, war entflohen und Niemand wußte wohin. Herr Althof bot jede nur mögliche Genugthuung an; aber was konnte diese dem armen unglücklichen Mädchen helfen, das menschenscheu in seinem Gram an Gott und Menschheit verzweifeln wollte? Es gibt wohl keine Qual, für welche die Zeit keinen Balsam hätte. Allmälig fallen die Tropfen in die fieberhafte Glut und löschen die aufflackernden Flammen, bis endlich — und sollte es gehen bis an's Grab — der letzte brennende Funke verglimmt. Und wie die Strahlen der Maiensonne die erstarrte Erde erwecken, so wecken die Strahlen der Hoffnung die gramverschlossene Brust und die entflohenen Genien,

Glaube, Liebe und Zutrauen halten neuerdings ihren Einzug und zerstreuen die Wolken des Kummers von der gefaltenen Stirne. Friederika gebar eine Tochter, lebte noch ein Jahr im älterlichen Hause und siehe, da klopfte ein neuer Fremdling an die Thüre. Leise trat er an das Krankenbett Ulhards, faßte seine Hand und führte ihn sanft hinüber in das bessere Jenseits. Ein Schmerz durchzuckte die ganze Gemeinde über den Verlust ihres Vaters, und mit den Thränen Friederika's und Johanna's rannen auch diejenigen seiner Gemeindsgenossen hinab in die stille Gruft. — Friede war sein letztes Wort; Friede auch seiner Asche. Noch in seinen letzten Lebensjahren hatte Ulhard die „Rosenhalde" gekauft und sie mit seinem, obgleich nur mäßigen Vermögen zum größern Theile bezahlt und zu jenem idyllischen Landsitze umgestalten lassen, in der Hoffnung, noch in seinen alten Tagen seine glücklich verheirathete Friederika dort zu besuchen und Enkel und Enkelinnen auf seinen Knien zu wiegen. — Aber jetzt schläft der ehrwürdige Vater schon lange und sieht nicht, wie seine Johanna und Friederika mit der kleinen Julia das liebe Pfarrhaus verlassen, in welchem sie so viele glückliche Stunden verlebt hatten. Langsam stiegen Mutter und Tochter die Halde hinauf; nach jedem Schritte blickten sie abwärts, die Mutter auf den Schauplatz ihres ehelichen Glückes und Friederika auf den Spielplatz ihrer Jugendtage.

„So leb' denn wohl, du stilles Haus,
Betrübt geh' ich von dir hinaus",

so klang es fort in ihren Herzen, bis sie auf den obersten Stufen angelangt die einsame, freundliche Wohnung der „Rosenhalde" betraten.

* * *

Erste Liebe — reinstes Glück, —
Ist sie einmal dir entschwunden,
Kehren ihre Götterstunden
Niemals mehr so schön zurück. —

Zwanzig Jahre sind vorübergeschwommen, und wir kehren noch einmal in die stille Wohnung der „Rosenhalde". Fragt aber nicht mehr: was macht, oder wie lebt Mutter Johanna; denn sie schläft neben ihrem Ulhard im Schatten einer Trauerweide auf dem Friedhofe zu Riedwyl schon mehr als zehn Jahre lang. Der Thränenquell in Friederika's Augen war versiegt, obgleich das tief verwundete Herz noch immerfort bei jedem Luftzuge ein geheimes Weh durchzuckte, fast mehr süß als schmerzlich. Julia blühte wie eine Alpenrose. Der zwanzigste Frühling schmückte ihr Haupt mit den Blumen der Schönheit und

die sorgfältigste Erziehung ihre Seele mit Anmuth und Würde. Wenn sie mit ihrer Mutter zur Kirche ging, so waren alle Augen nur auf sie gerichtet, und selber die rohesten Jünglinge standen bescheiden vor ihr still. Julia lernte schon als Kind das Gute kennen und lieben. Betrachten wir einzelne nur kurz zusammengefaßte Erziehungsvorgänge. Friederika machte die Tochter frühzeitig mit den Gefahren des Lebens bekannt und suchte ihr Herz mit dem Schilde der Tugend gegen die Pfeile der Verführung zu waffnen. Sie reizte ihre Tochter nicht, nach den verbotenen Früchten zu haschen, indem sie that, was Tausende thun: „Das ist nicht gut für dich, du bist noch zu jung; Kinder sollen nicht nach solchen Dingen fragen" und Aehnliches, und dabei mit den Augen gegen Andere zwinken, als gelte es ein Staatsgeheimniß zu verbergen. Friederika führte ihre wißbegierige Tochter oft an den Abgrund, zog dann die Decke weg und ließ sie selbst in die Tiefe schauen. Sie führte sie unter die Blumen des Lebens hin; aber sie vergaß nicht, ihr die glänzende Schlange zu zeigen, die unter denselben verborgen lag. Friederika sagte ihrer Tochter nicht immer nach Art der Mütter: „Laß' das, Kind, es führt zu schrecklichen Folgen" u. s. w., sie wußte, daß auch die schrecklichsten Folgen reizen. Aber sie nahm ihre Tochter — ohne sie mit ihren Absichten bekannt zu machen — an die Hand und besuchte mit ihr die Hütte der Armuth eines Leichtsinnigen, das Krankenbett eines Ausschweifenden, die Kerkerzelle eines Unglücklichen, aber noch weit mehr die stillen friedlichen Wohnungen der Eintracht und des häuslichen Glückes. Fast jeden Sonntag ging sie mit Julie zur Kirche und hatte auch zu Hause — im Tempel einer erhabenen Alpennatur — so oft sie Zeit hatte, einen einfachen, aber herzlichen Gottesdienst. Gar oft saßen Mutter und Tochter allein im lieben Sonnenschein oder im Schatten eines Ahorns; die Mutter nähte und strickte und die Tochter las dann neben ihr in der Bibel oder in einem andern Buche vom lieben Gott und von rechtschaffenen und tugendhaften Menschen. Oft erzählte ihr Friederika von den wunderbaren Bergmännchen und Zwerglein, wie sie einmal in Riedwyl einem gar frommen und lieben Kinde eine goldene Krone auf's Bett gelegt haben, oder von dem armen, aber rechtschaffenen Taglöhner, zu dem einmal ein Vögelein mit goldenen Flügeln in die Stube geflogen sei und ihm einen kostbaren Ring in die Schüssel geworfen habe, der die Eigenschaft hatte, daß Jeden, der ihn trug, kein Unglück treffen konnte. Solche Mährchen und Sagen, von denen insonderheit der Mund der Kinder voll war, machten auf Julia einen tiefen, unverlöschlichen Eindruck. Manchmal saß sie stundenlang am Waldessaume und hoffte mit Sehnsucht, einem solchen Zwerglein zu begegnen, oder wenn sie im Mondscheine zwischen den duftenden Gartenbeeten

spazirte, so war es ihr immer, als müßte sie diese luftigen Geschöpfe zwischen den Blumenbüschen gewahr werden. Michel, der Gemsjäger im Dorfe, ein armer aber ehrlicher Mann, war oft als Taglöhner in der Rosenhalde, und da er allerlei ungeheuerliche Sagen und Geschichten zu erzählen wußte, so hing das schwärmerische Mädchen mit ganzer Seele an ihm und nährte mit unersättlicher Begierde den krankhaften Trieb seines Herzens an allerlei Wundergeschichten. — Wußte Friederika eine brave Nachbarin oder eine musterhafte Familie, so suchte sie Julia fast immer eine Gelegenheit herbeizuführen, welche sie mit diesen Menschen in Verbindung brachte. Mit vorzüglicher Liebe aber schloß sich Julia an Katharina, die Tochter des Wirths zum „goldenen Fisch“ in Riedwyl, welche ebenfalls mit der aufrichtigsten Anhänglichkeit Julia ergeben war und fast alle Abende auf der Rosenhalde zubrachte. Wollte Friederika Jemanden Gutes thun, so benutzte sie nicht selten die Tochter dazu, damit sie frühzeitig erkennen lerne: „Wohlzuthun und mitzutheilen vergesset nicht; denn solche Opfer gefallen Gott wohl.“ Sollte Julia eine Arbeit verrichten, welche ihr zuwider war, so hatte die Mutter nicht die Unart, ihr erst dafür einen Apfel, einen Schmuck oder Aehnliches zu versprechen und den Gehorsam ihrer Tochter zu kaufen. Julia that Alles, was die Mutter befahl, mit Willen, und doppelt war ihre Freude, wenn sie eine mißliche Arbeit zur Zufriedenheit vollbracht hatte; aber sie wußte auch, daß ihr die Mutter Nichts befahl, dessen sie sich zu schämen Ursache gehabt hätte. Aber nicht nur die geistige Pflege der Tochter, auch ihre körperliche Ausbildung war Friederika's Ziel. In jeder Handarbeit mußte es Julia zu einer gewissen Fertigkeit bringen. Wenn die Mutter in der Küche stand und das Essen bereitete, so mußte Julia mithelfen, und wenn es schon hie und da einen rußigen Aermel gab, so pflegte Friederika mit dem Ausdrucke zu entschuldigen: „Was Wasser wendet, ist nicht geschändet.“ Gleichfalls gewöhnte Friederika ihre Tochter an Ordnung, Pünktlichkeit und Reinlichkeit und duldete nie, daß Julia mit ungewaschenen Händen, ungekämmten Haaren, halbangeworfenen Kleidern, ausgetretenen Schuhen oder andern Attributen des Leichtsinns umhergehen durfte. Obgleich die Dorfschule in einem etwas zweideutigen Rufe stand, so nahm Friederika doch keinen Anstand, sie in dieselbe zu schicken. Hörte das Mädchen im Dorfe ungünstige Urtheile über den Lehrer, so wußte Friederika die Achtung der Tochter gegen denselben dadurch zu erhalten, daß sie ihn in's Haus kommen ließ, ihm mit aller Achtung begegnete und ihm auf's Angelegentlichste ihr Kind empfahl, und nie, und am Allerwenigsten in Gegenwart des Mädchens, ein mißbilligendes Wort über ihn aussprach. — Als Julia älter wurde und nach Art der Kinder auch über Dinge unterrichtet sein wollte,

vor denen die meisten Mütter ein Kreuz schlagen, so ging Friederika, nach ihrer Gewohnheit, offen und redlich zu Werke. — Sie wußte wohl, daß die Riedwyler-Mütter ihren Kindern — wenn der Haussegen um ein Glied reicher geworden war — zu sagen pflegten, daß der Vater das kleine Geschöpf unter einem Steine hervorgegraben, oder der Bettler es zur Thüre hereingeworfen habe u. s. w. Friederika liebte diese und noch hundert andere als Kinder-Popanz ersonnene Mährchen nicht; aber sie meinte auch nicht, daß sie ihrer Tochter bis in's Kleinste mit einem Male erklären müsse. Sie hob den Schleier nur so hoch, als gerade die Tochter zu sehen verlangte, und eben diese Gunst der Wahrheit reizte Julia weit weniger zu Fragen, als die geheimnißvolle Verhüllung und Augenzwinkerei. Hatte Friederika die Wißbegierde ihrer Tochter auf eine ernste und würdige Weise befriedigt, so ging's dann oft lange, bis die Tochter mit neuen Fragen zarter Art die Mutter bestürmte, und geschah es dann, so war die Tochter auch älter und reifer geworden und die Mutter hatte auch weniger Gründe, ihr Kind zu hintergehen und zu belügen. — Wahrheit, ihr Eltern und Erzieher! Wahrheit euern Zöglingen, aber nur tropfenweise und zu rechter Zeit. Wahrheit hat jederzeit die haltbarste Farbe. Julia wußte gar wohl, daß sie ein Kind verbotener Liebe sei, und der unversiegte Schmerz der Mutter bestärkte sie immerfort in ihren Vorsätzen für Tugend und Sittlichkeit. Ueberdies war Julia keine Treibhaus- oder Topfpflanze, die das Aprilwetter des Lebens nicht aushalten konnte. Unter dem Einflusse der Sitten und Gebräuche ihrer Heimath erzogen, aufgewachsen mit den Gespielinnen des Dorfes nahm sie auch Theil an ihren Freudenfesten und weinte mit den Weinenden. Ja selber die heutzutage so gekreuzigte Sitte des „Kiltgangs" war ihr nicht fremd und konnte ihr nicht fremd bleiben, da in ganz Riedwyl kein Mensch eine Ausnahme machte. Aber gerade an Julia wird es sich zeigen, wie der reinen Seele Alles rein ist, und daß eine gute Erziehung der sicherste Eckstein bleibt, an dem die Anregungen zur Sünde zerschellen müssen. — Friederika wollte ihre Tochter so erziehen, daß sie einst als Gattin und Mutter eine „Krone des Hauses" und das Glück ihrer Kinder werden möge. — Julia war ein bescheidenes Mädchen, das in keiner Weise zu glänzen suchte, und darum ist es sehr begreiflich, daß außer Riedwyl auch Niemand diese schöne und tugendhafte Tochter Friederika's kannte. Aber Julia sollte nicht immer unbekannt bleiben. „Es kommt Nichts von ungefähr, und was sein soll, schickt sich wohl," sagt der Bauer von Riedwyl und hat gar oft damit den Nagel auf den Kopf getroffen. — Steigt man von der Rosenhalde aufwärts, so führt ein steinichter Weg seitwärts dem „Galm" auf eine schöne Alp, die Seealp genannt. Inmitten einer majestätischen Alpenwelt fanden all-

jährlich bei schönem Wetter auf ihren Triften sogenannte Hirtenfeste oder „Bergdorfet" statt. Schon mit Tagesanbruch sammelten sich ganze Züge unter fröhlichem Gejauchze zur gemeinschaftlichen Theilnahme. An jeder Mädchenbrust duftete ein Blumenstrauß aus Rosenknospen, Veilchen, Nelken, Reseda und Rosmarin zusammengeflochten, und nicht minder prunkte ein solcher auf dem Hute der Jünglinge. Selber bejahrte Männer und Frauen nahmen noch ein Sträußchen in die Hand, zum Zeichen, daß unter dem weißen Scheitel noch ein junges Herz schlage. Aus allen Hohlwegen drängten sich die buntgeschmückten Züge wie ein wandelnder Blumengarten, und von Hügel zu Hügel erscholl das Echo der fröhlichen Scharen. Ganze Familien, Angehörige oder Befreundete der wirthschaftenden Sennen gingen gewöhnlich schon am vorhergehenden Tage auf die Alp und erquickten sich an dem schmackhaften Rahm und den würzigen Molken. Auf einer abgeplatteten Anhöhe neben dem düstern, schwarzblauen See war der Dorfplatz. Auf einem Brettergerüste saßen die Spielleute, und der eintönige Baß weckte schon in der Ferne das Leben in den Fußspitzen der Tanzlustigen, und Paar an Paar drängten sich heran und wirbelten fort in den chaotischen Reigen, daß die stäubende Erde in Wolken emporflog. Seitwärts hatte der Wirth seine Weinlager aufgeschichtet und zapfte aus allen Kräften den durstigen Sängern vom kühlenden Borne. Um den Tanzring her brodelte zwischen zusammengetragenen Steinen das Feuer der Thee- und Kaffeweiber, und die Kannen flogen von Hand zu Hand, wie die Wassereimer bei Feuersbrünsten. In der Nähe hatten auch die Brodlieferanten in zierlichen Körben ihre einladende Waare ausgestellt und rings herum saß oder stand das schaulustige Publikum. Aeltere Männer versuchten ihre Kunst auf der übergraseten Kegelbahn, und die rüstigen Jünglinge der verschiedenen Thalschaften übten sich zur Abwechslung im Schwingen, Steinstoßen, Wettlaufen und andern gymnastischen Uebungen. Freunde der schönen Natur nahmen ihre Fernrohre zur Hand, erstiegen die Spitze des „Galms" und hielten ihre Augenweide an den Schneegefilden und farbigen Gletschern der riesigen Alpenwelt, verfolgten die Staubmassen der Wasserfälle, die kühnen Sprünge der Gemse, oder lauschten dem dumpfen Donner herunterstürzender Gletschermassen und Lawinen. Noch Andere hatten ihre Freude an den wunderschönen Alpenblumen und flochten Kränze aus Alpenvergißmeinnicht oder saßen zwischen Genzianen und schauten vergnügt den wirbelnden Rauchsäulen zu, die in den zu ihren Füßen ausgebreiteten Thälern dem heimathlichen Heerde entstiegen. Für jedes Auge und für jede Seele hat so ein Hirtenfest Sinn und Bedeutung. Es ist der wahre Abglanz eines seiner Natur und seinen heimathlichen Bergen lebenden Volkes. Mit einbrechender Dunkelheit klangen dann die heimischen „Alpen-

jodler" und gemüthansprechenden „Volkslieder" der heimkehrenden Gesellschaften wie Zaubergesang in das Thal hinunter. Zu dem Glockengeläute der weidenden Heerde erklang in schwellenden Tönen das Alphorn des „Gratbuben" und ringsum antworteten die Flühe der singenden Sennerin. Ja im Vollmondsglanze tanzten dann — wie die Sage erzählt — am Ufer des See's oder vor ihren stillen Grotten noch die Bergmännchen und Zwerglein mit den goldenen Kronen geschmückt den freudevollen Reigen, und wohl dem, der sie sehen konnte — das Glück wich nimmer von seiner Seite. So waren die Hirtenfeste jener Zeit beschaffen, und mit einer Brust voll Glück und Befriedigung, aber auch nicht ohne Sehnsucht konnte der fremde Beobachter von diesen Alpen und diesen Menschen scheiden. — Von einem solchen Feste kehrte auch Wilhelm Gerber am 5. August 1792 mit einem Mädchen seiner Dorfschaft vergnügt und fröhlich zurück. Er war der Letzte der Seethaler-Gesellschaft; denn der fröhliche, lebenslustige Jüngling wollte noch den letzten Walzer mit seinem Mädchen tanzen und wäre wohl noch länger geglieben, hätten nicht die drohenden Gewitterwolken und das ferne Rollen des Donners seine Heimkehr beschleunigt. Hastig stiegen die zwei den Hohlweg herunter, pflückten am Fuße der Alp noch einige Rhododendern, und schon rieselten die ersten Tropfen durch die Tannenzweige hernieder. Fast athemlos erreichten sie unten am Berge die Rosenhalde, als schon im Sturmregen Hagelsteine herniederfuhren und im Grase tanzten. Friederika sah aus ihrem Eckfenster die Halde hinauf und gewahrte beim Dämmerlichte, wie sich zwei Gestalten ängstlich vor dem Wetter zu flüchten versuchten. Schnell sprang sie in die Thüre und rief den Fliehenden zu, sich unter das Dach ihres Hauses zu retten. Ganz durchnäßt erschienen Wilhelm und seine Gefährtin auf der Rosenhalde unter dem gastlichen Dache Friederika's, welche das größte Mitleid für sie an den Tag legte. Das Gewitter löste sich nach und nach in einen gleichmäßigen Regen auf, und Wilhelm mußte beinahe 2 Stunden lang auf der Rosenhalde verweilen. Friederika fand an dem wohlgestalteten und verständigen Jünglinge hohes Wohlgefallen. Und wirklich machte Wilhelm seines etwas schwärmerischen und leidenschaftlichen Gesichtsausdrucks halber auf weibliche Gemüther einen wohlgefälligen Eindruck. Wilhelm war das erste Kind seiner Aeltern und wurde daher sowohl von Vater und Mutter verzärtelt. Was das Knäblein wollte, das mußten die Eltern thun, welche erst zu spät einsahen, welchen Eigensinn sie in dem Kinde erzeugt hatten. Der Vater hatte Energie zwar genug, von dem zu spät erkannten falschen Wege abzulenken, aber gerade diese veränderte, schärfere Zucht brachte ebenso nachtheilige Folgen. Wilhelm, der den Vater nicht begreifen konnte, sah in ihm nichts Anderes als einen Zuchtmeister und verschloß

sein Herz den guten Ermahnungen der Aeltern und zog sich oft Tage lang zurück. — Er strich dann unbeschäftigt in den Wäldern herum und seine aufgeregte Phantasie erzeugte immer mehr und mehr eine krankhafte schwärmerische Stimmung in seinem Innern. In Gesellschaft aber war er ein lustiger, lebensfroher Mensch, und eine gewisse Empfindlichkeit abgerechnet, hatte Niemand Etwas an ihm auszusetzen. Seine guten Anlagen suchte er auszubilden, war zudem unermüdet fleißig, und so kam es auch, daß er als Jüngling sowohl an Verstandesreife als Geschicklichkeit seine Schulkameraden übertroffen hatte. — Was ihn noch besonders schön kleidete, war eine gewisse Gewandtheit und Zierlichkeit im Ausdrucke, ein Unterhaltungstalent, das ihn besonders beim weiblichen Geschlechte neben seinem angenehmen Körperbau nicht wenig empfahl. — Das ist kein gemeiner Bursche, dachte Friederika in ihrem Herzen, und war nicht wenig erstaunt, als er sich für den Sohn des reichen Rudolf Gerber von Seethal zu erkennen gab. Gerber war ihr als ein verständiger Landbauer bekannt geworden, der aber all' seinen Wohlstand in der Erdscholle gesucht und gefunden hatte. — Während Friederika den Gästen einige Erfrischungen zurecht machte, rief sie Julia herbei, um an ihrer Stelle das Gespräch fortzusetzen. Julia erschien und im Augenblick hatte Wilhelm seine Gefährtin und das Gewitter vergessen. Noch nie hatte ein Mädchen einen so gewaltigen Eindruck auf seine Seele gemacht. Julia schien es fast zu ahnen, und vermehrte durch ihr Erröthen und ihre Schüchternheit seine Verlegenheit in noch weit größerem Maße. Von Jugend auf gewohnt, seinen Willen zu haben und zu erzwingen, stürmte es laut in seinem Innern, die und keine andere muß die Deine werden. Wie er seinen Kaffe trank und von seinen Wirthinnen Abschied nahm, darüber mußte er sich wie über einen Traum besinnen, als er mit seiner Begleiterin unten am See bei der Landstraße anlangte. Er begleitete das Mädchen nach Hause, beurlaubte sich gegen Regel und Sitte damaliger Zeit ganz kurz von ihr und kam wie ein Träumender in die väterliche Wohnung. Ich erwartete dich erst am Morgen, sagte Mutter Margaretha, aber wart', ich habe dir schnell den Kaffe „zurecht gemacht". Ich will nichts, Mutter, sagte Wilhelm und ging in seine Schlafkammer. „Was gilt es Rudolf, „Anderesen Grittli" hat ihn nicht wollen mit ihm nach Haüse lassen, er wäre sonst nicht schon da. „Er ist bereits im Bett, sagte Margaretha im Hereintreten zu ihrem Manne. Es hat mir schon am Morgen weh gethan, als ich sehen mußte, wie schnippisch ihm Grittli begegnet ist; wenn er gescheider gewesen wäre, er hätte sie bleiben lassen, Wilhelm hätte am „Dorf" noch andere Mädchen gefunden. — „Mach nur aus einer Mücke kein Roß, Mutter, du weißt ja nicht, was

Schuld ist. Zudem ist Anderesen Grittli ein braves Mädchen, und wenn er das in das Haus bringt, so hat er eine Hausfrau, wie ein Bauer sie nöthig hat." Ja Vater, das ist wohl wahr, was du sagst, Anderesen sind reich und Grittli ihr einziges Kind; aber bei Gott unser Wilhelm ist auch nicht zu verachten. — Wilhelm stund am Morgen auf, ging an seine gewöhnliche Arbeit und der Sache wurde nicht weiter gedacht. Was aber Wilhelm dachte, ist nicht schwer zu errathen. In ihm kämpfte die Leidenschaft der Liebe, die ihn um so stärker quälte, weil er sie in seine Brust gewaltsam verschließen mußte. Längst kannte er den geheimen Wunsch seiner Eltern, ihn mit Margaretha Jaberg, seiner Nachbarin, zu verbinden, und er selber mußte sich gestehen, daß ihm dieses Mädchen bisher nicht gleichgültig gewesen sei, obwohl er von ihren Launen nicht selten gequält wurde; übrigens fand er auch, daß Grittli ganz zu seinen bürgerlichen und ökonomischen Verhältnissen passe und als ein fleißiges Mädchen rühmlichst bekannt sei. Aber in seinem Rausche bedachte er nicht, was zu seinem Frieden diente, und darum war es auch vor seinen Augen verborgen. Fast jeden Abend saß er träumend unter seinem Apfelbaum, sah hinaus in die spielenden Wellen und dachte an Julia. War dann Alles im Hause still und zur Ruhe gegangen, so schlich er in den Garten, brach eine Menge Blumen ab, trug sie in seine Schlafkammer, fügte sie zu einem Kranze zusammen und stieg dann unbemerkt durch das Fenster hinaus, indem er die beiden Fensterflügel leicht anlehnte, und verschwand bald darauf hinter der Gartenmauer. Um keinem Verräther zu begegnen, vermied er die Straßen und Fußwege und schlich im Dunkel der Hecken und Bäume hastig vorwärts. Jedes Geräusch erschreckte ihn und schnürte seine Brust zusammen, und sorgfältig verbarg er seinen Blumenstrauß unter seinem Rocke. Auf der Rosenhalde angekommen, näherte er sich langsam dem einsamen Hause. Minuten lang stand er still und erschrack oft selbst vor seinen eigenen Fußtritten. Durch die fortwährende Stille vertrauter geworden, schlich er dann durch den Garten bis vor das Fenster Julias, nahm eine nahe stehende Gartenleiter, lehnte sie an das Fenstergesimse und stieg wie auf Dornen die Stufen hinan. Die Gardinen waren vorgezogen und seine sehnsüchtigen Blicke strebten vergebens in das Heiligthum zu dringen. Da stand er nun so nah seinem Glücke und doch noch so weit! — Schnell legte er nun seinen Strauß auf das Gesimse, stieg eben so sachte die Leiter herunter, legte dieselbe an den vorigen Ort und huschte, wie der Vogel durch die Rosengebüsche, zur Straße herunter. Bei Hause angelangt schob er die angelehnten Fensterflügel zurück, schwang sich mit einer raschen Bewegung durch die Oeffnung und eilte in's Bett. Als Julia am Morgen die Fensterflügel aufstieß, und die frische Morgenluft in ihren aufgelösten

Locken spielte, siehe, da lag vor ihren Augen der schöne Strauß. Niemand im Hause konnte darüber Auskunft geben, wol aber besann sich die alte Barbara — Friederikas Magd — auf ein unbedeutendes Geräusch während der Nacht, und alle waren der Meinung, daß gute Leute aus dem Dorfe mit diesem unschuldigen Spasse ihnen eine Freude zu machen beabsichtigt hätten, und dachten nicht weiter daran. In der folgenden Nacht kam der Strauß wieder, und nun wurde der Vorschlag gemacht durch Nachtwachen die ungekannte Freundschaft zu entdecken. Alle drei wachten abwechselnd bis Mitternacht; aber kein Blumenspender ließ sich sehen. Am Morgen aber hing ein schöner Kranz vor Julias Fenstern und darin ein kleines Papierblättchen, auf dem geschrieben stand: „Aus Liebe." Julia war jung, aber gleichwohl zwanzig Jahre alt. Die ersten tausend Wochen ihres Lebens waren ihr unter der Obsorge einer gebildeten und rechtschaffenen Mutter wie ein Frühlingsmorgen entschwunden. Ihre, durch frühzeitiges Unglück tief verletzte Mutter hatte weit mehr auf ihre Gemüths- als Verstandesbildung Rücksicht genommen, und in ihr eine fast schwärmerische Gefühlsrichtung geweckt, welche durch die weiter oben erwähnten Einflüsse von Außen noch verstärkt wurde. Sie wußte noch wenig von dem räthselhaften Räderwerk des menschlichen Herzens; aber was sie nicht wußte, das ahnte sie oft. Die Blumenkränze kamen nicht jeden Abend; aber fast jedesmal wenn es regnete und stürmte, hörte man oft schon früh in der Nacht, wie der Wind die Kränze wider die Fensterrahmen wehte. Es gibt aber selten eine so verwickelte Sache, welche zu enträthseln den Weibern nicht möglich wäre. Weiberlist ist das Alexanderschwert, das den gordischen Knoten durchschneidet, wenn es nicht gelingt, den verschlungenen Knoten durch seine Fäden zu entwirren.

Unten im Dorfe am See steht ein baufälliges Häuschen. Auf dem niedrigen Dache sind die mit Latten und großen Steinen beschwerten Schindeln mit Moos überwachsen. In halbverfaulten Geschirren mitten auf der Dachfirst wächst die räthselhafte Hauswurz, welche vor dem fallenden Blitz schützen soll wie die Wetterstange Franklin's. Vornen auf der Firstspitze klappert die Windmühle ein unheimliches tik-tak-tak, und eine umgekehrt, an eine Stange befestigte Glasflasche, mit allerlei Augen und Magen stärkenden Kräutern gefüllt, hat hinter dem Rauchfange auf der Sonnseite des Daches ebenfalls eine angewiesene Stelle. Innen im Stübchen sitzt ein altes Mütterchen hinter dem nußbaumenen Tische und schaut beständig durch den Läufter des Eckfensters auf die spärlich beleuchtete Straße. Es ist die Müllerbeth, die gefürchtete viel besuchte Wahrsagerin des Dorfes. Als sie Niemand sieht, nimmt sie drei Würfel, haucht dreimal auf die geschlossene Hand und wirft dieselben nach mehrmaligem Schütteln auf den Tisch. — „Richtig Neun; sie kommen

bald.“ Kaum hatte sie dieses gesagt, so klopfte es an der Thüre und herein traten in Mäntel gehüllt — Julia und die alte Barbara von der Rosenhalde. Das Mütterchen hieß sie freundlich willkommen und bat sie, hinter dem Tische auf dem langen, der Wand nach fortlaufenden Fensterstuhle Platz zu nehmen, indem es selbst einen „Dreibeiner“ an die Vorderseite des Tisches schob. Eine Pause entstand und in langsamen Schlägen schlug die Kirchthurmuhr die eilfte Stunde. — Schauer durchrieselten das abergläubige, furchtsame Mädchen. So nah' war sie dem Grabe ihrer Großeltern, und so schauerlich hatten ihr seit langem keine Töne in die Ohren geklungen. Die Müllerbeth öffnete einen kleinen einthürigen Schrank, nahm eine in ein altes Nastuch gewickelte Kartenschachtel hervor, öffnete sie und legte ein abgenutztes halbvergilbtes Kartenspiel auf den Tisch. Aus der Tischtrucke holte sie einen „Klemmspiegel“ hervor, zwängte ihn auf die spitzige Nase und fing an, die Schicksalsblätter zu entfalten, indem sie Julia um ihr Alter und den Gegenstand ihrer Wißbegierde, so wie um andere Dinge ziemlich weitläufig befragte. Endlich legte sie das Spiel wieder zusammen und stieß es vor Julia hin, indem sie ihr sagte, sie solle jetzt abheben (eine beliebige Anzahl Karten vom Spiel abheben oder ablegen), aber an nichts anderes denken als an dasjenige, was sie wissen möchte. Das Abspiel lag auf dem Tische. Die „Beth“ musterte genau die letztabgelegte Karte, schüttelte den Kopf und sagte: „Aha, der Fuchs ist noch nicht in der Falle, aber er muß doch hinein, ha ha ha.“ Sie legte nun die beiden Spielhälften verkehrt aufeinander und fing an die Karten zu zwei und zwei miteinander in zwei Häufchen zu zählen. Hierauf nahm sie das Häufchen rechter Hand, faltete die Blätter zwischen ihren dürren Fingern auseinander und bemerkte, daß die Stichkarte für Julia im andern Häufchen enthalten sei. Sie nahm nun von dem bezeichneten Häufchen immer die oberste und unterste Karte und legte sie nebeneinander auf den Tisch, der Reihe nach hinunter, bis alle abgelegt waren. Hierauf ergriff sie die zwei Karten der untersten Reihe und legte sie in verwechselter Ordnung, — die linke Karte auf die rechte und die rechte Karte auf die linke Seite — neben die zwei Karten der ersten Reihe. So verfuhr sie mit den Karten der zweituntersten Reihe und legte sie ebenfalls verwechselt neben die zweitoberste Reihe u. s. f. bis alle sechszehn Karten in vier Reihen vor ihr auf dem Tische lagen. Julia saß still wie eine Bildsäule, und gar unheimlich ward es ihr zu Muthe, als sie die merkwürdige Bildergruppe überblickte, die ihre Zukunft enthüllen sollte. Zwischen Furcht und Hoffnung schwebend, halbzweifelnd, halb glaubend wußte sie kaum, was sie denken sollte. Die Beth nahm ihren Klemmspiegel von der Nase, putzte die Gläser mit den Ecken ihrer Schürze sorgfältig ab und setzte ihn dann wieder auf die

vorige Stelle, wo er schon seit Jahren seinen wohlberechtigten Platz eingenommen hatte, was die Nase durch die beiden Einschnitte auf den Nasenflügeln ganz deutlich an den Tag legte. Unverwandten Blickes sah sie eine zeitlang auf das ausgebreitete Spiel und zählte mit den Fingern bald die wagrechten, bald die senkrechten und bald wieder die schiefen Reihen. Alles war still wie die nahen Gräber des Kirchhofes, wenn man das „tik-tak" der hölzernen Wanduhr und die Katze, welche auf dem Ofentritt ihre Träume spann, als geringstörende Ausnahmen betrachten will. — Plötzlich hielt die Beth wieder inne, legte die linke Hand an die Stirne und schüttelte bedenklich den Kopf, so daß es Julia wie siedendes Wasser durch die Glieder rieselte. Wohl wenige Feldherren sind im Stande dem versammelten Kriegsrathe mit einer solchen Präcision und Ueberzeugungsgabe von ihren Dislokationen Kenntniß zu geben, als diese Pythia Julia und der alten Barbara den Kartenplan auslegte. Da die Müllerbeth ihrem Gewerbe zufolge Alles im Dorf und seiner Umgebung ausspionirte, so konnte ihr auch das Verhältniß zwischen Wilhelm und Grittli und noch weniger der Vorfall auf der Rosenhalde unbekannt sein. War es daher zu verwundern, daß Julia sich von der Wahrsagerin auf den geheimsten Pfaden ihres Herzens verfolgt sah? Die Müllerbeth prophezeite, daß der Blumenspender ein schöner, reicher und heirathslustiger Jüngling sei, und nächstens sich zu erkennen geben werde, wenn sie Herz genug habe, ihm aufzupassen; überdies unterließ sie nicht, Julia auch auf widrige und betrübende Erlebnisse vorzubereiten. Glück und Liebe waren im Spiel durch die rothe, insonderheit durch die Herzfarbe, und das Unglück durch die schwarze, vornehmlich die Schaufelfarbe vertreten. Julia war symbolisirt durch die siebente Karte der Herzfarbe und hatte zum steten Begleiter die „Ueberwind" oder die Zehner-Karte gleicher Farbe, was zur Bedeutung hatte, daß Alles nach Allem zum „guten Ende" geführt werde. Julia, durch einige Züge der Wirklichkeit, deren Kenntniß sie keiner dritten Person zutrauen konnte, verführt, hing voll Glauben an dem Munde dieser schlangenzüngigen Vettel. —

Nach dem Sprichworte: „Aller guten Dinge sind drei", wollte die Beth die Karten zur Beſtätigung ihres ersten Ausspruches noch zweimal einer Mischung und Auseinanderlegung unterwerfen, und hatte bereits das zweite Spiel zum Abheben auf den Tisch gelegt, als ein unwillkommenes Ungefähr der ganzen Ceremonie ein schnelles Ende machte. — Ein unerwarteter Stoß und hierauf eine schwankende Bewegung der Hütte weckte die drei andächtigen Personen aus ihrem mystischen Ideengange. Die Katze sprang mit einem Satze auf den Boden herunter, reckte die Glieder aus und hüpfte auf den Fensterstuhl, indem sie durch klägliche Töne zu verstehen gab, daß sie hinaus ge-

lassen werden möchte. Als aber die Müllerbeth in ihrem Schrecken den Wunsch der Katze überhörte, so griff diese selbst mit einer Vordertatze hinter die Fensterrahme, öffnete einen kleinen Stoßflügel und schlüpfte hinaus. Die Müllerbeth fuhr wie vom Blitze gerührt von ihrem Dreibeiner empor und warf die Kartenfiguren in die Tischtrucke. Julia war todtenblaß und wußte kaum noch, ob sie wache oder träume. Eben schlug die Kirchthurmuhr Mitternacht. Julia warf einen Basler „Dreibätzner" auf den Tisch, hüllte sich in ihren Mantel und verließ nach einem kurzen „Gut Nacht" mit der alten Barbara die unheimliche Stube. Wie sie auf die Rosenhalde gekommen, war ihr noch am Morgen ein Räthsel. Die Magd mußte die Nacht über in ihrem Zimmer bleiben; denn noch lange zitterte sie an allen Gliedern und klapperte mit den Zähnen, daß selber der alten Barbara die Schweißtropfen wie dunkle Perlen auf die Stirne traten. Julia hatte anfänglich, durch ein inneres, auf eine christliche Erziehung gegründetes Gefühl geleitet, wenig Glauben an die „Müllerbeth"; aber als diese Zug für Zug in ihrem Herzen zu lesen und ihre geheimsten Gedanken aus den vergilbten Kartenblättern zu zaubern schien, da brach endlich die letzte Schranke des Zweifels, und Julia glaubte den trügerischen zweideutigen Worten der „Wahrsagerin". — Das Leben ist ein Schachspiel, in dem jeder Zug seine unausbleiblichen Folgen hat. Oft schieben wir gleichgültig einen „Bauer" vor und werden erst am Ende des Spiels gewahr, daß wir einen Königszug gethan haben. Dieser Abend wird auch für Julia seine Folge haben. Durch die Aufregung entkräftet, schlief Julia bis Morgens 8 Uhr, und als sie aufstand, hing der verhängnißvolle Kranz vor ihrem Fenster. Nun fing sie fest zu glauben an, daß das Schicksal diesen unbekannten Geber zu ihrem Lebensgefährten bestimmt habe und faßte den Entschluß, ihn zu belauschen. „Was das Herz wünscht, das glaubt es gern." Wilhelm hatte an jenem Gewitterabend ihr Herz mit den Flammen der Liebe entzündet, und ihre Phantasie bekleidete ihn mit den Vorzügen eines Engels in Menschengestalt. Die Ungewißheit in Liebessachen ist eine reizende Qual, und dieser wollte sie los werden. Schon am zweitfolgenden Abend schlich sie leise durch eine Hinterthüre nach dem Garten. Mutter und Magd schliefen schon lange. Am Riedwylerthurm schlug die Glocke zehn Uhr. Die Nacht war lieblich, und der Mond schien so helle durch das Laubdach des Gartenhäuschens auf Julias Antlitz wie die Sonne am Tage. Sie saß auf einem Sopha, das Haupt auf eines der Kissen gelehnt, und blickte durch die offene Gartenthüre nach dem Fenster ihrer Schlafkammer. Die Abendluft spielte mit ihren braunen Locken und wiegte die herabfallenden Blätter auf ihrem Schooße. — Es schlug eilf Uhr. Julia wurde unruhig; denn nun kam die schreckliche Stunde, in der die

Müllerbeth ihre Künste ausübte und — zum zweiten Mal erzitterte der Boden zu ihren Füßen. — Dieses Mal aber war es kein Erdbeben, sondern eine verhüllte Gestalt sprang neben ihrem Gartenhäuschen über den Hag. Jetzt aber in dem Augenblicke, wo es galt, den Unbekannten zu entlarven, jetzt war all ihr Muth und ihr Entschluß wie eine Seifenblase verschwunden. Wie gerne wäre sie noch entflohen; aber sie konnte nicht, denn die fremde Gestalt kam gerade auf sie zu. In der rechten Hand trug sie einen Blumenstrauß, während die linke den faltigen Mantel zusammenhielt; forschend näherte sie sich dem Gartenhäuschen. Julia sank beinahe vor Schrecken zu Boden, als Wilhelm in die Thüre trat und mit nicht geringer Bestürzung seine Angebetete erblickte. „Du hier, Julia, und so spät," waren die einzigen Worte welche er im Augenblicke hervorbringen konnte. Julia welche sah, daß es sich eigentlich um keine Todesgefahr handle, hatte bald wieder einige Haltung gewonnen, beschwerte sich in gelinden Vorwürfen über den verursachten Schrecken und entschuldigte — so gut es gehen wollte — ihr spätes Dableiben mit der schönen und stillen Mondnacht. Nun war es an Wilhelm, seine nächtliche Rundschau auf der Rosenhalde zu motiviren; er warf den Kranz auf Julias Schos und gestand ihr seine Liebe. Was sie geantwortet, und was diese zwei noch ferner miteinander geredet haben, das wissen wir nicht. Waren ihre Reden auch keine parlamentarischen Meisterstücke, so redeten doch ihre Herzen die gleiche Sprache und waren einander so innig verwandt wie zwei Blumen, die aus einem Stengel hervorbrechen. Wilhelm saß neben seiner Heißgeliebten auf dem Sopha, während der liebe Mond von Stern zu Stern durch die Nacht spazierte und endlich seine Strahlen durch die Oeffnung der Gartenthüre auf die Gruppe der Glücklichen warf. Aber er störte die Seligen nicht; denn er sah zu viele Thränen an den Wimpern der Unglücklichen hängen, als daß er diese Glücklichen hätte beneiden können; ja wenn die Küsse immer lauter und feuriger wurden, so schüttelte der Nachtwind freundschaftlich die blätterreichen Zweige der Einfriedung, der Silberbach neben dem Hause murmelte lauter und Niemand störte das Glück dieser Glücklichen. —

Erste Liebe — reinstes Glück —
Ist sie einmal dir entschwunden,
Kehren ihre Götterstunden
Niemals mehr so schön zurück.

Bereits war der Ruf des Nachtwächters, der die erste Morgenstunde des kommenden Tages ausgerufen hatte, im Riedgraben verschollen, als Wilhelm und Julia nach kurzer Verabredung, wie sie sich in Zukunft sehen und sprechen wollen, einander das „Lebewohl auf Wiedersehen" zuflüsterten. Wilhelm

sprang wieder über die Hecke zurück, und Julia schlich leise durch die Hinterthüre in ihre Kammer. Sie entkleidete sich rasch, und erst als sie auf ihrem Lager war, fing sie an über das Vergangene und das Zukünftige nachzudenken. Sie wußte nun den geheimen Kränzespender, sie hatte ihn entdeckt und gesehen; aber daß er für seine Kränze ihr Herz mitgenommen hatte, das fühlte sie nur dunkel, ohne es recht zu wissen. Tausend Bilder gestalteten sich in ihrer Seele, alle mit Rosenfarben geschmückt. Die Sterne des Himmels glänzten ihr noch einmal so schön und für den Mond hätte sie die Sonne hingegeben, so freundlich blickte er durch die glitzernden Fensterscheiben in ihre Schlafkammer. — Der Schlaf floh die ganze Nacht die schöne Schwärmerin, bis sie endlich mit der anbrechenden Morgenröthe in einen kurzen Schlummer verfiel und träumte. Sie saß in einem lieblichen Thale an dem Rande eines rauschenden Baches; um sie herum dufteten Blumen, sangen die Nachtigallen, und ein leiser Hauch streute duftende Blüthen in ihre Locken. — Auf einmal ertönte eine liebliche Schalmei, und ein geflügelter Genius schwebte langsam in einer Wolke zu ihren Füßen hernieder. In seiner rechten Hand trug er ein goldenes Füllhorn mit Blumenkränzen umwunden, und in der linken hielt er einen strahlenden Schild, auf dem die Worte standen: „Liebe und dulde!" Julia, Julia! erklang seine liebliche Stimme und sein Füllhorn zur Erde beugend, legte er einen Spiegel auf ihren Schooß. Sie blickte in den Spiegel, staunte und lächelte, denn vor ihr ausgebreitet lag die Rosenhalde mit den Reizen des Frühlings geschmückt. Vor dem Hause saß sie selbst im bräutlichen Schmucke und neben ihr Wilhelm, der einen Strauß auf seinen Hut steckte. — Um sie herum sammelte sich eine anmuthige Gruppe festlich geschmückter Gäste, und die Mutter stand grüßend unter der Thüre. Auf einmal fühlte sie ein leises Rütteln am Arme; sie erwachte, und die Mutter stand am Bette. „Aber Julia, wie lange hast du heute geschlafen; ich habe fast Angst gehabt, es möchte dir was begegnet sein." Schon strahlte die Sonne durch das geöffnete Fenster ihren Morgengruß zu Julias Toilette, und die alte Barbara setzte den Kaffe und die gebratenen Kartoffeln auf den kirschbaumenen Eßtisch in der Küche, als Julia heiter und fröhlich wie noch nie unter die Thüre trat. — Sie sang den ganzen Tag wie eine Lerche, gab jedem Armen ein doppeltes Almosen, und am Abend schickte sie die Magd mit einem Guldenstück zur Müllerbeth. — So spielen Aberglaube und Liebe! —

* * *

Ein jedes Land trägt seine Kleider,
Nach eigner Mode eignem Schnitt,
Und wie die Mode, so der Schneider,
Und wie der Schneider, so der Schnitt.

Die Sonne war hinabgesunken. Still und ruhig lag der See, auf dem sich Schwanen gleich in weiter Ferne einzelne Nachen wiegten. In den Wohnungen der Dörfer und Landsitze verkündeten die angezündeten Lichter die anbrechende Nacht. Hie und da klopfte noch ein Bauer auf seinem „Dängelstein" in taktmäßigen Schlägen seine Sense. Züge der heimkehrenden Abendschnitter schritten mit der Sense auf dem Rücken, das „Wetzsteinfaß" im Gürtel befestigt, stattlich durch Feld und Wiese. Hinter ihnen gingen die „Zetterinnen" (Mägde) mit dem Rechen und der Heugabel, die üppigen Haarflechten mit Gras und Heublumen überstreut, und mit Sang und Klang bewegten sich die Züge dem heimathlichen Dorfe zu. Es war Samstag Abend um die Zeit der „Emdernte" (Grummet). Das „Dängelen" hatte aufgehört, die Lieder verstummten, und Alt und Jung lagerte sich um die dampfende Schüssel. Aber etwa nach einer Stunde hörte man von den Bergen herab ein melodisches Jauchzen und Jodeln. Immer reicher und reicher schwollen die wunderbaren Klänge auf den Flügeln des Abendwindes in die Thäler hinunter. Wie auf einen Zauberschlag erwachte die nächtliche Flur, und zu den sehnsüchtigen Tönen des Alphorns erklang das harmonische Volkslied der Dorfschaften, der Kuhreihen der Aelpler (Sennen), das vielstimmige Echo der Fluhwände und darein die friedlichen Klänge der Herdenglocken. Denken wir uns dazu eine stille Mondnacht, den Himmel voll flimmernder Sterne, diesen tausendstimmigen Jodelgesang und wir haben eine Vorstellung von dem Reigen der „Chiltbuben", wie er einst war und wie er heute noch, wiewol in etwas moderner Färbung, in den Dörfern und Thalschaften der Schweizeralpen als heimathliche Sitte herrscht. Der Abend war lieblich und warm. Rudolf Gerber und Frau Margrethe saßen mit den Ihrigen unter dem wohlbekannten Apfelbaum vor ihrem Hause und hörten mit Wohlgefallen diesem nächtlichen Treiben zu, das wol noch manchen halbentschlummerten Jugendgedanken in ihnen aufwecken mochte. Auf einmal aber verstummte der allgemeine Jubel wie auf einen Wink; denn von der Höhe der „Wegwart" erklangen die Töne eines Jodelgesangs, schön wie der Gesang Horants und Volkers, oder wie der Gesang der Nachtigall unter den Sängern des Waldes. Ha, das ist der „Jodelhans" ab der „Wegwart" sagte Margrethe, der will in den „Goldbach" zu des „Küher-Rudis-Lisebethli". — Der Jodelhans ist nicht für des Küher-Rudis-Lisebethli, entgegnete Gerber. — O was denkst doch auch Vater, ein solcher Bursche sollte einem Mädchen nicht das Herz aus dem Leibe singen!

Weißt nicht noch, wie es mir gefiel, wenn du vor meinem Fenster dein „Liri Lari Schätzeli, jetz chum u mach mer uf" sangst, höre doch, wie er so schön singt! — Ganz deutlich hörte man, wie Hans immer näher kam und sang:

Hali oli diridio,
D'Chüjerlüt si lustig u froh,
Stige-n-uf Grat u Fluh
Ihre schöne-n-Alpe zue,
Jodle chlei „Diridum",
Treichle chlei bum, bum bum,
D'Sennerin holi ho
A so lustig und froh.

Hali oli diridio,
D'Chüjerlüt si lustig u froh.
Wenn es scho stürme thut,
Gfallt's mer hie notti gut,
Ha ja mis Schätzeli da,
Luegt's mi geng fründli a
Sing' i mei Diridio
A so lustig u froh u. s. w.

Als die letzten Töne von Jodelhansen's Lied verklungen waren, erwachte der allgemeine Jubel auf's Neue, daß Berg und Thal wiederhallten. Unbemerkt schlich Wilhelm unter dem Aepfelbaum hinweg, ging in's Haus, setzte seine Kappe auf und wanderte, mit einem Knotenstocke bewaffnet, durch den Fußweg nach der Gasse. Er stimmte aber nicht ein; denn sein Herz war zu voll und hatte keinen Klang. Er schloß sich auch nicht an die vorbeiziehenden Truppen der „Nachtbuben", welche gleich wandernden Gesellschaften von Dorf zu Dorf zogen, um das Kirschwasser der Mädchen aufzusuchen. Er wich Allen aus. Kam eine Abtheilung singend und musizirend die Straße daher, so sprang er schnell hinter einen „Zaun", stellte sich in den Schatten einer Baumgruppe oder duckte sich hinter einen Hanfbüschel, bis der Zug vorüber war. Das landesübliche Ringen oder „Hosentauschen", womit die Chiltbuben der Thalschaften ihre Kräfte messen, hatte keinen Reiz mehr für ihn. Oftmals hatte er sich mit gekrümmtem Leibe, den linken Arm vor den Kopf gebogen, vorsichtig und mit verstellter herausfordernder Stimme seinem Gegner genähert, ihn mit einem überraschenden Schwunge zu Boden geworfen und so seiner Dorfschaft die Ehre des Sieges gerettet. Merkwürdig, Wilhelm wollte nicht mehr schwingen. Seine Spielkameraden ahnten es wol, als er so allein zog, und zischelten einander in die Ohren, daß „Gerber's Wilhelm" und „Jaberg's Grittli" bald ein Paar sein werden. Er hörte sich oft bei seinem Namen nennen, wenn er, hinter Strauch und Baum zusammengekauert, nach seinen Kameraden spähte. Wenn ihn Niemand hinderte, so schlich er dann wieder vorwärts und gelangte endlich unbemerkt auf die „Rosenhalde". Diesmal aber sprang er nicht über die Hecke, sondern näherte sich auf dem gewöhnlichen Fußwege der Vorderseite des Hauses. Er stand nun wieder vor Julia's Fenster und freute sich, seine Angebetete besuchen zu dürfen. Leise schlich Wilhelm die hölzerne Treppe hinauf; der Brunnen goß rauschend seinen

Wasserstrahl in das steinerne Becken und begünstigte damit sein Hinaufsteigen. Auf den Zehen gehend, den Rockkragen aufgestülpt, die Kappe tief in's Gesicht gedrückt, tappte er über die kleine Vorlaube, kletterte dann über die Lehne auf die etwas hervorstehende Kellermauer, indem er sich am Fenstergesimse festhielt und gelangte so vor das bereits bekannte Fenster. Nun reckte er den Kopf etwas in die Höhe und warf verstohlene Blicke zwischen den vorgezogenen Umhängen und Quasten in das schwach erleuchtete Zimmer. Ein leises ti-ti-ti-ti mit den Fingern auf der tönenden Fensterscheibe war hinreichend, Julia zu wecken. Sie kam und öffnete zuerst einen kleinen Quartflügel, um nachzusehen, wer draußen sei. Wilhelm grüßte nach Landessitte. Sie öffnete nun den großen Fensterflügel, und Wilhelm zog die Schuhe aus, um kein Geräusch zu veranlassen, und stieg hinein. Julia, mit der Sitte des Kiltgangs vertraut, hatte keinen Anstand genommen, Wilhelm das Fenster zu öffnen; denn auch nicht eine Regung der Sünde hatte ihr unschuldiges Herz vergiftet. Ihrer Mutter verbarg sie anfangs ihre geheime Liebschaft nicht im Gefühle ihres Unrechts, sondern aus Furcht, in ihrer Wahl mißbilligt zu werden, und zum andern war das zarte weibliche Schamgefühl, das selber von dem Mutterauge verletzt wird, eine Hauptursache ihrer Zurückhaltung. Es war Morgens vier Uhr, als Wilhelm eben so sachte durch das gleiche Fenster herausstieg. Eilig schritt er die Straße dahin und befand sich nach einer kurzen Stunde in seinem Wohnorte. Nun verstrichen einige Wochen ohne sonderliche Auftritte. Wilhelm besuchte während dieser Zeit seine Julia zu wiederholten Malen. Vater und Mutter sahen seine nächtliche Abwesenheit nicht ungerne; denn sie glaubten Wilhelm's Besuche gelten des Nachbar's „Margrittli" und beredeten sich miteinander, wie sie wohl am besten mit ihrem Sohne reden könnten, damit die in Aussicht stehende Heirath nicht zu lange verzögert werden möchte. Sie dachten lange hin und her und erwägten bald dieses, bald jenes, bis endlich Margarethe einen schicklichen Anlaß gefunden zu haben glaubte. Weißt was, Vater, sagte sie eines Abends, der „Schmied-Christen" zu Riedwyl ist Dir noch für Heu schuldig und Du ihm für Radfelgen; geh' und rechne mit ihm aus, er hat Dir ja schon oft Bescheid thun lassen, daß Du zu ihm kommest, er wolle Dich bezahlen. Sag' Wilhelm, ihr wollet an einem Sonntage nach Riedwyl zur Kirche, und unterwegs findest Du wohl einen Anlaß, mit ihm über die Sache in's „Reine" zu kommen. Wenn dann die Uebrigen Alle am Berg sind, so will ich „Grittli" zu mir rufen lassen und dann will ich schon vernehmen, was die Glocke geschlagen hat. Gesagt, gethan. Rudolf stimmte bei, und am nächsten Sonntag Morgen machten sich Vater und Sohn beim schönsten Wetter auf die Beine. Beiden war es

ein Freudengang. Beide hatten Absichten und selber die Mutter wollte einen Kernschuß thun; aber wie weit gingen ihre Wege auseinander! Vater Rudolf wollte seinen Stein rechtzeitig vom Herzen wälzen und lenkte sogleich das Gespräch auf die künftige Hauswirthschaft seines Sohnes. Wilhelm hörte, wiewol aus ganz andern Gründen, nichts Angenehmeres, als daß der Vater seiner baldigen Verheirathung das Wort redete und stimmte dem Vater vollkommen bei. Dieser glaubte das Spiel schon mehr als gewonnen und spielte den letzten Trumpf, indem er den Nachbar Andreas als einen würdigen und braven Schwiegervater und dessen Tochter „Grittli" als das brävste Mädchen des Dorfes bezeichnete. Wilhelm erschrack und schwieg. Rudolf legte dieses Schweigen als Schüchternheit aus und wollte Wilhelm die Worte flüssig machen, indem er „Grittli" noch mehr zu loben anfing und die Wahl des Sohnes vollkommen billigte. Jetzt mußte Wilhelm doch antworten und er that es auf eine möglichst zweideutige Weise. Er sagte dem Vater, er glaube gar nicht, daß „Grittli" ihm so gar viel nachfrage, es trage die Nase viel zu hoch, und auf den Knien beten möge er auch nicht, dafür sei er zu stolz. Der Vater meinte, Wilhelm hätte ganz recht, wenn es so wäre, aber das sei bei Grittli nicht der Fall. Hübsche Mädchen seien übrigens immer ein wenig schnippisch, und hinter der Kirchthüre streifen sich solche Kleinigkeiten immer ab, und die Frau habe kein Interesse mehr, den Mann eifersüchtig zu necken. Daß Grittli ihn verachte, könne er erst nicht glauben, es würde ihm sonst wol kaum so fleißig das Fenster öffnen. Diese letzten Worte hatten Wilhelm gänzlich aus dem Felde geschlagen; er merkte wol, wo der Gaul hinkte, wußte sich aber im Augenblicke nicht recht zu helfen. Sollte er dem Vater klaren Wein einschenken? Nein, das ging jetzt noch nicht an, und so sagte er endlich, die Sache werde nicht so pressiren, des Andereseu könnten sonst glauben, wie Angst es ihm wäre, und solche Mädchen wie Grittli gebe es am Ende noch immer. Den Vater verwunderte Wilhelm's Kälte nicht wenig und er dachte in seinem Herzen: „Jung Blut thut niemals gut", und so gelangten sie unter allerlei Gesprächen auf die Höhe von Riedwyl, wo sich der Weg nach der Rosenhalde abtrennt. Eben kam Julia mit ihrer Mutter über die Halde herab gegen das Dorf, um ihrer Gewohnheit gemäß zur Kirche zu gehen. Aha, sagte Rudolf, als er dieselben ansichtig wurde, dort kommt wol das hübsche unehliche Töchterlein von Ulhard's Friederika. Ja, ja, so geht's, wenn die Töchter zu früh über die Stange schlagen. Das ist jetzt seiner Lebtage ein unglückliches Mädchen. Unehliche Kinder haben kein Glück in der Welt und kein armer Bursche — eines reichen nicht zu gedenken — wird eine solche Jungfer heirathen, wenn es etwas

mit ihm ist. Tief schnitten Wilhelm diese harten, durch das Vorurtheil seiner Zeit gerechtfertigten Worte in's Herz. Gerne hätte er die schöne Angeschuldigte vertheidigt; aber soeben erklangen die Kirchenglocken und mahnten die Zwei, ihre Schritte zu verdoppeln, wenn sie nicht hinterher in die Kirche kommen wollten, wie gar Manche mit Absicht thun, damit der Pfarrer sehen könne, daß sie auch da seien. Mit dem letzten Glockenschlage traten Wilhelm und Rudolf in die Kirche. „Was Gott zusammengefügt hat, soll der Mensch nicht scheiden" waren die vorgelesenen Textesworte, Julia und Wilhelm wie aus der Seele gesprochen. Kaum waren sie verlesen, so zischelten die Nachbarn einander in die Ohren, das sei auf den „Sägenfeiler-Peter" gemünzt, der letzte Woche seine Frau so entsetzlich geschlagen habe, daß sie wol sterben werde. — Julia und Wilhelm waren ganz Auge und Ohr für die schönen Worte des würdigen Pfarrers. Es war aber auch schön und ergreifend, was er sagte, und wie er die Freuden der wahren Liebe und die Schmerzen und Folgen der rohen Sinnlichkeit in Bildern der Vergangenheit und Gegenwart den Jünglingen und Jungfrauen vor Augen stellte. Er zeigte, wie wichtig und folgenschwer der Weg zum Traualtar für das ganze zeitliche und ewige Leben jedes Menschen sei, und daß Friede und Glück nur bei denjenigen Ehegatten einkehre, welche Gott zusammengeführt habe. Er warnte auch nachdrücklich vor der blinden und sinnlichen Liebe, die sich nur von äußern Eindrücken und Rücksichten verleiten lasse, und zeigte, daß nebst einer tugendhaften und braven Gesinnung übereinstimmende Denkart, gleiche bürgerliche Stellung, Rücksichten in Hinsicht auf Alter und häusliche Erziehung und Bildung und vor Allem aus ein reiner christlicher Sinn zu den wesentlichen Bedingnissen gehören, wenn das Herz zum Herzen sich finden solle. „O wie oft," so lauteten seine Schlußworte, „haben Aeltern die unglückliche Wahl ihres Sohnes oder ihrer Tochter beweint und eine Verbindung verwünscht, welche ihre grauen Haare mit Herzenleid in die Grube brachte. Des Vaters Segen bauet den Kindern Häuser auf; aber der Mutter Fluch reißet sie wieder nieder." — Diese letzten Worte schnitten Wilhelm tief in die Seele, weil er sich den Vorwurf machen mußte, daß er ohne Vorwissen seiner Eltern eine Leidenschaft nähre, die vielleicht niemals die Zustimmung derselben erhalten werde. Lange schwankte er zwischen Vorsätzen und Entschlüssen. Augenblicke lang war er entschlossen, sein Herz vor den Aeltern auszuschütten und um ihren Segen anzuhalten. Schon blickte er seitwärts auf das Antlitz seines Vaters, um aus dessen Gesichtszügen eine günstige Vorbedeutung zu folgern; aber Rudolf schlief fest und ahnte gar nicht, was seinen Sohn bekümmerte. Plötzlich aber schweiften Wilhelm's Blicke auf die Seite hinüber, wo Julia saß, und

hie und da etwas schüchtern, aber dafür um so freundlicher herüberblickte, als wenn sie ihm zurufen wollte: „Was Gott zusammengefügt hat, das soll der Mensch nicht scheiden." O da schlug Wilhelms Brust wieder viel freudiger, und eine wohlbekannte innere Stimme flüsterte ihm zu: „diese oder keine andere muß die deine werden." Obgleich ihn der noch ungelöste Knoten beunruhigte, so hoffte er dennoch eine glückliche Lösung — denn liebende Herzen sind stark im Glauben und gälte es auch Berge zu versetzen. So mit sich selber, mit Julia und seiner Zukunft beschäftigt, hörte er nicht mehr, wie der würdige Pfarrer mit immer größerer Beredsamkeit, die Hand auf die heilige Urkunde gestützt, nachwies, „wie Gott nur gute Herzen zusammenführe, und wie diese dann unverbrüchlich und treu in allen Stürmen des Lebens kämpfen sollen bis in den Tod." Als sich die Zuhörer von ihren Sitzen erhoben, erwachte auch Rudolf, rieb sich die Augen, hob seinen auf den Boden gefallenen Hut auf und faltete mit den übrigen die Hände. Rudolf und Wilhelm begaben sich nach der Predigt zum „Schmied-Peter", und wir haben nun Zeit nachzusehen, was Mutter Margrethe zu Hause für Fäden gesponnen habe.

Kaum waren Vater und Sohn auf der Straße, so scheuerte Margrethe emsig Tische und Bänke, kehrte mit einem aus Weidenzwipfeln zusammengebundenen Besen die Stube, und selber die Katze mußte vom Ofentritte herunter und zum Fenster hinaus die Flucht nehmen, indem Margrethe mit einem kleinen Halmbesen die Ofenplatte so gewaltig abstäupte, daß Nägel, Kalkbröckel und anderes Zeug der Katze auf den Pelz flogen, und sie mit einem Satze in die Stube hinaussprang und das Weite suchte. Die Hennen, welche in einem hölzernen Gitterkäfig unter dem Fensterstuhle ihr Logement hatten, nahm sie eine nach der andern heraus unter den Arm und griff auf kundige Weise, ob sie heute ein Ei zu erwarten habe, und ließ sie dann vom Gesimse in die Hofstatt flattern. Nach Vollendung dieses Geschäftes nahm sie eine Mehlbürste von der Wand herunter, putzte den aufgeflogenen Staub sorgfältig von der Oberfläche des Tisches und der Stühle ab, und entleerte dann die Tischtrucke von den aufgespeicherten Brosamen; denn es schien ihr nicht anständig, den Gästen Käse und Brod mit Brodrinden gepudert vor die Augen zu stellen. Endlich war die Arbeit zu Ende gebracht, der Staub ausgeflogen, wie Margrethe meinte, und die Katze durfte wieder ihr heimisches Plätzchen beziehen. Noch mochte derselben die vorige Ueberstäupung vor Augen schweben; denn kaum war Margrethe mit ihrer Arbeit fertig, so setzte sich die Katze auf die Hinterfüße, nahm die eine Vordertatze in die Höhe, benetzte sie mit der Zunge und

fing ebenfalls an ihre Toilette zu machen. Da die Katze bei diesem Geschäfte einen ganz besondern Eifer an den Tag legte und mit der Vordertatze weiter als manches stolze Jüngferchen mit den Händen, nämlich bis hinter die Ohren reckte, so war das für Margrethe das wahre Glückszeichen eines höchst angenehmen und erfolgreichen Besuchs. Wenn schon Margrethe über die Jahre hinaus war, wo selber noch die Frauen bisweilen nicht ungern nach den Männern schielen — so wandelte sie doch heute ein gewisses schwiegermütterliches Vorgefühl an, das ihr keine Ruhe lassen wollte, bis sie vor den Spiegel trat, ihre „Sammethaube" mit den weitmaschigen Spitzen ausklopfte, ihre etwas ins Röthliche spielenden Haare mit den Händen über den Kopf hinkämmte, und hinten um einen hölzernen Kamm wand. Wohlgefällig musterte sie dann einen Augenblick ihre Hausordnung, rückte noch den Zeiger der Wanduhr auf die Thurmstunde und blickte hie und da durch das Eckenfenster, ob Grittli nicht bald kommen wolle. Plötzlich kam ihr etwas in den Kopf, das ihr neue Füße machte. Schnell sprang sie in die Küche, hing den mit Wasser angefüllten Kessel über das Feuer und trippelte die Stiege hinunter nach dem Keller. Hier schöpfte sie ab einer „Gepse" mit einem hölzernen Hackenlöffel den frisch aufgezogenen Rahm in ein kleines irdenes Häfelein, schnitt dann von einer großen mit einem Bären geprägten Ankenballe eine Scheibe ab, legte sie auf einen weißen Teller und trug beides eben so geschwind in die Küche hinauf: Auch der rußige mit Lehm überstrichene Küchenschrank mußte sein Kontingent zu dem Kaffe liefern, mit welchem sie Grittli zu empfangen gedachte, um das Herz ihrer künftigen Schwiegertochter zu lösen. Aus dem Küchenschrank nahm sie einen halben Zuckerstock, schlug mit einem alten Metzgermesser einige Stücke los, zerknitterte diese in kleine Würfelchen und sammelte sie in eine gläserne Zuckerschachtel. Aus einem sorgfältig zusammengerollten Papiersacke wand sie ein halbes Dutzend silberne Kaffeelöffelchen heraus und legte sie neben zwei blank geputzte Tischmesser auf den Küchentisch, damit sie in der Angst nichts vergesse. Unterdessen fing das Wasser im Kessel an zu kochen und mahnte ans Abschütten; da aber Grittli noch immer nicht kam, so goß Margrethe ein „Gäzi" voll kaltes Wasser hinein, um die broddelnde Fluth zu stillen. Hierauf nahm sie von einer an der Wand befestigten Bank eine Kaffemühle herunter, füllte den gelben Trichter mit braungerösteten Bohnen, zwängte die Maschine zwischen die Knie und fing an aus allen Kräften die Kurbel zu drehen, so daß die Bohnen wie Schrotkörner in der Küche herumtanzten. Sie fing die entflohenen Ausreißer wieder in den Krater, umwand denselben mit der Schürze, wodurch den Bohnen der Ausweg nach oben versperrt wurde, und vollendete so die angefangene Arbeit. Eben

als sie das Pulverkästchen in die Kaffekanne entleeren wollte, trat Anderesen Grittli mit einem freundlichen „guten Tag" in die Küche und erschreckte Margrethe dermaßen, daß sie mehr als die halbe Ladung neben die Kanne streute. Während dem Margrethe mit der Spitze ihres Messers das Pulver aufmachte und in die Kanne warf, fragte Grittli, ob sie etwa noch nicht gegessen habe. O wol, erwiderte Margrethe, aber sie nehme noch gern ein „Chacheli Kaffe" zwischen hinein und deßwegen habe sie ein wenig Wasser gewärmt und hoffe, Grittli werde wol mithalten, wenn es sie nicht verachten wolle. Grittli lehnte dankend ab, weil es unlängst gespeist habe; aber Margrethe wußte so viele Gründe anzuführen, daß Grittli sich auf Gnade und Ungnade ergeben mußte. Unter dergleichen Reden wurde der Kaffe fertig gemacht und in die Stube getragen. Margrethe und Grittli setzten sich neben einander an den Tisch und machten sich fertig, einander die Gedanken aus dem Herzen zu fischen. Margrethe schenkte ein und schonte trotz Grittlis Protestationen die Zuckerschachtel so wenig, daß das Metzgermesser noch einmal seinen Stahl an dem Zuckerstocke auf die Probe setzen mußte. Schon bei der ersten Tasse wußte Margrethe das Gespräch auf Wilhelm zu lenken, wie er sich durch ein stilles und gesetztes Wesen vor den andern Dorfburschen auszeichne, alle Arbeiten wohl verstehe, viel lese und besonders viel von ihm (Grittli) rede, so daß man wohl sehe, Anderese Grittli sei ihm ins Herz gewachsen. Grittli wollte von diesem „ins Herz wachsen" nichts hören und erwiderte, daß es gerne an Wilhelms gute Eigenschaften glaube, obgleich es noch viele andere kenne, die eben so brav seien als er; daß er aber öfters von ihm rede, werde wohl nur Scherz sein, es wenigstens hätte nichts merken können, daß Wilhelm ein besonderes Wohlgefallen an ihm gefunden hätte. Diese Wendung kam Margrethe unerwartet, sie glaubte, Grittli wollte die Spröde spielen, und schenkte eine zweite Tasse ein. Sie warf daher noch einmal ihren Angel aus, um in dem Grundwasser von Grittlis Herzen zu fischen. Es sei „just" nicht gemeint, daß Wilhelm etwa Noth habe, eine Frau zu bekommen, im Gegentheil, er brauche nur anzuklopfen, so stehe manches „Meitschi" hinter der Thüre, um auf die Falle zu drücken; aber sie sei nun alt und könne sich nicht mehr in aller Leute Ordnung schicken, und deßwegen sei es ihr lieb, wenn Wilhelm ein braves Mädchen aus der Nachbarschaft heirathen würde, welches man kenne und das keinen Heimathschein von „Allenlüften" ins Haus bringe. Mit einem solchen sei man versorgt und müsse nicht befürchten, schon am ersten Tage der Sohnsfrau Schlüssel und Keller abtreten und hinter den Ofen sitzen zu müssen. Und gerade deßwegen habe sie mit ihrem Manne Rath gehabt und ihm gesagt, sie möchte keine

andere Sohnsfrau als Anderese=Grittli. Sie sei mit dem alten Anderes in die Schule gegangen und wohne nun seit zwanzig Jahren so zu sagen mit ihm unter dem gleichen Dache, und daher wäre es ihre größte Freude, wenn sich die alte Freundschaft auch auf die Kinder fortpflanzen würde. Rudolf habe oft genug bekannt, Grittli sei eine brave Tochter und wäre ihm sehr anständig; er habe deßwegen auch schon dem alten Anderes gesagt, wie es wäre, wenn sie die Last ihrer alten Tage auf jüngere Schultern legen würden. Res habe ihm Beifall gegeben und gesagt: er habe längst gesehen, daß sich die Kinder leiden mögen und Augen für einander haben; ja wenn es Gottes Wille sei, so wäre er dessen wohl zufrieden! — Während dieser Rede fingen Grittli's Augen an zu leuchten wie Wasserperlen, der Kaffe in der Tasse überzog sich mit einem Rahm, und bald rollten die hellen Tropfen über die blühenden Wangen herab. Unter Schluchzen gestand Grittli seine lang= genährte Zuneigung zu Wilhelm, obgleich dieser seit einiger Zeit seine Liebe zu ihm schlecht vergelte, ihm ausweiche, sogar ihr Haus meide und seit mehr als vierzehn Tagen kein Wort mit ihm gesprochen habe. Margrethe stellte die bereits bis an die Lippen vorgerückte Tasse wieder auf den Tisch und machte ein bedenkliches Gesicht zu Grittli's Eröffnungen. Als Grittli aber zu weinen anfing, benutzte sie diese Gelegenheit, zu Worte zu kommen und sagte: sie sei zu alt, um sich so leicht einen „Bären" aufbinden zu lassen, es solle doch Verstand brauchen und nicht mit solchen Dingen kommen, die weder Anfang noch Ende haben, da ja Wilhelm in der Woche wenigstens ein= mal ausbleibe; nein so was lasse sie sich nicht aufschwätzen. Hierauf versicherte Grittli hoch und theuer, daß Wilhelm seit mehr als drei Wochen weder Tag noch Nacht in ihrem Hause gewesen sei, und setzte dadurch die gute Margrethe in Feuer und Flammen. Endlich brach sie los: „dem Schlingel wolle sie die Meinung sagen, wenn er nach Hause komme; was doch eine Mutter für Verdruß in dieser Welt erleben müsse!" — Als sich der Zorn ein wenig gelegt hatte, gab sie Grittli einen Kuß, bat, daß es doch Niemand etwas sagen solle, und ver= sicherte noch einmal, daß Wilhelm Grittli heirathen müsse; nehme er eine andere, so jage sie dieselbe mit dem Besenstiel zum Hause hinaus. Grittli redete versöhnlich; es müsse ja nicht sein, daß sie zwei ein Paar würden, Wilhelm werde schon eine anständige Frau finden und es könne ja ledig bleiben; so habe ihm dann Niemand zu befehlen u. s. w. und schickte sich an zum Aufstehen. Margrethe hatte in der Aufregung vergessen eine dritte Tasse einzuschenken und konnte daher Grittli, das ohnehin voll genug hatte, nicht zum Dableiben bestimmen. Sie begleitete dasselbe bis vor das Haus und schlug mit einem „bhüti Gott u zürn nüt" die Thüre zu.

* * *

Andrer Leiden sich zu freuen,
Heißt sich selber Dornen streuen.

Freundlich grüßend traten Abends Vater Rudolf und sein Sohn Wilhelm in die Stube, kurz und trocken dankte die Mutter. Den ganzen Abend stand ihr kein Stuhl am rechten Orte, selber das Holz auf der Feuerplatte wollte nicht recht brennen, und die Suppe kam ganz ungesalzen auf den Tisch. Als Wilhelm hierüber eine unzufriedene Miene machte, brannte Margrethe ihr Geschütz los, indem sie zu verstehen gab, daß die Suppe für einen Gassenschlingel noch lange gut genug sei. Wilhelm, der die Mutter nicht zum ersten Mal keifen hörte, war gleichwol etwas gereizt, indem er keinen Grund zu der so wenig schmeichelhaften Titulatur voraussetzen konnte. Er schwieg, nahm aber die Kappe in die Hand und ging hinaus. Zufälliger Weise führte Wilhelms Weg an Anderesen Haus vorbei. Grittli stand am Brunnen und machte sich gefaßt, Wilhem durch eine trotzige Miene zu zeigen, daß es ihm eigentlich nichts nachfrage. Wilhelm grüßte anständig, Grittli dankte aber verstellt und verächtlich. Damit aber hatte es Wilhelm „in die Augen gegriffen" — wie man zu sagen pflegt; hätte er aber gesehen, wie Grittlis Hände zitterten und gehört, wie sein Herz klopfte, gewiß hätte er ihm diese Verstellungssünde verziehen. Wer will nun Wilhelm verargen, wenn er Grittli's Lächeln und der Mutter Keifen in nähere Verbindung brachte und die ganze Schuld auf dessen Schultern wälzte? — Sein Argwohn sollte noch bestärkt werden. Kaum war Wilhelm hinausgegangen, so erzählte Mutter Margrethe Rudolf den ganzen Verlauf der stattgehabten Unterredung mit Grittli und nicht ohne bittere Empfindung vernahm derselbe die unwillkommene Nachricht. Er dachte mehr als er sagte, denn er wollte das Feuer im Dache löschen und nicht noch anblasen; aber er nahm sich vor, nach Gelegenheit mit Wilhelm ein Wörtchen zu sprechen, weil er vorläufig noch nicht glauben konnte, was ihm Margrethe als wahr und gewiß darstellte. Lange riethen sie nach der Ursache von Wilhelms Abneigung gegen Grittli, und erschöpften sich in allerlei Vermuthungen, konnten aber nichts von Bedeutung herausbringen. Endlich gingen sie zu Bette, Wilhelm aber war nicht zurückgekommen. Etwas nach zwölf Uhr erwachte Margrethe plötzlich, durch ein heftiges Poltern und Lärmen geweckt. Stimmen kreischten durcheinander wie bei einem Umzuge der „Nachtbuben". Margrethe, an dergleichen Störungen gewöhnt, dachte, es sei ohne Zweifel ein „Nachtbuben-Spektakel" bei des Anderesen vorgefallen, legte sich daher auf die andere Seite, indem sie beim Umwenden dem laut schnarchenden Rudolf einen tüchtigen Puff in die Seite gab, und schlief bald wieder ein. Am Morgen kam Wilhelm mit einem verstörten Gesichte zum Morgen-

essen, sprach wenig und schien sehr zufrieden, als ihn der Vater auf die Voralp schickte. — Während dessen sann Grittli auf einen schicklichen Anlaß, um der Frau Nachbarin eine Visite zu machen. Richtig! der Vorwand hatte sich gefunden, und wie ein gejagtes Huhn eilte es über die Hausflur zur Margrethe in die Küche.

Ha ha-ha-ha-ha-ha — gute' — ha-ha-ha — Tag! — ha-ha-ha — — — — Aber Grittli, aber Grittli, was soll jetzt das werden, so zu lachen! Du wirst doch mich nicht meinen beim Sapperment, sagte Margrethe und fuhr geschwind mit der genetzten Schürze über das Gesicht, in der Meinung, sie habe etwa aus Versehen „den Schlüssel abgenommen" (sich rußig gemacht) und dadurch Grittli Anlaß zum Lachen gegeben. Grittli lachte noch einmal aus vollem Halse, als könnte es fast nicht aufhören. „Was Teufels hast denn auch zu lachen? es wäre ja zu viel, wenn das ganze Dorf zum Narren geworden wäre. Nun, hör doch auf und sag, was in Dich gefahren sei, daß Du so unvernünftig losziehst?" — Grittli — dem's in seinem Herzen eigentlich gar nicht so lächerlich sein mochte — konnte daher gar gut aufhören; aber den Grund seiner Fröhlichkeit wollte es nicht so geschwind verrathen. Es bat Margrethe um ein Spiel feinere Stricknadeln, welche Margrethe sogleich herbeiholte, und neuerdings nach Art der wundrigen Weiber nach Grittli's Lachgründen fragte. Länger durfte Grittli Margrethe nicht hinhalten, wenn sie nicht böse werden sollte, und fragte daher, um welche Zeit Wilhelm letzte Nacht nach Hause gekommen sei? Margrethe legte diese Aeußerung günstiger aus, als sie Grittli gegeben hatte, und erwiderte ganz zutraulich: ob Wilhelm etwa wieder bei ihm zuspreche? Das just nicht, wol aber an einem andern Orte, sagte Grittli unter abermaligem Lachen. Kurz ein Wort gab das andere, und Grittli berichtete haarklein, wie die „Chiltbuben" lange nicht mehr gewußt hätten, wo Wilhelm hinlaufe, bis sie ihn letzte Nacht auf der Rosenhalde in Riedwyl bei der unehelichen Pfarrerstochter herausgenommen und unter Jubel und Gelächter hieher gebracht hätten; das sei nun der brave Wilhelm, der den Unehelichen nachlaufe; da wisse man zum Voraus, was er dort gesucht habe. Es müsse sich nun seiner Lebtage schämen, daß es sich früher mit einem solchen abgegeben habe; aber jetzt wolle es nicht mehr mit Unehelichen theilen. Nein, für so schlecht hätte es Wilhelm nicht gehalten. Je länger Grittli erzählte, desto weiter öffneten sich Mund und Augen der guten Margrethe. Die Scheite unter der Küchenpfanne fingen an zu zerfallen, weil sie vergaß zu schalten, die Feuerbrände fielen auf den Küchenboden heraus und brannten große Lücken in die hölzerne Unterlage. Sie wollte und konnte das Unglaubliche nicht glauben, bis endlich Grittli gestand, daß der „Jodelhans" letzte Nacht bei ihm

gewesen sei und Wilhelm habe herausnehmen helfen; sie solle aber nur ins Dorf hinuntergehen, da werde man ihr klaren Wein einschenken, wenn sie ihm nicht glauben wolle. Hatte schon Grittli aus der Mücke ein Roß gemacht, so wurde dieselbe zum Elephanten, als Margrethe beim Mittagessen Vater Rudolf die Geschichte erzählte. Es fiel diesem nun wie Schuppen von den Augen, warum Wilhelm an jenem Sonntage so einsilbig geworden, als er das Gespräch auf Grittli gelenkt habe. Da mußte nun geholfen werden und zwar schnell; aber das Mittel, das Rudolf wählte, war nicht geeignet, der Sache eine gute Wendung zu geben. Als am Abend Wilhelm ab der Alpe kam, bemerkte er bald das drohende Gewitter in den unfreundlichen Mienen und Blicken, und als er in die Stube trat, brach es los über ihn. Zuerst mußte er Vorwürfe über Vorwürfe hören, daß er ihnen zur Schande sich von den „Nachtbuben" herausnehmen und herumzerren lasse, daß das ganze Dorf davon rede, und selber die Schulbuben ihn ausspotten und mit Fingern auf ihn zeigen. Das Alles hätte Wilhelm noch ertragen können; aber als ihm der Vater vorhielt, daß er sich mit einer solchen unehelichen Putzjungfer abgeben und damit den ehrlichen Namen seiner Familie mit Schande beflecken wolle, da erwachte in Wilhelm das Gefühl seines Werthes zur riesenmäßigen Kraft, und mit den heftigsten Worten vertheidigte er seine Geliebte. Darüber noch mehr aufgebracht und gereizt, erklärte der Vater, daß er nie und nimmer zugeben werde, daß er eine solche Dirne heirathe, und er untersage ihm von Stunde an allen Umgang mit einer ehrlosen Person, die das Kind eines fremden Landstreichers sei; da hätte er eine saubere Schwiegertochter zu erwarten! Bei diesen Worten wußte sich Wilhelm kaum mehr zu halten; in der größten Aufregung erklärte er trotzig: d i e wolle er heirathen und keine andere! und ging zur Thüre hinaus. „Da geht er, der ungerathene Schlingel," donnerte der Vater ihm nach, als er die Thüre zuwarf, daß das Haus erzitterte. Wilhelm ging hinaus und weinte bitterlich; aber es waren nicht Petrusthränen, sondern die Thränen des Ingrimms glänzten wie Gifttropfen in seinen Augen. Erst nach einiger Zeit konnte er sich fassen und die Sache ruhiger überlegen, aber siehe, da nahm ein neues Ungefähr gleich dem Teufel das Wort von seinem Herzen und warf den Zündstoff des Hasses in seine stürmische Seele. Grittli, das Wilhelms Heimkunft beobachtet und den Sturm vorausgesehen hatte, stand auf der Vorlaube ihres Hauses, ohne von Wilhelm bemerkt zu werden, und weidete das Rachegefühl verschmähter Liebe an seinen Thränen. Höhnisch und boshaft rief es zu Wilhelm herüber: „Guten Abend, Hochziter!" und sprang in die Küche zurück. Wilhelm hätte die Brandfackel in die friedliche Hütte des Nachbars werfen können, so furchtbar wüthete der Haß gegen die

ehemalige Geliebte in seinem Herzen. Ihr und ihrem Anstiften schrieb er sein nächtliches Mißgeschick und die mit seinen Eltern gehabten Zerwürfnisse zu; aber ungerochen sollte die Nachbarin nicht triumphiren, das schwur er sich, und diese Aussicht auf zukünftige Rache besänftigte allmälig die lodernde Gluth seines Innern. Dieser letzte Auftritt läßt uns einige Blicke in das verschlossene Kämmerlein der Menschenbrust werfen. Dieses Kämmerlein hat keine Glasfenster und doch kann der Herzenskündiger zuweilen hineingucken und sich darin umsehen nach den verschiedenen Hausgeräthschaften, die mitunter gar bunt und regellos, oft auch ohne Auswahl und Geschmack, ohne Politur und Symmetrie darin umherliegen. Da findet sich zumeist eine Lade mit Alltagsreligion, zusammengesetzt aus Irrthum, Unglauben und Aberglauben. Eine Moralbüchse, die je nach Umständen vortrefflich ciselirt und ornamentirt ein wahres Prachtmöbel vorstellt. Das interessanteste ist aber eine künstliche Uhr, das Gewissen genannt, mit einem fast noch künstlichern Regulator, den wir den klügelnden Verstand oder die Eigenliebe nennen wollen. Kommt nun die Uhr auf eine oder andere Weise in Bewegung und schlägt zuweilen dem Besitzer zur ungewohnten Stunde an die Glocke, so stellt der Regulator das künstliche Räderwerk ab und das feine, feine Glöcklein klingt nicht mehr, oder in nur noch schwachen, kaum hörbaren Nachklängen. Vater Rudolf hatte auch so ein Uhrwerk in seinem Herzenskämmerlein und zwar ein recht gutes, das nur am Tage schlug und ihn des Nachts nicht durch unwillkommene Schläge auf seinem Ruhekissen aufschreckte. Doch diesmal tönte des Glöckleins heller Klang wie Vorwürfe in seiner Brust, und die innere Stimme sagte deutlich: du hast Unrecht gethan! Aber schnell machte sich der bewährte Regulator an das Uhrwerk, und das Glockenspiel mußte langsam verklingen. Wenn Rudolf an des Nachbars Hof dachte und an das Sprichwort: „Schuster bleib beim Leisten," so wollte es ihm durchaus nicht in den Kopf, daß sein Sohn die weichhäutige Julia von der Rosenhalde heimführen solle. — Wilhelm hatte nach Art etwas eigensinniger Jünglinge ein weniger feines Uhrwerk, und doch schlug es in diesem Augenblicke so laut an das Glöcklein, daß er deutlich hören konnte: „du hast Unrecht gethan!" Aber der Regulator malte ihm schnell das hämische und spöttische Gesicht seiner Nachbarin, die harten und zornigen Worte des Vaters und die strahlenden Augen Julias vor die Seele, daß er bei sich selbst sagte: Wilhelm, du wärest ein Thor, wenn du dich so behandeln ließest. Auch bei Grittli treffen wir eine solche Herzuhr an; denn kaum war es allein mit sich selbst in der Küche, so schlug der bebende Hammer an die Glocke, und Grittli bereute den Spott, den es Wilhelm angethan hatte. Aber auch bei ihm machte der Regulator seine Funktionen mit Meisterschaft

geltend. Ich sollte zusehen — rief die verführerische Syrene ihm zu — ich sollte zusehen, wie die uneheliche Niedwylerin mich an den Pranger des Gespöttes meiner Neiderinnen stellt? So der künstliche Regulator, und Grittli bereute noch, daß es nicht ärger getrümpft hatte. — Noch wußte Wilhelm nicht, wie Grittli den Strauß mit den „Nachtbuben" erfahren habe, und dieses zu wissen, war ihm jedenfalls nicht gleichgültig. Er schlich deßhalb mehrere Abende hintereinander bis spät um das Haus herum; denn er hatte nicht unrichtig vermuthet, daß wol einer seiner Verfolger Grittli die Nachricht überbracht habe. — Am nächsten Sonnabend kam dann auch richtig sein größter Widersacher bei jenem Vorfalle auf der Rosenhalde — der Jodelhans — und wurde bei Grittli eingelassen. Jetzt jubelte laut sein rachedurstiges Herz. Da der Jodelhans aber nicht nur ein mächtiger Jodler, sondern ein eben so mächtiger Raufer war, so fand es Wilhelm für gerathen, zwei seiner besten Bekannten, welche ihm bereits ihren Beistand zugesichert hatten, herbeizurufen. Ehe er aber zur Ausführung schritt, zog er andere Kleider an, setzte eine Lederkappe mit rothem Büschel auf, schürzte die Hemdärmel unter den mit „Brüsch" umränderten „Ermelmutz" (Oberweste) und galt nun in der Dunkelheit für einen Sennen. Um vollends nicht erkannt zu werden, stellte er sich als Reserve in den Hintergrund, und seine zwei Kameraden meldeten in herausfordernden Spitzreden dem Jodelhans ihre Anwesenheit. Jodelhans, der dergleichen Zufälle genugsam erfahren hatte, machte sich auf einen Angriff gefaßt und stellte sich mit seinem Stocke bewaffnet an das Fenster. Die Angreifer, welche mit der zu erstürmenden Festung besser bekannt waren, als deren Vertheidiger, griffen zwei Fenster zu gleicher Zeit an, und während der starke „Hans" das eine ächt ritterlich vertheidigte, zerbrachen Wilhelm und der andere Kamerad eine Fensterscheibe des andern Flügels, schoben dann den Fensterriegel von Innen zurück und stiegen durch das geöffnete Fenster in das Zimmer. Von drei Seiten angepackt, mußte Hans der Uebermacht weichen, und Grittli, obwol es den alten Anderes herbeirief, konnte keine wesentliche Hülfe leisten. In einem „Nu" war der Jodler ab der Wegwarte zum Fenster hinausgerissen; wol theilte er Stöße, Püffe und Kläpfe in Menge aus, aber die andern zahlten ihm dieselben sammt Zinsen und Zinseszinsen ohne weitere Abkündung zurück. Unten vor dem Hause angelangt, mußte nun Hans ganz wider seinen Willen und gegen seine ausdrücklichste Verwahrung in dem Brunnentroge ein tüchtiges Kaltbad mit Douchen nehmen. Um das Mißgeschick vollständig zu machen, hatten die Boshaften dem Hans Rock und Schuhe versteckt, und er mußte nun also durchnäßt, ohne Oberkleid und baarfuß seinen Heimweg nach der Wegwarte antreten. Wilhelm war gerächt. Grittli, welches

während der Badscene am Fenster gestanden, hatte Wilhelm trotz seiner Verkleidung an der verstellten Stimme erkannt und rief herunter: „Warte nur Wilhelm, ich werde Dir daran denken!“ und schlug den Flügel zu, während daß Wilhelm und seine Begleiter davon sprangen. Einer kehrte indessen ohne Wilhelms Vorwissen noch zurück und befestigte die Schuhe und den Rock des Jodelhansen an die Fensterwand von Grittli's Schlafkammer, so daß am Morgen die Vorübergehenden vor dem Hause still stunden und immer hinaufschauten, bis endlich Grittli die neumodische Taverne gewahrte und bei Seite schaffte. Auch diese Beleidigung wurde auf Wilhelms Rechnung geschrieben. Da dergleichen Späße durch die Sitten der Zeit, wenn auch nicht entschuldigt, doch meistens stillschweigend geduldet wurden, so lachte das Dorf einige Tage über die „Nachtbubenschwänke“, bis andere dieselben in Vergessenheit brachten. Rudolfs und Anderesen blieben gute Nachbarn wie bisher, und über Wilhelm und Grittli lachten die Leute und sagten: Junge Liebe muß halt gezankt haben.

Wie viel aber die gute Julia seit jenem Abende gelitten habe, daran hat der gute Leser vielleicht nicht gedacht, und doch war es des Nachdenkens werth. Sie konnte in jener Nacht gar nicht schlafen aus Furcht und Schrecken Wilhelms wegen, den sie in den Händen dieser Unholde dem Tode nahe glaubte. Weinend stürzte sie fort in die Schlafkammer der Mutter und gestand der erschrockenen Friederika Alles, was wir bereits wissen. Wir wollen nicht ausmalen, was Julia und Friederika miteinander geredet haben. Wir kennen Julias Liebe und Friederikas Grundsätze. Friederika nahm die Sache von der ernsten Seite und warnte noch einmal ihre Tochter vor einer unbesonnen abentheuerlichen Liebe, welche schon so oft das Grab alles Lebensglückes und der frühe Tod so mancher Jungfrau geworden sei. Sie führte sie noch einmal — wenn auch nur in Gedanken — in die Hütte des Elends, und der elenden und unglücklichen Sägenfeilerfamilie wurde noch einmal gedacht. Friederika vergaß auch jetzt nicht ihrer Tochter ans Herz zu legen, daß nur die Liebe, welche Bitteres zu lieben und Schweres zu ertragen vermöge, in der Ehe glücklich mache, und das Lieben und Dulden das Glück einer Mutter ausmache. — Julia glaubte den Worten der Mutter, aber wie sollte sie in diesem Augenblicke begreifen, daß Liebe eine Last und daß das Glück einer Mutter Dulden sein könne! Wilhelm war ihr Alles; in ihm spiegelte sich ihre Zukunft und in seiner Liebe verschönerten sich ihre gegenwärtigen Tage, und darum wich sie nicht von dem Bette der Mutter, bis diese mit einigen Worten des Trostes ihr hoffendes Herz besänftiget hatte. —

Friederika fühlte gut genug, daß ihre Tochter keine hohen

Ansprüche machen könne und hatte deßwegen schon bei ihrer Erziehung darauf Rücksicht genommen. Sie kannte Wilhelm seit jenem Bergdorfe und hatte ihn schon damals als einen bescheidenen und verständigen Jüngling schätzen gelernt. Sie glaubte bei ihm eine größere Bildung und ein zarteres Gefühl für Schicklichkeit und Anstand als bei der Mehrzahl seiner Jugendgenossen zu finden, und war daher nicht wenig verwundert, diesen Wilhelm als Julias Geliebten wieder zu finden. Indessen zog sie in der Stille über Wilhelm und seine Familie genaue Erkundigungen ein, und da diese sammt und sonders zu seinen Gunsten ausfielen, so begann sie mehr und mehr an die Möglichkeit zu glauben, daß Julia mit diesem Jüngling glücklich werden und eine sorgenfreie Existenz gründen könnte. — Unterdessen bearbeiteten Vater und Mutter Wilhelm auf jede mögliche Weise und suchten ihn von seinem Vorhaben abzulenken. Sie stellten ihm vor, wie Julia eine ganz andere Erziehung genossen und die Lebensweise der Herrenleute mit der Muttermilch eingesogen habe. Julia möge wohl ein recht schönes und die uneheliche Geburt abgerechnet ein ehrliches Mädchen sein; aber für eine Bauernfrau habe sie keinen Fetzen Haut an den Fingern. Zur Arbeit könne er eine solche nicht brauchen und dann habe er eine schöne Herrenfrau in der Stube, die nichts nütze und mehr koste, als der ganze „Stockacker" mit seinen zwanzig Jucharten abtrage. Ohne Zweifel sei die nicht im Stande, ein ordentliches Essen zu kochen, ohne die Magd zu fragen, ob man bei der „Erdäpfelrösti" zuerst die Erdäpfel oder den Anken in die Pfanne thue u. s. w. Eine solche wolle ihre Milchfinger an der Kochpfanne nicht rußig machen. Was aber eine solche erst anstellen würde, wenn sie Kinder bekommen sollte, da ja solche „Herrenjümpferchen" nicht einmal einen Graswurm in die Finger nehmen dürfen! Das Alles sei bei Grittli nicht der Fall; es sei eine Bauerstochter von ächtem Schrot und Korn, zudem ein Kind ehrlicher Abkunft aus braver Familie, und was die Hauptsache sei, so wisse er ja, daß Grittli einzig Kind und mithin Erbin des ganzen Hofes sei, und wie gut der sich an den übrigen schicke, das könne er alle Tage sehen. Diese und hundert andere Gründe mußte Wilhelm Tag für Tag hören, so daß er endlich auf dem Punkte stand, den Eltern nachzugeben, nur von Grittli wollte er nichts wissen; lieber ledig bleiben als so eine, war sein täglicher Wahlspruch. Aber was Vater und Mutter gut gemacht hatten, das machte Grittli durch seine Stachelreden wieder bös, und die verleumdungssüchtigen Mäuler der Nachbarinnen bliesen auch bösen Wind in Rudolfs Stube hinein. Hat es in jedem Dorfe etwa eine „Kaffe-Base", die Wind macht, wenn es den Dorfweibern zu still ist, so waren deren in Seethal sogar drei, welche täglich die sogenannten „guten Häuser" umschwärmten, um ihre Lügenware irgendwo abzulegen.

Grittli wußte schon, wo ausgraben, um das Wasser auf seine Mühle zu lenken, und deßwegen wanderte manches „Chacheli Hausfrieden" sammt einem Stück Käse und Brod in den Magen solcher verleumdungssüchtigen Lügenprophetinnen, die, wenn sie das Maul abgewischt und „vergelts Gott" gesagt haben, mit schamloser Frechheit den Namen ehrlicher Leute mit Schande beflecken. — Einmal saßen zwei dieser Ohrenträgerinnen auf der Küchenschwelle bei Anderesen und hatten so eben eine tüchtige Portion Mahlzeitresten in den Magen gepackt, als Grittli auf die Vorlaube sprang und Margrethe zurief, sie solle doch geschwind kommen, „öppis cho lose" aber geschwind, geschwind. Margrethe welche in der Angst die eben abgewaschene Kochkelle noch in der Hand hatte, stand schon auf der Treppe, als Grittli den beiden Weibern zusprach, sie sollen nun Margrethe selber sagen, was sie gehört haben, ihm glaube sie doch nicht, wenn es ihr schon davon sage. Die zwei machten keine lange Einleitung, — denn sie waren besser mit dem Kaffe als dem parlamentarischen Takte vertraut — und sagten: „ja sie wissen eigentlich nichts Genaues," doch verbürgten sie bei Leib und Seele die Wahrheit ihrer Aussage und stützten sich dabei auf das Sprichwort: man sage einer Kuh nicht lange „blösch", wenn sie kein weißes Haar habe u. s. w. Der zungenfertige Vortrag nahm nun allmälig einen fast dramatischen Gang, indem sie ganz anschaulich der auf Kohlen stehenden Margrethe ihren Stoff abzuwikeln begannen. „Sie seien nämlich letzthin in Riedwyl gewesen, und da hätte man sie gefragt, ob nicht in Seethal ein Bauer wohne mit Namen Rudolf Gerber? „Wohl, warum?" Ob der nicht einen Sohn habe, der Wilhem heiße? — „Wohl, warum?" — Ob er nicht heirathen wolle? „He man sage von des Anderesen Grittli im Dorf, das sei das brävste Meitschi unter der Sonne weit und breit." — „Es danke für den Spott, vexieren könne es selber" bemerkte Grittli dazwischen. — Nun wurde weiter erzählt „wie die Leute in Riedwyl gelacht und gespöttelt hätten: Sie glauben Wilhelm habe andere Gedanken als an Jabergs Grittli. Ob sie denn in Seethal nicht auch gehört haben, wie die „Nachtbuben" ihn letzthin bei der „Bastardjumpfere" auf der Rosenhalde herausgenommen und nach Noten geprügelt hätten? Sie sollen aber Wilhelm sagen, er werde Julia wol kaum allein liebenswürdig finden, sie rede zu freundlich mit allen Lumpengesellen; aber es sei sich dessen nicht zu verwundern, was die Alten sungen, das zwitschern auch die Jungen, und der Apfel falle ja nicht weit vom Stamme u. s. w." — Grittli vergaß seinerseits auch nicht das Feuer anzublasen und sein verschmitztes Lächeln ließ die aufgeregte Margrethe noch weit Aergeres vermuthen, als ihr die Kaffeweiber gesagt hatten. Abends beim Nachtessen vergaß sie daher nicht Wilhelm noch einmal „in die Schnur zu nehmen", und als er ausweichenden Bescheid gab, fand sie nicht

genug Schimpfwörter über ihn und Julia auszugießen. Je mehr aber die ganze Dorfschaft Grittli erhob und Julia verunglimpfte, desto höher stieg letztere in seinen Augen, und desto tiefer mußte Grittlis Schale sinken, das übrigens täglich durch stolze Empfindlichkeit und kleine Nachsüchteleien Wilhelm immer mehr gegen sich aufbrachte. Als dieser endlich, dem Schwarm neidischer und ränkesüchtiger Menschen entronnen, wieder einmal an den Busen seiner Geliebten eilte, da wards ihm wieder so wohl wie einem Schiffbrüchigen auf der festen Erde. Wie tief unter ihm sah er nun das hämische Grittli, und des Anderesen Bauernhof mit sammt den stattlichen Kirschbäumen war kaum ein Sonnenfleck gegen das strahlende Sternbild seines aufgehenden Glückes! — Julia nachdem sie von Wilhelm über sein Abenteuer Auskunft und Beruhigung erhalten hatte, erzählte ihm nun ganz treuherzig, wie die Mutter ihrer Verbindung nichts in den Weg legen wolle, und sie hoffe, auch seine Eltern werden ihr ihre Zustimmung nicht versagen. Julias letzte Worte weckten den Träumenden etwas unsanft. Er seufzte und schwieg. Julia, welcher dieses Schweigen etwas verdächtig erscheinen mochte, wurde unruhig und forschte nach der Ursache. Wilhelm erzählte so schonend als möglich, und bittere Thränen rannen über Julias Wangen herab, als sie hören mußte, daß ihre uneheliche Geburt sie trotz ihres tadellosen Wandels in den Augen achtbarer Leute verächtlich erscheinen lasse. Wilhelm tröstete und versicherte, daß der Heirathsanschlag seiner Aeltern mehr dem Nachbarshof als dessen Tochter gelte, und daß Alles längst abgethan wäre, wenn nicht die bösen Leute hauptsächlich auf Grittlis Anstiften den Aeltern Sand in die Augen gestreut hätten. Sie beschlossen nun, Julias Mutter von diesen Hindernissen nichts zu offenbaren, um sie nicht zu betrüben, indem Wilhelm die beruhigende Zusicherung gab, die Zustimmung seiner Eltern solle nicht lange auf sich warten lassen. Wilhem sprach am folgenden Morgen mit Julias Mutter. Obwol ihr das Glück der Tochter am Herzen lag, so that sie doch nicht, wie gar viele kupplerische Mütter thun, die ihre Töchter nicht früh genug unter die Haube bringen können, und dem künftigen Schwiegersohn 90% in den Sack lügen; sondern sie ließ auch nicht einen Fehler Julias ungerügt, und ließ Wilhelm alles erwägen und bedenken, was seinem künftigen Lebensglücke im Weg stehen könnte. Sie verwies Wilhelm auf den ungleichen Stand, und daß Julia, wenn auch kein verzärteltes Kind, doch für eine Bauernfrau weder die gehörige Erfahrung noch die physischen Kräfte besitze, und ihrer Tochter zeigte sie wiederum, daß sie durch ihre Verbindung mit Wilhelm einen Stand lieb gewinnen müsse, mit dem sie bisher nur ganz oberflächlich bekannt gewesen. Als aber Wilhelm eine Veränderung seiner Lebensweise in Aussicht stellte und alle ihre Bedenklichkeiten zu widerlegen verstand, da schien es Friederika

selbst, als habe der Himmel diese Herzen für einander geschaffen und wunderbarlich zusammengeführt; sie nahm daher der Beiden Hände, legte sie ineinander und sagte: **Geht hin meine Kinder und seid glücklich; Du aber meine Tochter vergiß niemals in deinem Leben, daß das Weib die Krone des Hauses und eine Mutter das Glück ihrer Familie sein soll.** Die Würfel waren gefallen. Noch am gleichen Abende, als Wilhelm nach Hause kam, verlangte er die Einwilligung seiner Eltern zur Heirath mit Julia oder „er dinge in den Krieg." — Margrethe sank fast ohnmächtig zusammen, als sie hörte, Wilhelm wolle in den Krieg. Ein schrecklicheres Wort gab es für Margrethe nicht, kamen ihr ja allemal die Thränen in die Augen, wenn Jemand aus dem Dorfe an die Musterung mußte, und nun wollte Wilhelm fort in den schrecklichen Krieg, wo einem die blauen Bohnen das Lebenslicht fast noch schneller ausblasen als Margrethe das Licht, wenn sie in's Bett wollte. Auch dachte sie noch an die gräulichen Geschichten des alten Michel von Riedwyl, der unter dem großen Fritz bei Prag und Kunersdorf gefochten, daß ihm das Blut in die Schuhe geronnen sei. Oder sie dachte an das schreckliche Paris, wo man's den Menschen gerade so mache, wie Rudolf im Herbst mit den Kabisköpfen u. s. w. Nun in Gottes Namen Vater, sagte sie endlich nach einiger Erholung, so nehme er sie doch, wenn er sie absolut haben will, aber vom „Krieg dingen" solle er schweigen und sich nicht noch versündigen; da sehe man nun die Folgen. Der alte „Lumpenmichel" habe Wilhelm mit seinen Mördergeschichten solche gotteslästerliche Gedanken in den Kopf gesetzt; aber der solle bei ihnen nicht mehr arbeiten, und wenn er verrebeln (verhungern, zu Grunde gehen) müßte. Sie zittere noch jetzt am ganzen Leibe.

Rudolf, der Wilhelms Drohung nicht halb so ernst nahm, wollte dennoch seinen Sohn nicht zum Aeußersten treiben, und beschloß daher Wilhelm seinen Willen zu lassen. Er machte ein ernsthaftes Gesicht und sagte nach einer Pause: Du könntest noch reuig werden, Trotzkopf; aber ich will Dich gewähren lassen. Thue, was Du willst, und die Zeit wirds lehren; aber ich habs hundert Mal gesagt: „Jung Blut thut niemals gut," und damit nahm er die Thüre in die Hand und ging hinaus. Wilhelm war wohl und übel zu Muthe, es wogte in ihm wie Ebbe und Fluth; aber gleichwol stand es fest bei ihm, Julia nicht zu verlassen. —

* * *

Einige Wochen später hörte man an einem Samstag Abends schon um vier Uhr einzelne Pistolenschüsse und Böllersalven. Da Jedermann wußte, was diese kriegerischen Zeichen zu bedeuten hatten, so blieb Alles ruhig wie zuvor, und Niemand ließ sich dadurch in seiner Beschäftigung stören. Je näher aber die Nacht

anrückte, desto häufiger krachten die Schüsse. Die Neugierigen stellten sich vor die Häuser und sahen zu, wie sich die ledigen Bursche zu Zügen versammelten und unter Gesang und Klang mit Pistolen, Mörsern (sogenannten Katzengrinden) und Büchsen bewaffnet einherzogen, als wollten sie die Helden der Vorzeit verjüngen. Plötzlich erscholl eine Stimme: „Dört geit der Hochziter," und wie durch einen Schwefelfaden angezündet donnerten gleichzeitig die zahlreichen Geschosse. Von nah und fern rotteten sich die Schützen zusammen und nahmen ihre Richtung nach der Rosenhalde. — Als endlich Alle angelangt waren und eine zeitlang tapfer geschossen und gejubelt hatten, kam der „Hochziter" oder Bräutigam heraus vor das Haus und lud die sämmtlichen „Freudschießer" in's Haus zu einem Schmause. Da gab es nun ein Leben, wie es die einsame Rosenhalde vielleicht noch nie erlebt hatte. An langen Tischen saßen die vielen Gäste in drei Zimmer vertheilt und wurden nun von Julia und Wilhelm mit fettem Käse, Brod und Wein nach „Muthlust" bewirthet. Anfangs ging es ziemlich still her; denn Mancher, der die Woche über bei „Tschäggerhärdäpfeln" und Salz seine Glossen machen mußte, ließ nun mit sichtlichem Behagen die blanke Messerklinge in die weichen „Hälblinge" des schmackhaften Bergkäses hinunter, und der edle Rebensaft machte auch eine ganz andere Wirkung auf seinen Organismus als der „Rübli-Kaffe" und die „Mehlsuppe" seiner Mutter. Je mehr aber der Magen seine Rechnung gefunden hatte, desto lauter wurde das Herz, und Witz auf Witz, bald gröber, bald feiner, erregte die Lachlust der Zecher bis zur wildesten Ausgelassenheit. Toaste wurden ausgebracht auf alle glücklichen Ehepaare, welche täglich einander bei den Köpfen nehmen; Andere tranken Gesundheit auf die Liebschaften ihrer Kameraden; auf die schöne „Else" mit den Bärenfüßen, oder die liebliche „Stine" mit den fuchsrothen Haaren u. s. w. Als endlich alles Pulver verschossen, die witzigen Köpfe leer und die Lachlustigen müde waren, da wurde noch auf die Gesundheit der Brautleute ein letztes Glas geleert und die ganze Genossenschaft sang noch zum Abzuge den Refrain: „Sie leben hoch, sie leben hoch, sie leben tausend Jahre, ihr Alter sei so frisch und gesund, wie ihre Jugendjahre." Nur einige wenige Auserlesene blieben noch zurück und saßen mit Braut und Bräutigam bei einem „flotten Nydel-Kaffee", welches Friederika noch hurtig gekocht hatte, um das Düpflein auf den i zu setzen. — Unter allerlei Gesprächen kam nun auch zur Verhandlung, wer Alles da gewesen sei, und im Allgemeinen war aufgefallen, daß der „Jodelhans" und mehrere Andere nicht erschienen waren. Es war bereits über zwölf Uhr, und auch diese Wenigen schickten sich an, auseinander zu gehen. Wilhelm öffnete noch ein Fenster und blickte hinaus in die düstere Nacht; über ihm hing der

Himmel voller Sterne, und der rauhe Herbstwind strich unfreundlich durch die entlaubten Gebüsche. Wilhelm dachte an seine Zukunft, die vielleicht folgenschwer über seine neue Laufbahn hereinbrechen könnte. Still stand er da, der Genossen in der Stube nicht achtend, in Erinnerungen der Vorzeit vertieft, und schwer, geheimnißvoll lagerte sich's wie Wolken auf seine Stirne. — Horch! — da ertönt auf einmal der schauerliche Ruf eines Hornes, ein — zwei — drei Mal in kurz abgebrochenen Tönen. Alle fahren erschrocken zusammen und eilen an's Fenster; aber Alles ist still, und der Riedgraben schäumt wie vorhin über sein felsiges Bette hinunter. Die Uebrigen gingen wieder zurück, nur Wilhelm stand noch immer aufgeregt am Fenster. Plötzlich rief er in die Stube herein, es dünke ihn, er höre Stimmen in der Nähe, und im Augenblick ist Alles wieder auf den Beinen. Wilhelm hatte sich nicht geirrt. Ringsum an der Vorderseite des Hauses gegen den Garten zu bildete sich eine Kette maskirter, in Mäntel und Pelze eingehüllter Gestalten, und schloß sich zu einem Halbkreise zusammen. Eine lange hagere Gestalt mit einem rothen Federschweif auf dem Nebelspalter trat in Mitte und eröffnete mit kreischender Stimme die nächtliche Gerichtssitzung. Hierauf traten aus der Mitte des Kreises zwei in lumpige Kleider gehüllte Gestalten hervor, Wilhelm und Julia vorstellend. Ihnen gegenüber, ebenfalls im Innern des Kreises, hatte ein höckeriger, breitschulteriger Ankläger Posto gefaßt und begann nach Art der damaligen Volkssitte seine Funktionen. Allemal, wenn der Ankläger irgend eine erdichtete Grobheit oder eine bis in's Profanste ausgemalte Handlung oder Schlechtigkeit dem Brautpaare vorhielt, so wendete sich der Gerichtsvorsteher an die „Beklagten" zur Bestätigung, und diese antworteten laut und vernehmlich mit „Ja". Hierauf ließ nun der Anführer der Rotte, der auf einem dürren Klepper neben dem Ankläger saß, durch die sämmtlichen Mitglieder seines Corps die angehörte Aussage bestätigen. Hörner, Glocken, Trinkeln, Pfeifen, sogenannte Klapperräder oder Radelen, Schellen, Eisenbleche, Trommeln und die zehn bis zwölf Fuß langen, mit Pech und Harz getränkten Geißeln der Patrouillen brachten dann einen minutenlangen entsetzlichen Lärm hervor, und über diesem Eumenidenchor leuchtete mit blutrothem Scheine die Menge der Pechfakeln und warfen über das Ganze eine eigenthümliche, grauenhafte Beleuchtung. — Nachdem nun sämmtliche Klagepunkte erörtert, auf obige Weise bestätiget, und von den Brautleuten unter dem schallenden Gelächter der Horde noch eine Menge unbekannter Sünden, oft sehr delikater Art — gestanden worden, wurden sie dann einstimmig zum Feuertode verurtheilt; zuvor aber sollten sie nebeneinander aufgehängt werden. Ein bereit gehaltener Galgen wurde aufgeschlagen, an welchem zwei eigens

dazu verfertigte Masken aufgeknüpft und hernach an einen Pfahl gebunden und verbrannt wurden. Während dieser Handlung spielte die Musik ohne Unterbrechung in voller Stärke und die Geisler schwangen ihren hänfenen Strang, daß Berg und Thal wiederhallten. Nachdem das Feuer ausgelöscht war, schloß der Vorsteher die Verhandlungen, und der Zug setzte sich in Bewegung zum Abmarsch; noch aus weiter Ferne hörte man die markerschütternden Töne dieser Volksjustiz. Das, liebe Leser, ist ein Hornergericht, das in frühern Zeiten über schlechte Brautleute und liederliche Ehegatten seine schonungslose Geißel schwang, und nur selten, wie es hier der Fall war, zur Befriedigung eines Privathasses angewendet wurde. Ausgehornet zu werden galt für eine Schande, die selber das Grab nicht deckte. Wilhelm und Julia, welche nebst den Uebrigen betroffen am Fenster standen, wußten nicht, was sie sagen sollten. Alle hielten den „Jodelhans" für den Anstifter; „ich kenne ihn gut genug," sagte Wilhelm, „als daß er sich vor mir verstellen könne; aber wart' Grittli," und im Tone der heftigsten Leidenschaft — „wart' Grittli" — — — dann brach er plötzlich ab und schwieg. Düster und verstimmt gingen endlich auch die übrigen Gäste auseinander, und Wilhelm's mürrisches Benehmen gegen Julia war der erste Mißton in die heitern Klänge ihres jungen Glückes. Natürlich redete in den nächsten Tagen Alles in der Umgegend von dem „Freudschießen" und dem „Hornen" auf der Rosenhalde; aber Niemand wollte aus Achtung gegen das Brautpaar das Letztere billigen. Selber Grittli, das mit seinem schadenfrohen Lächeln und Trümpfen immer bereit war, wurde von Margaretha hart angefahren, eine Ehrendiebin gescholten und ihm der Hornerpräsident um die Nase gerieben. Die sämmtlichen „Freudschützen" ließen Wilhelm ihre Theilnahme bezeugen und sagen, wie leid es ihnen sei, daß die „Horner" nicht einige Stunden früher erschienen seien, sie hätten ihnen dann den Weg weisen wollen, wie sie es verdient hätten. Ungefähr vierzehn Tage nach diesem Vorfalle feierten Wilhelm und Julia in Riedwyl ihre Hochzeit auf eine einfache und prunklose Weise, und seitdem lebte Wilhelm bei seiner Gattin auf der Rosenhalde, wie ein Vergrabener unter Menschen. Julia war sein Glück, und ihre Freude sein süßestes Bestreben. Friederika aber war auch eine Schwiegermutter, die Frieden säete, wo sie hintrat. Die Neuvermählten hingen an ihr mit dem innigsten Zutrauen, und diese Liebe ihrer Kinder war Friederika's Glück, das sie mit tausend Armen hätte festhalten mögen. Auch Margagarethe und Rudolf fanden die neue Schwiegertochter weit anders, als sie sich vorgestellt hatten, und gewannen sie täglich lieber. Insbesondere besuchte Margarethe fast jede Woche die Rosenhalde, und konnte dann ihrem Rudolf und den Nachbarinnen nicht genug rühmen, wie anstellig Julia sei, und wie ihr Alles

so leicht aus der Hand gebe. Zu solchen Reden bemerkte dann Grittli immer noch spöttisch genug: es habe immer gehört, daß die „Unehlichen" in allen Dingen gar geschickt seien, und das werde Wilhelm auch gewußt haben, er sei gar ein pfiffiger Mensch. Als Julia an einem Sonntag Nachmittag zum ersten Mal mit Liebreiz und Blumen geschmückt an Wilhelm's Arm ihre Schwiegerältern besuchte, stand Grittli hinter dem Fenster und sah durch die Glasscheiben lange den Glücklichen nach. Aber kein hämisches Lächeln durchzuckte dieses Mal seine Lippen, sondern die hellen Thränen liefen ihm über die Wangen herunter; aber es waren die Thränen des Neides, seiner Nebenbuhlerin weichen zu müssen, und darum konnte Grittli seinen frühern Liebhaber nicht glücklich sehen. Die Schlange stach in seine Brust, und es schwelgte bei dem Gedanken, Wilhelm's Glück zerstören zu können. Nicht achtend und nicht ahnend den grenzenlosen Haß seiner verschmähten und beleidigten Nachbarin, begrüßte Wilhelm mit aller Hingebung der Seele den schönen Tag seines Glückes. Das waren Stunden der Wonne, gleich denjenigen in der Gartenlaube, wenn er an Julia's Arm die Straße dahinwandelte, oder im Abendschatten der Bäume saß und mit ihr in Vorschlägen über ihre häuslichen Einrichtungen wetteiferte. In solchen Augenblicken mochte wol in ihren Herzen der Wunsch des Dichters anklingen: „O daß sie ewig grünend bliebe, die schöne Zeit der jungen Liebe!"

* * *

„Friede ernährt, Unfriede verzehrt."

„Gib Aeltern, was du kannst, und gern, und bis ins Grab;
Du schenkest nicht, du trägst nur deine Schulden ab."

Einige Jahre später saßen an einem trüben Herbstabende im Hinterstübchen „zum goldenen Fisch" in Riedwyl Claus, der alte Schulmeister von Seethal, und sein Gevattersmann, Uli Martig, der Chorrichter oder „Chorgrichter" im Dorf. Beide hatten einander zufälliger Weise auf der Straße getroffen, und der Vorschlag des Chorrichters, bei einem Schoppen „Zächner" ein wenig zu plaudern, wurde beidseitig gutgeheißen. Als sie in die Stube traten, war Niemand da, und der Chorrichter klopfte zweimal mit seinem Haselstocke auf den Tisch und rief: „he, Wirthschaft, e Schoppe;" denn vornen in der Gaststube ging es sehr laut zu, und die Gläser und „Meiel" flogen so flink von Hand zu Hand, daß Wirthin und Tochter, wie Bienen im Korbe, aus- und einflogen. Der Chorrichter klopfte zum dritten Mal, und zwar im Superlativ, und nun erschien „Kätteli", die schöne Wirthstochter in der Thüre, um zu fragen, was ihnen

lieb wäre. Als es aber Glaus und den Chorrichter Martig ansichtig wurde, fragte es nicht, sondern sprang voll Freuden auf den alten Schulmeister zu, drückte ihm die Hand und sah ihn dabei so freundlich an, daß selber der exaltirteste Stoiker hätte neidisch werden mögen. „D'r tausend Sapperment Schulmeister, was steckt noch unter Deinen grauen Haaren! die empfängt Dich ja wie einen Bräutigam." „Was seid Ihr doch für ein böser Mensch, Nachbar Uli; man merkts Euch an, daß Ihr Chorrichter seid; aber meinetwegen braucht Ihr meinen alten Schulmeister nicht zu „Chorgrichten", wenn ich ihn schon ein Bischen lieb habe. Er hat meine Liebe tausendfach verdient, und so lange ich lebe werde ich nie vergessen, wie viel ich ihm zu verdanken habe." — Aha Kätteli, nun merke ich erst, wo die Nuß aufgeht, dachte halt nicht mehr daran, daß Du bei der Großmutter in Seethal aufgewachsen und dort ausgeschult worden bist. Nun begreife ich, warum Ihr Beide flennet, fast wie Kinder. Mein Schulmeister lebt zwar nicht mehr; aber noch muß ich ihm überm Grabe danken, daß er mich manchmal tüchtig „gekläpft" hat, es hätte sonst nichts aus mir gegeben. Glaus hatte sich unterdessen wieder gefaßt und erzählte nun, wie Kätteli seine fleißigste und brävste, und nun auch in der Folgezeit seine dankbarste Schülerin gewesen sei, von über fünfhundert Schülern, welche er während seinem wechselvollen Leben in Seethal unterrichtet habe. — Als Kätteli nun die weiße Vorschürze ergriff, und die Zähren aus den Augen wischte, da brannte der Chorrichter los: „Hört doch auf zu flennen, sonst muß ichs auch noch mit dem Augenwasser versuchen, und darum sind wir eigentlich nicht hereingekommen, sondern um eine Flasche „Zächner" zu trinken und lustig zu sein auf den alten Beinen. Komm alter Schulkönig und trink auf Kättelis Gesundheit, Du hübsches Bäschen auf die seine und die Thränen weint dann einander aufs Grab. He Kätteli, hol' eine gute Flasche, aber hörst Du, aus dem kleinen Fäßlein, das Ihr zum Geschenk von Montreux erhalten." — „Habt nicht Kummer, Chorrichter, für meinen Schulmeister und Euch will ich schon was finden, das Euch munden soll; setzt Euch nur. Kätteli kam mit einer Flasche zurück, nahm aus dem Wandschranke zwei schön geschliffene Fußgläser, stellte sie auf den Tisch und schenkte ein. Wäre es nicht besser, Ihr ginget in das hinterste Stübchen? dort ist ein Sopha hinter dem Tische. Kommt Schulmeister, der ungehobelte Vorstuhl ist zu hart für Euch. Glaus und Uli ergriffen die Gläser, nahmen einen Schluck daraus und folgten der flinken Wirthstochter. Kätteli wäre gerne noch länger bei ihnen geblieben, weil es in Glaus seinen unvergeßlichen Lehrer und Wohlthäter verehrte, an dem es mit ganzer Seele hing; aber die Gäste in der Trinkstube pochten immer ungestümer. Jetzt setzten sich Glaus und Uli erst recht zum Tische, rückten auf dem Sopha ganz nahe aneinander

und stießen mit den Gläsern zusammen, daß es klang, wie in den Tagen der Junggesellenzeit. Unter allerlei vertraulichen Gesprächen kamen sie auch auf Wilhelm und Julia zu sprechen, und Uli Martig, welcher mit den Verhältnissen auf der Rosenhalde vertraut war, erzählte nun seinem Gevatter Claus, daß diese so schön angefangene Ehe ohne Zweifel ein schlimmes Ende nehmen werde. Wilhelm, der die Landarbeit nicht sonderlich liebe, habe sich dem Viehhandel ergeben, mache aber wenig Glück, indem er sich dabei übertrinke, und „über den Löffel balbirt" werde. Um dann die erlittenen Verlüste par hasard wieder einzubringen, ließ er sich zum Spielen verleiten, und wie man weiß, sind die Spielkarten des Teufels rechte Hand. Ein kleiner Gewinn lockt nach einem großen, und ein großer Verlust soll tout à coup „auf gut Glück" wieder gedeckt werden. Wer trinkt und spielt und mit Jedermann anbindet, kriegt leicht Händel. So geschah es oft, daß Wilhelm wegen des „Aushornens" und seiner unehlichen Frau allerlei Stichelreden zu hören bekam, bis er Kläpfe austheilte und am Ende selber den „Buckel" voll mit nach Hause brachte. Julia wußte lange nichts davon, und als sie es endlich vernahm, konnten ihre Bitten wenig mehr helfen. Grittli, das Wilhelms Lebenswandel als eine Folge seiner Heirath mit Julia darstellt, liegt der alten Margrethe täglich in den Ohren, so daß es mich durchaus nicht verwundert, wenn Rudolfs schon nicht günstig von Julia urtheilen und die mißrathene Ehe beklagen. Kommt Wilhelm hie und da nach Seethal, so wird er von des Andereseu sehr freundlich empfangen, Grittli spart keine Worte, mit ihm freundlich zu thun, und der schöne Hof des alten Jaberg ist auch ein Magnet, der Wilhelms Augen anzieht. Kätteli, Julia's alte Freundin, welches fast alle Wochen hinaufgeht, könnte auch was sagen, und die rothen Augen, welche es zurückbringt, sind ein schlimmes Zeichen für den Hausfrieden dieser Familie. Du weißt doch den Vorfall vom letzten Herbst, Gevatter? „Nein," erwiderte Claus, und der Chorrichter erzählte folgende Vorfälle: Letzten Herbst vor einem Jahre bekam Wilhelm mit seinem Häßer, dem „Jodelhansen", auf dem Heimwege Streit und mußte gegen den handfesten Küher den Kürzern ziehen. Mit verrissenen Kleidern, blutig geprügelt und dazu noch betrunken kam Wilhelm spät in der Nacht auf die Rosenhalde. Julia war bereits zu Bette gegangen, indem sie ihn nicht mehr erwartete, weil er bei solchen Anläßen vielmal bei seinen Aeltern in Seethal zu bleiben gewohnt war. Wilhem tobte fürchterlich, als Julia, vom süßen Schlafe aufgeschreckt, nicht schnell genug öffnen konnte. Kein Vorwurf ging über ihre Lippen, als er polternd in die Stube schwankte. Sie suchte die erschrockenen Kinder zu besänftigen und eilte in die Küche, um Wilhelm etwas Warmes zu machen. Er aber tobte fort und schlug auf den Tisch, daß die gläserne

Lampe herunterfiel und in Stücke zersprang. Julia trat herein und bat ihn, um Gotteswillen seinen Zorn zu mäßigen und ihr doch zu sagen, was vorgefallen sei, daß er so rase. — Wilhelm hörte in diesem Augenblicke nicht den bittenden liebevollen Ton seiner Gattin, sondern er dachte nur an Jodelhans und Rache, und diese Gedanken verzweigten sich weiter bis zu Grittli und allen den Zwistigkeiten, welche aus seinem Verhältniß zu Julia entstanden waren. Vor seinen Augen standen wieder die Schattenbilder der Horner und der Hohn seiner ledigen Nachbarinnen; er sah den Hornerpräsident an der Spitze seiner Feinde, er sah noch die Maskengestalten am Galgen hängen und am Schandpfahl die Flammen über ihm und Julia zusammenschlagen. Zwischen diese Schreckbilder zwängten sich gleichsam mit Gewalt die lieblichen Umrisse von Anderesen Hof, seinen schönen Matten und seinem stattlichen Hause — Alles Erbtheile seines zukünftigen Tochtermannes — und verbitterten noch mehr seine finstere Seele. In dieser Lage wirkten Julia's Worte wie Gift; er glaubte sich von aller Welt betrogen und unsanft stieß er Julia von sich mit den harten Worten: „Geh, Du glatte Schlange, Du bist an Allem Schuld." — Das war, wenn auch nicht der erste, doch der grellste Mißton in Julia's Leben, der erste unheilbare Schmerz seit ihrem Zusammenleben mit Wilhelm, der ihr gefühlvolles Herz verwundete. Sie eilte hinüber zum Bette der Mutter und klagte unter Schluchzen ihr Herzeleid. Friederika tröstete, sie solle Wilhelm diese, in der Betrunkenheit ausgestoßenen Worte nicht übel nehmen, er werde sie am Morgen gewiß bitter bereuen und ihr mit doppelter Liebe vergelten, daß er heute gegen sie gefehlt habe. — Sie bat sie noch, ihm freundlich zu begegnen; am Morgen wolle sie selbst mit ihm reden; er sei ohne Zweifel sehr gereizt worden, sonst hätte er sich nicht so vergessen können. Julia versprach und ging. Als sie mit dem Kaffe in die Stube trat, lag Wilhelm bereits eingeschlummert auf dem Ruhbett. Sie wagte nicht, ihn zu wecken, sondern stellte das Essen auf den Tisch, zündete eine Kerze an und ließ sie brennen. Wilhelm's Rock nahm sie vom Boden auf und hing ihn zum Ofen. Nachdem sie den Boden von der zerbrochenen Lampe gereinigt, spreitete sie, als Wilhelm immer noch keine Bewegug machte, eine Wolldecke über ihn und ging dann wieder zu Bette. Jetzt erst in der Stille der Nacht fing die tiefe Wunde zu bluten an. Julia schlief nicht, sie weinte die Augen roth, seufzte und klagte; aber die Thränen wollten nicht versiegen, und die geschlagene Wunde hörte nicht auf zu bluten. Sie hatte Wilhelm wie einen Engel geliebt, mit einer Innigkeit und Tiefe, wie nur eine reine weiblich Seele zu lieben fähig ist. Aber wie sollte sie jetzt eine solche Zumuthung ertragen lernen: „Geh, du glatte Schlange, du bist an Allem

Schuld!" Die schönen Bilder vergangener Tage umschwebten noch einmal ihre Lagerstätte und jedes Lüftchen, das wider die Fenster strich, vergegenwärtigte ihr die zitternden Kränze, die einst an das Fenster schlugen. Sie stand auf und öffnete das Fenster, um die glühenden Wangen und ihre verweinten Augen an der Nachtluft zu kühlen; aber wie sie hinausblickte, stand vor ihren Augen die entblätterte Rosenlaube, der Zeuge ihrer glücklichsten Stunden, und neue Schmerzen zernagten ihre Brust. Wilhelm schlief fest auf seinem Ruhebette und fühlte nicht, wie leichtsinnig er eines der edelsten und treusten Herzen gebrochen hatte. Julia legte sich endlich gegen Morgen wieder zu Bette, und siehe, da erschien ihr noch noch einmal der holde Genius im Traume mit dem Schilde, auf dem die Worte standen: „Liebe und dulde." Julia erwachte, und die grauenhaften Eindrücke der Nacht verbitterten ihr tausendfach die liebliche Erscheinung. Mit einem tiefen Seufzer stieg sie aus dem Bett. Bevor sie sich ganz angekleidet hatte, trat Friederika in die Stube, um sich nach ihrem Befinden zu erkundigen. Sie hatte bereits das Morgenessen bereitet und mit Wilhelm freundlich verweisend gesprochen. Alles schien vergangen und vergessen zu sein. Aber — meinte der Chorrichter, wenn der Teufel ein Körnlein auf den Acker bringt, so sorgt er schon dafür, daß es wachse. Wilhelm war sein Benehmen leid; aber er konnte es Julia nicht verzeihen, daß sie der Mutter geklagt hatte; er zweifelte an dem Vertrauen seiner Gattin, und deutete jedes im Geheimen gesprochene Wort zu seinem Nachtheile. Julia hinwieder konnte Wilhelm's verletzende Aeußerung auch nicht vergessen; sie zweifelte an seiner aufrichtigen Liebe und glaubte sich zurückgesetzt gegenüber Grittli und der reichen Mitgift, welche Wilhelm mit dessen Hand bekommen hatte. Friederika, welche dieses Doppelverhältniß erst jetzt in seinem wahren Lichte betrachten konnte, sah wohl ein, daß dieses eine fortwährende Quelle von Kummer und Sorgen für ihre Tochter sein müsse, tröstete, so gut sie konnte und schwieg. Sie suchte im Stillen den kleinen Bruch zu heilen und hätte es wol ohne große Schwierigkeit zu Stande gebracht, wenn nicht Grittli den Funken der Zwietracht immer neu angefacht hätte. Hatte es früher Wilhelm immer verspottet und geneckt, so heuchelte es jetzt, ganz im Widerspruche mit ihrem frühern Benehmen, aufrichtiges Mitleid mit seinem Zustande. Dem „Jodelhans", welchen Grittli niemals geliebt, sondern nur als Werkzeug seiner Rache mißbraucht hatte, wies es lediglich um Wilhelm's willen die Thüre. Wilhelm schlug Grittli dieses vermeinte Opfer hoch an, und Margarethe blies wieder auf der alten Flöte: „Grittli sei das brävste Meitschi unter der Sonne." Durch Grittli's Vermittlung machte Wilhelm öftere Besuche bei Jaberg's, und jeder derselben war ein Stich in Julia's

Brust. — Nicht vergebens sagt das Sprichwort: „Ein Unglück kommt selten allein.“ Jetzt ist Friederika todtkrank und wird ohne Zweifel sterben, und dann ist der Schutzgeist aus dem Hause. Ach, sagte der alte Glaus, es ist doch traurig, daß die Menschen, welche in Friede und Eintracht miteinander leben sollten, immer einander plagen müssen! — Was hat nun Grittli erreicht? Alle braven Bursche verachten es und sagen: wer die zur Frau kriegt, hat schon einen Fuß im Grabe, und wer des Anderesen Hof kriegen will, muß die Haut dran setzen; ja der arme Jodelhans ist fast unsinnig und weiß nicht, wie gut es ihm gegangen ist; ein bös Weib ist ärger als zehn Unglücke. — Unterdessen war aber die Flasche mit dem vortrefflichen Waadtländer leer geworden, und der Chorrichter machte Anstalten, mit derselben auf den Tisch zu klopfen, als Kätteli mit einem frischgebackenen Eierkuchen in das Stübchen trat und sagte: „Der war sonst für Jemand anders gebacken, weil ich nicht so liebe Gäste erwartete; aber jetzt ist er für Euch, und für die Andern ist bereits ein anderer in den Ofen geschoben worden. Wie der Kuchen mit seinen rothgelben Blasen auf dem Tische stand und den Gevattermannen so lieblich entgegen duftete, vermochten sie ein freundliches Lächeln nicht zu unterdrücken, und das lange Tischmesser wurde vom Chorrichter langsam und sachte, kreuz und quer, durch das liebliche Gebäcke gezogen.

Jetzt Schulmeister müssen wir aber noch eine Flasche haben; nicht wahr Kätteli, Du findest das Montreux-Fäßlein noch einmal, sonst kann dir Dein alter Schulkönig zünden, Du hast doch den Kuchen um seinetwillen gebacken, ha ha ha! — Ja Euch zur Strafe muß er jetzt kommen und mir zünden; nicht wahr Schulmeister, Ihr wollt kommen und mir zünden? aber wir wollen das Licht auf dem Tisch nehmen, so muß der Nachbar Uli in der Finsterniß sitzen, weil er mit seinen Gedanken auch immer im Dunkeln herumstreicht. Glaus ergriff das Licht und folgte Kätteli nach der Thüre. „Wart, wart noch Gevatter Glaus; du läufst ja davon wie ein „Zwanziger“; ich will noch geschwind Tabak anzünden, ich sehe euch vielleicht lange nicht mehr. — So jetzt könnt ihr gehen, aber macht nicht zu lang; sonst ist's um den Kuchen geschehen.“ Uli Martig war aber nicht wenig verwundert, als plötzlich die Thüre wieder aufging und Glaus, in der einen Hand das Licht und in der andern eine Kaffekanne, hereintrat. Kätteli folgte lächelnd mit den übrigen Zugehörden. Da sich die Gäste in der Trinkstube nach und nach verloren hatten, so fand es auch um so eher Zeit, eine Tasse mit ihnen zu nehmen, und das Gespräch über Friederika's Krankheit wurde wieder angeknüpft. Kätteli gab sehr beunruhigende Auskunft und zweifelte an ihrem Aufkommen. Julia sei fest überzeugt von dem Tode ihrer Mutter;

denn sie habe ihm mitgetheilt, wie vorige Nacht um zwölf Uhr Jemand dreimal an die Hausthüre geklopft und beim Nachsehen Niemand geantwortet habe. Ja schon die Nacht vorher, als sie halb schlummernd am Bette ihrer Mutter gewacht, sei das „Todtenthau" *) neben ihr gefallen und als man gezündet, habe man auf dem Stubenboden keine Spur bemerkt. „Ist Julia schon unglücklich durch ihre Heirath, was soll das erst werden, wenn ihr der Trost einer solchen Mutter fehlt," bemerkte Claus. Ja das fühlt sie aber auch, sagte Kätteli, und darum fällt es ihr so schwer, sich mit dem Gedanken an den Tod ihrer Mutter vertraut zu machen. Ja es ist unbegreiflich, wie sie es aushalten kann. Schon sechs Nächte hindurch wacht sie am Bette der Mutter, und am Tage, wenn sie einen Augenblick ruhen könnte, stören sie die Kinder. Sie will es gar nicht zugeben, daß Jemand anders die Mutter bewache; sie sagte mir heute Morgens noch: „Das ist meine Pflicht; sie hat lange genug mit Sorgen und Schmerzen an meiner Wiege gewacht, ich verdanke ihr nächst Gott Alles, was ich bin und habe, und jetzt ist die Zeit da, wo ich ihre Liebe vergelten kann; jetzt sollte ich anstehen, einige Bequemlichkeit für die Gute aufzuopfern? Nimmermehr. Täglich und stündlich bitte ich meinen himmlischen Vater, daß er mir Kraft schenke auszuhalten; denn ich bin das Sorgenkind meiner Mutter und ich allein will ihr zum ewigen Schlafe die Augen zudrücken." O wenn Ihr sie sehen könntet, Nachbar Uli, Ihr würdet sie kaum mehr erkennen, so haben sie Kummer und Sorgen aller Art und diese Anstrengungen angegriffen. Ihr frisches schönes Aussehen, das sie auch als Mutter noch behalten hat, ist gänzlich verschwunden; die Augenlider sind angeschwollen und entzündet, weil sie so lange nicht geschlafen hat — ach Gott, ich kann nicht weiter reden, ohne zu weinen; wie still und ergeben sie Alles trägt und Alles duldet und doch so freundlich allen Menschen begegnet, die ihr nahe treten. Kann sie der Mutter wegen einen Augenblick ruhig sein, so quälen sie noch die Kinder. Jedes will an ihr hinaufklettern und auf ihrem Schoße sitzen; ja ich weinte heute wie ein Kind, als das kleine „Röseli" an ihr hinaufsprang, ihr die Augen mit den kleinen Händchen aufmachte und sagte: „Mutterli mußt nit schlafe, Großmutterli stirbt süst." — Man machte Julia den Vorschlag, ihr die Kinder wegzunehmen, bis sich Friederika's Zustand geändert habe; aber sie wollte auch dieses nicht zugeben und sagte: „Ja wenn Ihr mir noch den einzigen Trost wegnehmen wollt, was soll ich dann anfangen? Ich bin einsam genug und habe es sehr vonnöthen, daß ich mich zuweilen an diesen unschuldigen Kindern zerstreue."

---

*) Ein Geräusch, als ob Wassertropfen von der Zimmerdecke fielen.

Friederika bat sie wol hundertmal, sie solle sich doch ihretwegen nicht aufopfern, aber sie erwiderte immer: „Mutter, Mutter habt keine Sorge, wo sollte ich ja größere Freude haben, als wenn ich an Euerem Bette sitzen und mit Euch reden oder für Euch beten kann.“ — Spät gingen die drei im „goldenen Fisch“ zu Riedwyl auseinander. Kätteli wollte für die Zeche durchaus nichts abnehmen, und den alten Glaus mußte der Hausknecht nach Hause fahren. Es schüttelte dem geliebten Lehrer noch treuherzig die Hand, der alte Martig klopfte schon an seiner Hausthüre und der Wagen rasselte über die Straße.

* *
*

Der Weide hangende Aeste,
Sie deuten auf ein Grab,
Dort sanken die sterblichen Reste
Der Vielgeprüften hinab;
Und um den grünenden Hügel
Viel Blumen sprießen hervor;
Die Seele mit Engelsflügel
Sie schwebte zum Himmel empor.

Fünf Tage später. Die Kirchenglocken von Riedwyl verkünden ein trauriges Ereigniß. Auf der Landstraße und bei der Ausmündung der Fußwege sieht man Gruppen schwarzgekleideter Menschen stehen. Auf dem Fahrwege von der Rosenhalde herunter bewegt sich ein langer Leichenzug; vorne der Wagen mit dem Sarge, den ein schwarzes Tuch bedeckt, und hinter ihm folgen als Leichenbegleiter eine Anzahl Männer und Frauen, an die sich hin und wieder mit entblößtem Haupte die verstreuten Gruppen allmälig anschließen. Still und langsam bewegt sich der Trauerzug durch das Dorf; alle Fenster sind geöffnet und manche Thräne der Rührung glänzt in den Augen gefühlvoller Zuschauer. Es ist Friederika's Abschied, ihr letzter Gang, der Gang zum Grabe. Beim Friedhof angekommen, macht der Wagen Halt, der Sarg wird auf die Todtenbahre gelegt und von vier Männern zum Grabe getragen; die übrigen folgen und umschließen das Grab in einem Halbkreise. Mit zwei Sargstricken wird der Todtenbaum in die Tiefe gesenkt, der Todtengräber wirft die ersten Schollen hinunter, und dumpf und schauerlich tönt es aus der Tiefe herauf. Die zurückgehaltenen Thränen der Weiber brechen hervor, und ein allgemeines Wehklagen legt ein schönes Zeugniß ab, daß die Entschwundene mit Schmerzen vermißt werde. Nur eine Trauernde steht stumm am Grabe und weicht nicht, bis sich der Erdhügel über dem Grabe gewölbt hat. Keine Thräne netzt das Auge, das unverwandt an der Stätte hängt, welche so eben den kostbarsten Edelstein aus ihrer Lebenskrone verschlungen hat. „Lebt

wohl Mutter, lebt wohl!" flüsterte sie leise und gebrochen. Noch einen Blick — und dann rang sie sich mit Gewalt von hinnen und folgte in die Kirche, wo die Menge bereits zum Gebete versammelt war. Als aber der Pfarrer die Worte verlas: „Es ist letzten Freitag gestorben und heute begraben worden Johanna Friederika Ulhard, meines sel. Vorfahrers Tochter von Riedwyl, alt vierundvierzig Jahre sieben Monat und fünf Tage," da gedachte mancher Gemeindgenosse der vergangenen Zeit, wo das muntere, lebenslustige Mädchen die Freude des Dorfes und der Stolz seiner ehrwürdigen Aeltern gewesen. Auch Julia fühlte eine Welt von Erinnerungen an ihrer Seele vorübergleiten. Das war die Kirche, wo der Großvater so lange Jahre das Himmelsbrod unter seine Zuhörer ausgetheilt hatte; da war der Taufstein, bei welchem sie auf des Großvaters Armen gelegen und den Namen Julia zur Erinnerung an ihren unglücklichen Vater erhalten hatte. Da waren auch ihre lieben Kinder durch die christliche Taufe dem Herrn geweiht worden. Da war sie einstmals in der Predigt ihrem Geliebten gegenübergesessen und hatte sich in stiller Harmlosigkeit ein Glück geträumt, wie es die Erde wol keinem Sterblichen zu bieten vermag. Hier stand der Altar, wo sie Wilhelm ewige Treue geschworen und mit einem unauflöslichen Eide ihre Liebe verpfändet hatte. Und hier endlich sollte sie nach so viel schönen und beseligenden Erinnerungen zum ersten Male ihr beklommenes Herz vor dem Höchsten ausschütten. Sie ging, wie sie gekommen war, stumm und ohne Thränen; aber wie sie die Schwelle ihres Hauses betrat, ach da war es so weit geworden, als wenn eine Welt ausgestorben wäre, und ihr Herz war so eng und voll, wie wenn es zerspringen wollte. „Wo ist's Großmutterli?" fragten die Kinder. „Ach, es ist fortgegangen und kommt nie mehr, nie mehr wieder, meine lieben Kinder." Der Schmerz überwältigte sie; sie legte sich über das Bett und verhüllte ihr Angesicht, als wenn sie ihren Gram vor den harmlosen Kleinen verbergen wollte.

Der Winter des für Bern ewig denkwürdigen Jahres 1798 war herangekommen. Die Sabbathsstille der einsamen Thäler hatte ein Sturm gestört, der die Grundvesten der europäischen Staaten erschütterte. Es war die französische Revolution. An die schönen Verheißungen der Franzosen von Freiheit und Gleichheit, von Brüderlichkeit und Humanität wollten die harmlosen Hirten der Berglandschaften nicht glauben. Ihre von den Vätern ererbten Sitten und Gewohnheiten waren ihnen lange gut genug, und ob zu Bern ein adeliger oder bürgerlicher Schultheiß regiere, war ihnen völlig gleichgültig; nur ein Franzosenregiment wollten sie nicht dulden. Die Machinationen des

französischen Kabinets zur Zeit Ludwigs des XI. und XII., sowie die durch Schmeichelei und Bestechungen aller Art herbeigeführte Entzweiung der schweizerischen Eidgenossenschaft zur Zeit der mailändischen Feldzüge und die Niederlage bei Marignano hatten einen solchen Franzosenhaß in die Herzen des Volkes gepflanzt, daß es nur einer leisen Anregung bedurfte, um denselben aufs Neue zu entflammen. Zündstoff zu einer solchen Anregung war genugsam vorhanden. Die französische Revolution vom Jahr 1789, der 10. August 1792 und der 21. Januar 1793 mit dem blutigen Haupte Ludwigs XVI. hatten gräuliche Schreckbilder bis in die stillste Alpenhütte verbreitet, so daß die französische Nation nur mit Abscheu genannt wurde. Damals gehörte die Politik noch zu den Geheimnissen der Staatsoberhäupter; der „Junker Landvogt" war eine geheiligte Person, der man nur mit dem Käpplein in der Hand und zitterndem Herzen nahen durfte, und die „gnädigen Landesväter" in Bern waren dem Volke dieser abgeschiedenen Thalschaften so unbekannte Gestalten, wie den Griechen die Götter Olymps. Heute, wo sich das geschickte Schulbüblein nach zweijähriger Büreauzeit zum Notar und mit einem günstigen politischen Luftzuge, den Mantel nach der Windseite gekehrt, auf den Stuhl des Regierungsstatthalters oder Gerichtspräsidenten oder durch die Gunst „des Vetters im Konsistorium" noch weiter hinaufschwingen kann, ist's anders und Summa Summarum wol auch besser geworden.

Es war in den letzten Tagen des Februars des obgenannten Jahres, als die Riedwyler-Bauern an einem stürmischen Abende um die Wirthshaustische herumsaßen und mitten im starken Tabaksnebel die hochwichtigen Vaterlands-Angelegenheiten eben so unschlüssig berathschlagten, wie die „gnädigen Herren" im Rathssaale zu Bern. Zuerst zeigte sich große Zaghaftigkeit. Einige, der Zahl nach die größere Abtheilung, meinte, den Franzosen sei nicht zu widerstehen, das seien Teufelskerle, die geben keinen Pardon und nehmen keinen wie die Russen; wenn einer in Paris nur „murs" mache, so sei der Kopf herunter. Ein von Bern angekommener Grempler erzählte, er habe vernommen, die Franzosen hätten im Waadtlande Alles niedergemacht, und die dort aufgestellten Bernertruppen seien in Stücke gehauen worden. Ein anderer meinte, wenn doch noch der „Franz Nägeli" lebte; der habe den Feinden „blinde Armeen" gestellt und sei ihnen dann unversehens in den Rücken gefallen; so einen sollte man haben, der würde die Franzosen in einem Tage zum Lande hinausgejagt haben. Es wurden auch Vorschläge gemacht, wenn es bös gehen sollte, Weib und Kinder in die Berge zu flüchten; aber man hoffte noch immer, daß die bernischen Truppen mit diesen zweideutigen Patrioten fertig machen würden. Endlich als sich der Tabaksnebel bis

zur Undurchsichtigkeit verdichtet hatte, und der Wein den ländlichen Kriegsministern allmälig in den Kopf stieg, bemächtigte sich auch der Verzagtesten ein ächter Löwenmuth. - Die Großthaten des „alten Fritzen" wurden erzählt, wie er bei Roßbach die Franzosen wie Schulbuben verjagt habe; es brauche nichts als herzhaft auf sie loszugehen, es seien eigentlich bloße Windmüller, mit denen man man bald ausgerechnet habe, wenn's drauf ankomme. Die Regierung sei keinen Schuß Pulver werth, sonst würde sie herzhafter verfahren; wer aber ein Freund des Vaterlandes sei, rief zuletzt der alte Gemsjäger Michel, der solle die Büchse von der Wand nehmen und in den Krieg ziehen, um den Franzosen zu zeigen, daß man noch Courage habe. Er habe bei Kunnersdorf andere Kerle gesehen als diese Roßbächler, und wenn alle gefochten hätten wie er, so hätte Friederich die Schlacht nicht verloren. „Ja ja, der Michel hat Recht; auf, wer ein Berner ist und gegen den „Franzos", schrien alle und stunden von ihren Sitzen auf. Unter ihnen befand sich auch Wilhelm Gerber. Vor dem Wirthshause gaben sie sich brüderlich die Hand und verabredeten am künftigen Morgen um zehn Uhr bewaffnet beim Wirthshause zu erscheinen. Aber der Muth, den sie aus dem Glase gesogen, war mit dem Rausche auch wieder verflogen, und nur drei, Wilhelm Gerber, der Müller Rudi und der alte Michel hatten sich zur bestimmten Stunde eingefunden. Alte vernünftige Leute suchten sie abzuhalten und stellten ihnen vor, der Landsturm könne nichts ausrichten gegen solche kriegsgeübte Truppen. Dagegen aber behaupteten Andere das Gegentheil, wünschten ihnen Glück und fast bei jedem Hause wollte man ihnen Würste, alten Käs und Kirschwasser aufdringen. Margrethe geberdete sich schrecklich, als sie vernehmen mußte, Wilhelm wolle gegen die Franzosen ins Feld; als er aber fest und unerbittlich blieb und seine zwei Kameraden vor Rudolfs Hause zur Abreise drängten, warf sie alle Schuld auf Julia; da sehe man es gut genug, Wilhelm wolle aus Verdruß den Tod suchen, er möge nicht daheim sein, weil er keine Freude habe, und nun mußte die unschuldige Julia abermals das Opfer neuen Hasses werden. — Wie Grittli vernahm, Wilhelm wolle in den Krieg und sei gekommen, um Abschied zu nehmen, kam es erschrocken zu Rudolfs herübergesprungen. Wilhelm stand gerüstet zwischen seinen Kameraden. Halb ohnmächtig und krampfhaft schloß es sich noch einmal an seinen ehemaligen Geliebten und küßte ihn. Reden konnte es nicht; aber eine Thränenfluth entstürzte seinen Augen. Rasch erwiderte Wilhelm die zärtliche Umarmung und wandte sich um, um seine Rührung zu verbergen. „Lebt wohl," war sein letztes Wort, und das Vaterhaus verschwand hinter dem Hügel.

Nachdem Wilhelm nebst seinen Bundesgenossen den „golnenen Fisch" in Riedwyl verlassen hatte, begab er sich eiligst nach Hause, nahm seine Flinte von der Wand, putzte sie sorgfältig ab, setzte sich dann zu Julia, welche das Essen bereitete, an die Feuerplatte und fing an Bleikugeln zu gießen. Es lag ihm schwer auf dem Herzen, ihr seinen Entschluß mitzutheilen. Als sie aber fragte, ob er Morgen auf die Jagd wolle, da mußte es heraus, das schwere Wort, das Julia so viele Thränen des Schmerzes auspreßte. Er stellte ihr aber vor, wie das Vaterland, von einem habsüchtigen Feinde bedroht, am Rande des Verderbens stehe, und die Regierung durch ihr unschlüssiges Benehmen die Gefahr noch vermehre, und es sei daher Pflicht, in Noth und Gefahr zusammenzuhalten, um das Vaterland zu retten. Wenn der Landsturm gut organisirt werde, so könne er dem Feinde sehr gefährlich werden. Erst da seien die guten alten Schützen in Menge zu finden, welche den Mann treffen, und für gute Hauptleute werde schon gesorgt werden. Als Julia aber Weib und Kinder vorschützte, erinnerte er an Winkelrieds hochherzige That. Er hoffe glücklich zurückzukommen; denn er gehe mit Michel, der ein erfahrner und erprobter Soldat sei, und sich überall durchzuhelfen wisse; wenn er aber umkommen sollte, so sterbe er für's Vaterland, das dem Schweizer über Alles gehe. Hingerissen durch Wilhelms begeisterte Worte und das Vorbild der edlen Stauffacherin, wußte Julia nichts anderes, als sich in ihr Schicksal zu ergeben und zu weinen. Die ganze Nacht hindurch wurden Zurüstungen gemacht; denn Wilhelm war zu aufgeregt und Julia zu betrübt, um an den Schlaf zu denken. Sie konnte nicht genug in den Habersack packen, damit Wilhelm ja nicht Noth leiden müsse vor Kälte und Hunger auf der Reise. Morgens neun Uhr war er reisefertig, und Büchse und Habersack hingen über den Schultern. Das war ein Abschied! Wir vermögen ihn nicht zu schildern. „Gott mit Dir, lieber Wilhelm!" rief Julia schluchzend und ihre Augen schauten ihm nach, bis er hinter Gebüschen und Bäumen verschwunden war.

* * *

Lustig ist's im freien Feld
Mit dem Feind zu schlagen;
Heldenthaten man erzählt
Noch in alten Tagen!

In Riedwyl und Seethal war während der verhängnißvollen Tage des Februar und März 1798 ein wunderbares Leben. Alle Arbeiten stunden still, und da kein König in Israel war, so that Jeder, was ihn recht däuchte. Wenn zwei auf dem Felde einander ansichtig wurden, so rückten sie zusammen, um

sich gegenseitig über allfällige Neuigkeiten zu befragen. Alle Wirthshäuser waren vollgepfropft; denn dort, als dem Ablagerungsplatze aller Gerüchte, hoffte man am ersten Gewißheit über das Schicksal des Landes zu erhalten. Die Familien, welche ihre Söhne im Felde hatten, lebten in der größten Aufregung; und jedes Gerücht lief wie an einem Schwefelfaden durch alle Häuser des Dorfes. Bald hieß es, die Franzosen seien aufs Haupt geschlagen und entweder todt oder gefangen seien sie alle. Nach solchen Nachrichten wollte dann der Jubel kein Ende nehmen. Vor dem Wirthshause standen die Bauern im Kreise, und der „Hobel" *) wanderte von Hand zu Hand „auf das Wohl des Vaterlandes." Plötzlich aber kam eine ganz andere Nachricht, und die lustigen Zecher wurden ganz kleinlaut, wenn die Weiber auf die Gasse stürzten und laut heulend ihre Söhne beklagten. Alles wäre verloren; die Franzosen hätten die Berner in einer fürchterlichen Schlacht überwunden, und Weib und Kinder, Alles sei todt, und die Stadt über den Haufen geschossen worden. Je widersprechender und ungeheuerlicher die Nachrichten waren, desto geschwinder wurden sie geglaubt, und zuletzt wußte Niemand mehr, woran er sich halten sollte, bis eine unerwartete Neuigkeit dieser quälenden Ungewißheit ein Ende machte. Es war am Abend des 7. März, als wieder eine Anzahl Bauern im „goldenen Fisch" zu Riedwyl versammelt waren. Einer widersprach dem andern; denn Jeder wollte die Sache besser wissen, und daß die Franzosen gewonnen hätten, das durfte ohne Lebensgefahr Niemand mehr behaupten. Als aber der Lärm immer lauter wurde, und die Bauern aus lauter Vaterlandsliebe auf dem Punkte standen, einander bei den Köpfen zu nehmen, that sich die Thüre auf, und Michel der Gemsjäger trat in die Stube. Wie auf einen Zauberschlag war Alles ruhig geworden. Endlich platzte Einer los: „He der Michel, der Michel, seht, komm thu Bescheid, hast, denk wol, die Franzosen mit den Fersen gejagt, daß Du schon da bist, oder hat Dir die Büchse nicht losgehen wollen?" Ein anderer trümpfte: „Michel habe zu Hause das Pulver vergessen und komme es nachzuholen" und ein dritter behauptete sogar, „Michel habe sich verloffen, und das sei ein Glück für die Franzosen, daß sie ihm entgangen seien." Als jedoch Kätteli mit verweinten Augen in die Stube trat und Wilhelm beklagte, da merkten die Bauern, daß mit Michel nicht zu spassen sei und steckten ihre Trutzpfeiffen ein. Dieser aber blieb die Antwort nicht schuldig und sagte, „sie seien die elendesten Hasenbälge, welche ihm noch unter die Augen gekommen seien. Zu Hause auf dem Ofen hocken oder im Wirthshause schimpfen, das könne ein Jeder; aber wenn sie Pulver „geschmöckt" hätten wie er, ihre Bärengesichter wür-

*) Ein Maß.

den anders aussehen. „Nur nicht so böse Michel," sagte der Chorrichter Martig, „sie haben nur Spaß mit Dir gehabt; wir glauben schon, Du werdest Dein gut Theil Franzosen erschossen haben; aber jetzt komm und setz' Dich, und erzähl' uns eigentlich, wie's auch gegangen ist; wir sterben fast alle vor G'wunder. Und der Gerber und der Müller Rudi sind sie wirklich todt?" Daß der Gerber todt ist, das weiß ich; er wurde neben mir erschossen; um den andern weiß ich's nicht genau, wahrscheinlich wirds auch so sein. „Herr Gott!" riefen alle und fuhren zusammen, „das muß losgegangen sein!" „Ja ja, Unkraut kommt nicht um; sonst hättest Du auch dran müssen," rief hinten in der Stube ein Spaßvogel. Michel, voll Kriegscourage, hatte gute Lust, auf den Schreier loszugehen; aber die andern besänftigten ihn, es sei ja nur Spaß, und Alles rief wieder, erzähl doch Michel, wer hats eigentlich gewonnen? Ist's wahr, daß sie Bern zusammengeschossen haben? Ja ja, riefs wieder von einer andern Seite, sag doch Michel, kommen die Franzosen auch hieher? Michel aber forderte vor Allem aus etwas zu essen, und der Chorrichter befahl Kätteli etwas recht Gutes zu bringen, so einen fetten Braten, Michel sei ein Jäger, oder sonst etwas Fleischiges, er wolle dann bezahlen. Kätteli brachte; aber Michel hatte eine grenzenlose Mühe, bis er seinen Braten in Ruhe verzehrt hatte. Kaum war es im Dorfe laut geworden, Michel sei da, so suchte jeder seine zwei Batzen für einen Schoppen zusammen und eilte ins Wirthshaus. Noch nie, so lange Riedwyl stand, waren im „goldenen Fisch" so viele Gäste beisammen gewesen, und nie war Michel so hoch geehrt worden wie diesen Abend. Vorerst wollten alle Väter wissen, ob ihre Söhne noch leben, wo sie seien und wann sie zurückkommen u. s. w. Kurz Michel war unter den Geplagten der Geplagteste wie Hiob und hätte besser gethan, wenn er nach Hause gegangen und sich ins Bett gelegt hätte. Als er endlich alle Vorfragen der Kürze nach entschieden und den Magen besänftigt hatte, konnte er zu einer zusammenhängenden Erzählung gelangen: „Als wir von Gerbers fort waren, setzten wir unsern Weg zuerst ein wenig einsilbig fort. Aber im nächsten Dorfe schlossen sich schon eine Menge Anderer an uns an, und wir gingen nun unserer zwölf mit einander. O das war ein Leben, wie ich seit dem siebenjährigen Kriege nicht mehr erlebt habe. „Schlagt sie todt, schlagt sie todt, die donners Pariser," riefen sie uns überall entgegen, wir sagten ihnen aber, sie sollen selbst kommen und auch ein paar todtschlagen. Wir übernachteten in einem Dorfe, dessen Namen ich nicht mehr weiß; denn ich war hungrig und richtete mein Augenmerk mehr auf ein gutes Nachtessen. Dort wuchs uns aber der Muth nicht wenig; denn es hieß, die „Kleinkantönler" seien zu Worb und werden vor Bern zu uns stoßen. Die Mannschaft bestehe meistens aus auser-

lesenen Schützen, die Schuß für Schuß einem einen Neuthaler zwischen den Fingern wegschießen; die werden die Franzosen zu Boden strecken, daß es eine Art habe. Am Morgen zogen wir aus nach Bern, woselbst wir etwa um Mittag ankamen, vernahmen aber dort sehr böse Nachrichten. Es hieß, die Regierung dürfe sich nicht wehren, und die Offiziere seien fast alle von den Franzosen bestochen worden. Nachmittags brachte einer die Nachricht, man habe im Solothurnischen mit den Franzosen geschlagen; aber als die Soldaten haben schießen wollen, seien anstatt Pulver Sägspäne in ihren Patronen gewesen. Potz Hagel und Blitz! was das absetzte; es hätte wenig gefehlt, so wären wir auf das Rathhaus losgestürmt. Ich dachte aber, Michel hast eine gescheidte Nase gehabt, selbst Pulver zu nehmen. Wie wir so in der Stadt herum liefen, kamen mir Wilhelm und der Müller Rudi aus den Augen, und als ich so vor einem schönen Hause stand und hinaufschaute, kam ein gar vornehmer Herr, ich glaube, es war ein Rathsherr, und sagte zu mir: Altes Mannli, wo kommst Du her? — Ich sagte ihm, woher ich komme und daß ich der Gemsjäger Michel sei und Lust habe, mit den Franzosen eins anzubinden. Hierauf hieß er mich in die Stube hinaufkommen und lobte mich über die Maßen, daß ich so herzhaft und mannlich drein sehe. Er führte mich in eine prächtige Stube, wo thürgroße Spiegel hingen mit armsdicken Rahmen aus lauter Gold. Ich sagte dem guten Herrn, er solle doch die Sachen verstecken, sonst stehlen sie ihm die Franzosen, wenn sie kämen; ich hätte gehört, es seien fürchterlich geldgierige Leute. Da sagte er: Du hast wol recht, gutes Mannli, aber ich hoffe, wenn's morgen bös gehen sollte, so werde man so vernünftig sein und „kaputiliren" oder kapituliren, ich weiß nicht recht, wie ers gesagt hat, damit das Eigenthum sicher bleibe. Ja mit denen wollen wir „kaputiliren", daß sie daran denken sollen; aber wir nehmen ihnen nicht nur den „Kaput", sondern das andere auch noch. Man brachte mir nun zu essen. So gut habe ich es in meinem Leben nie gehabt, mit silbernen Löffeln und Gabeln habe ich mein Mittagessen eingepackt; denket, was da der Michel für Augen machte. Da werden aber die donners Franzosen auch gemaust haben! Als ich meinen Stutzer, der ein wenig angelaufen war, mit dem Nastuch abwischen wollte, brachte mir eine Frau ein schönes weißes Tuch und sagte, ich solle das nehmen und das meine schonen. Mir gefiel aber ihr Tuch weit besser als das meine und sagte ihr daher, ich wolle mit ihr tauschen, sie könne dann das meine wieder auswaschen. Sie lachte und sagte ja, und ich steckte das weiße Tuch in den Sack und wischte mein Gewehr mit dem Rockärmel ab. Da ich unterwegs einen „Schlitz" (Riß) in die Hosen gerissen hatte, so fragte mich der Herr, ob ich keine andern bei mir habe. Nein, sagte ich, ich hätte wohl zu Hause ein paar

bessere gehabt; aber ich habe gedacht, für in den Krieg seien diese gut genug, und wenn mich die Franzosen plündern sollten, so hätte ich ihnen die brävern Hosen nicht gönnen mögen. Hierauf lachte der Herr und sagte, Du mußt doch ein paar bessere haben, vielleicht müßt Ihr die Nacht durch unter freiem Himmel „bivagiren" und da müßtet Ihr ja erfrieren. Komm, ich will Dir ein paar andere verschaffen, Du kannst dann die Deinigen darunter anziehen. Ich hing nun meine Büchse um und ging mit ihm die Stadt hinauf gegen das äußere Rathhaus, wie er sagte. Als wir beim „Zeitglocken" hinaufkamen, sprengte eben ein Trupp Reiter die Straße herunter. Ich meinte, es seien die Franzosen, und sagte, einen wolle ich doch auch noch kalt machen, bevor ich abgebe und legte an. Erschrocken sagte der Herr zu mir, schießt ums Himmels Willen nicht, das sind ja von unsern Leuten. Ich war froh, daß er das sagte, legte den Hahn in die Ruh und wir gingen weiter. Durch einen langen Gang hindurch kamen wir in einen großen schönen Saal *), worin vielleicht über hundert Weiber saßen. Ringsum auf Stühlen und Tischen lagen ganze Schichten von Hosen, Westen, Strümpfen und Hemden; die einen nähten, die andern „lismeten" Strümpfe und wieder andere, welche ich für die Lehrmeisterinnen ansah, schnitten das Zeug zurecht, während dem einige nichts thaten, als leinene Stücke mit Messern zu schaben und auseinander zu fiseln (zerren). Ich fragte den Herrn, ob etwa hier die „Stadtschneiderei" sei; er aber wandte sich an eine der Frauen und sagte, er bringe hier einen gar braven Krieger, der weit her komme, um das Vaterland zu vertheidigen, und wünsche für denselben ein paar warme Hosen. Man gab mir sofort gute wollene, die ich sogleich über die meinen anzog, was die Frauen nicht wenig ergötzte. Als ich sah, daß sie so gütig waren, bat ich auch noch um ein paar Handschuhe, welche ich aber beim „Ritteriren" im Grauholz verloren habe. „Hört ihr, hört ihr, fing wieder einer an zu belfern, der Michel ist also doch auch vor den Franzosen davongeloffen, vielleicht sind seine Handschuhe schon zu Paris." — Still, still, rief der Chorrichter, laßt doch den Michel machen. Fahr nur weiter. — Michel fuhr fort: „Als wir wieder auf die Gasse kamen, hieß es Stadt auf und ab, die Franzosen rücken von Fraubrunnen her gegen das Grauholz, dort müsse man ihnen den Weg versperren. Zu gleicher Zeit kam auch Wilhelm mit mehreren Andern die Straße herunter und redete mich an, er habe geglaubt, ich sei längstens fort, Alles marschire nach dem Grauholz. Der General von Erlach wolle sich dort verschanzen, der Schultheiß Steiger sei auch hinausgefahren und der Landsturm sei bereits aufgebrochen und ziehe dahin. Ich nahm nun Abschied von dem gütigen Herrn, der mir noch einen „Zehnbätzner" in die Hand drückte und ging nun mit Wilhelm und Andern die Stadt hinunter.

*) Der jetzige Ständerathssaal.

Ich und Gerber verabredeten uns nun, einander nicht mehr zu verlassen, damit wenn Einer fallen sollte, der Andere doch Nachricht geben könne. Als wir auf der Höhe der Schoßhalde ankamen, wollte es gar nicht aufhören, immer kamen neue Züge auf Seitenwegen daher mit Hellebarten und Mordärten; ja einige hatten Sensen an Stangen gebunden, und Weiber und Kinder erschienen mit Gabel und Karst; Alles nahm die Richtung nach dem Grauholz. Ich sagte noch zu Gerber, es nehme mich doch Wunder, ob die Franzosen nicht zu Kraut verhacket würden; wenn man sich so recht im Walde vertheile, so könne uns gewiß Keiner entgehen. Hätten wir nur den alten „Fritz" bei uns, d'r tausend, das wäre eine Galgenfreude, diese Kreuzschelme an die Bäume zu hängen! Es fing bereits an zu nachten, als wir in das „Grauholz" kamen. Der ganze Wald schien lebendig zu sein; so wimmelte es überall von Truppen und Landleuten. Wir rückten vor bis zu den Truppen des Generals. Sie stunden vornen im Grauholz, wo sich der Wald öffnet, man sagte ihm im „Sand". Ganz zuvorderst war durch übereinander gefällte Hölzer eine Verschanzung errichtet worden, und auf der Straße standen die Kanonen, welche gegen die Oeffnung des Waldes gerichtet waren. Ringsum wurden Wachtfeuer angezündet, um die sich haufenweise Landstürmer und Soldaten versammelten; denn es war sehr kalt und gefroren. Das Beste war, wir hatten das Holz nicht weit. Ich und Gerber machten uns auch hinzu und brieten am Feuer ein Stück Käse, den wir von Hause mitgenommen hatten. Ein Soldat zog eine Flasche Branntwein hervor und sagte: wenn wir ihm ein Stück Käse geben wollen, so wolle er mit uns theilen. Uns war das recht, und ich sagte zu ihm, wir wollen heute noch brüderlich miteinander theilen, wir können nicht wissen, wie es am Morgen stehen werde, mir gefalle die Sache nur halb und halb. Ein vornehmer Offizier, mit einem Dreispitzhut, der gerade herzukam, — man sagte mir es sei der Schultheiß Steiger, — ermahnte uns und sagte: wir sollen nur muthig und unverzagt sein und uns tapfer halten; wir hätten eine günstige Stellung, welche die Franzosen nicht so leicht umgehen könnten, und hier werden sie schwerlich durchbrechen, wenn wir tapfer Stand hielten, wie es braven Soldaten gezieme." „O Herr Offizier habt nicht Kummer, wegen dem Fortlaufen ist der Michel nicht so weit hergekommen, ich habe diese Spitzbuben bei Roßbach gesehen wie sie „Purzelbäume" schlugen und „Hasenwehr" nahmen; mein Herr Offizier, wir stehen bei Euch, wenn der Franzos kommt." — „Brav gesprochen, wackrer Mann, sagte hierauf der Offizier, der einen gewaltigen Stern auf der Brust trug, — denkt alle so und das Vaterland soll einen glorreichen Tag sehen. Seid muthig meine Kinder und bewahret Morgen den Ruhm der Tapferkeit unserer Vor-

väter. Wir wollen auf Gott vertrauen, der schon so manchmal dem kleinern Heere den Sieg verliehen und den stolzen Feind gedemüthigt hat. Das Vaterland schaut auf Euch. Morgen sehen wir eine befreite Heimath wieder oder der Ruhm unserer Vaterstadt, die noch kein fremder Feind betreten hat, geht auf immer zu Grunde. Noch einmal, meine Kinder seid tapfer und gedenket Eueres Vaterlandes; **auch ich bin gekommen, mit Euch zu siegen oder zu sterben.**" Hiermit verließ er uns und wendete sich zu einem andern Haufen. — Himmel, wie das wirkte! Der spricht ja wie „Friederich", sagte ich zu Wilhelm. Kälte und Alles war verschwunden, und wir dachten nur, wie wir Morgen die Franzosen zu Paaren treiben wollten. — Neben mir saß ein Bäuerlein mit breitem Gesicht, und schlotterte vor Frost wie eine Windmühle. Ich sagte zu ihm: fürchtest etwa den Franzos, Nachbar, daß Du selbst neben diesem Feuer ein Gesicht machst, als wenn man Dich mit Kreide gerieben hätte? — O nein, sagte das Bäuerlein und zog aus dem Hemde ein Büchlein hervor, das es auf der Brust trug, — ich glaube, es war der „geistliche Schild" — der thuts, einen bessern Kugelsegen gibt es nicht. „Bist auch noch so dumm und glaubst an solche Hexensachen, sieh, Du wirst einer der ersten sein, der Morgen an den Tanz muß. Ich bin Michel, der Gemsjäger und glaubte früher auch an solche abergläubische Mittel. Ich lief ganze Wochen im Wald und Feld herum, um Alrunen, Neunhemlerenwurz und Schießkraut zusammen zu lesen, und legte es in den Rohrschaft, in der Meinnng, nun könne ich treffen, ohne zu zielen. Als ich aber immer fehlte, verließ mich der Glauben, ich warf das Zeug weg, zielte besser, und jetzt treff ich den Vogel im Flug und die Gemsen im Sprung. Sieh, Nachbar, es heißt nicht vergebens, Michel ist der beste Schütze im Land." — „So, so Michel, das war brav, daß Du Dich selber ein wenig rühmtest, nimmt mich nur Wunder, ob Du den Franzosen Deine Kunst auch anprobirt hast?" bemerkte der Chorrichter. Michel nahm einen Schluck und fuhr weiter: „Ich zeigte nun dem Bäuerlein meinen Schießsack und sagte: Sieh, da sind fünfzig Büchsensteine, vor denen die Franzosen besser Respekt kriegen werden, als vor Deinem „Schutzsegen-Büchlein." Wie gesagt, bei Kunersdorf ging es einem Brandenburger ganz gleich, und glaub nur, Morgen bist Du einer der ersten, der an den Tanz muß; für den Tod ist halt kein Kraut gewachsen. Das Bäuerlein sah etwas verdächtig drein, und mir schien, als traue es seinem Segen selbst nicht recht, kurz ich glaub, es lief nach Hause, und meine Prophezeihung ist wahrscheinlich nicht erfüllt worden. Wir verlebten eine sehr böse Nacht. Alles fuhr regellos durch einander, heulte und fluchte, einige waren besoffen, andere hungrig und erfroren, und ich selber spürte sehr gut, daß ich ein drittes Paar Hosen nicht weggeworfen hätte.

Ich schraubte noch meinen Feuerstein recht fest auf und klopfte ihn, damit die Büchse nicht versage, wenns unerwartet losgehen sollte. Wilhelm that ein Gleiches. Die ganze Nacht war er höchst einsilbig, und ich konnte ihn unmöglich in eine lustige Stimmung bringen. Gegen Morgen sagte er mir: er hätte nicht fort gehen sollen; wenn er umkomme, so stürze er seine Familie ins Unglück, und seine Frau habe das nicht um ihn verdient. Ich tröstete ihn und sagte, er solle mit dem Tod nicht so geschwind Akkord machen. Wenn Alles umkäme, wer Teufel wollte in den Krieg, hier im Walde seien wir sicher genug. Er aber erwiderte nichts. Am Morgen früh kam eine Kutsche durch den Wald gefahren und hielt bei den Truppen; man sagte mir, das sei der Schultheiß Steiger, welcher in der Nacht mit uns geredet habe; er sei gekommen mit uns zu siegen oder zu sterben. Gleich darauf hörte man vor uns in der Richtung nach Fraubrunnen schießen. Sie kommen! sie kommen! hieß es nun von allen Seiten, und Alles wurde lebendig. Die Soldaten bezogen ihre Plätze, und ich und Gerber rückten links neben der Straße bis an den Waldsaum vor. Vor uns stand ein Bataillon Soldaten. Eine Menge Schützen schlossen sich an uns an oder postirten sich hinter die Bäume. Es ging nicht lange, so kamen ganze Schaaren von unsern Leuten geflohen und die Franzosen hinten drein. Piff, paff — pum — pum — gings los da vornen auf der Straße, und wir blieben unsere Antwort auch nicht schuldig. Die Flüchtigen schlossen sich an und feuerten neuerdings auf die Franzosen. Das war ein schrecklicher Augenblick, den ich seit dem siebenjährigen Kriege nicht erlebt habe. Als die Franzosen sahen, daß wir Stand hielten, wichen sie zurück; aber auf der Seite gegen uns sprengte ein Schwarm Husaren heran und feuerten auf uns, indem man immer näher kam. Einer war den andern immer etwas voran und schien mir ein Teufelskerl von Courage zu sein; ich dachte aber, du weißt noch nicht, daß der Michel hier ist; wenn du deinen Balg so wohlfeil zum Kürschner tragen willst, ich will dir schon zünden. Ich schoß, und der Kerl purzelte herunter wie ein Kabiskopf ab der Staude. He Kamerad, das ist ein Grüßchen von Roßbach, hab euch schon ein Mal zünden helfen, ihr Schnauz-Kerle! „Ho ho Michel, nieder mit den Franzosen!“ schrien alle, die zunächst standen, und Alles pülverte drauf los, und die Kanonen und Kartätschen oben drein, daß die Franzosen Reißaus nahmen wie die Berghasen. Unterdessen trat Wilhem zu mir und befahl mir noch, sein Weib und seine Kinder zu grüßen, er fühle wohl, daß seine Stunde gekommen sei. Ach! der gute Kamerad fühlte seinen Tod. Seine letzten Worte waren: „Grüß' mir Weib und Kind und Vater und Mutter und sag ihnen, ich habe für das Vaterland gestritten und sei gefallen wie ein Soldat.“ — Ich wollte ihn bewegen,

zurück zu gehen; aber er schüttelte den Kopf, lud seine Büchse und blieb an seiner Stelle. — Ich hatte nicht Zeit mit ihm weiter zu reden; denn die Franzosen, durch unsere Standhaftigkeit erbittert, rückten massenhaft an, und ihre Kugeln hausten fürchterlich in unsern ungeordneten Haufen. Der Landsturm floh schaarenweise dem Walde zu, und die Stückkugeln rissen ganze Reihen nieder. Unsere Soldaten standen wie eine Mauer, und mitten unter ihnen der brave Schultheiß, alle Gefahr verachtend, mit seinem Dreiröhrenhute gegen die Feinde weisend; aber es waren ihrer zu wenig, denn die Kleinkantönler waren zurückgeblieben, und diese Wenigen, welche aushielten, waren den feindlichen Kugeln preisgegeben. Ohne einer auf den andern zu achten, schossen wir aus Leibeskräften, und als die Franzosen das merkten, so richteten sie ihr Geschütz gegen uns und ach Gott! eine der ersten Kugeln traf Wilhelm in die Brust; er stürzte auf das Gesicht neben einen Stein, ohne einen Laut des Schmerzes zu äußern. — „Ach, was werden die arme Frau und seine Aeltern sagen," riefen alle, und Kätteli weinte laut auf und ging hinaus. — „Ich wollte ihm zu Hülfe eilen und ihn aufheben, aber im gleichen Augenblicke sprengte die französische Reiterei gegen den Wald, Alles floh und ich mußte mich schleunigst auf die Beine machen, wenn ich ihnen nicht in die Hände fallen wollte. Ich floh nicht gegen die Straße; denn ich sah, daß die Franzosen mit dem schweren Geschütz über die Straße schossen und ganze Haufen niederfielen, sondern ich lief gegen den Wald zu; aber die französischen Husaren waren immer hinter uns drein, so daß ich gar nicht zu Athem kommen konnte und alle Augenblicke glaubte, Michel, jetzt ists aus mit dir, die brennen dir eins aufs Fell, daß du genug hast, und dann ists fertig mit dem „Fuchsen" (Füchse fangen) im Riedwylgraben. Zu oberst im Grauholz hielten die Unsern noch einmal Stand und schlugen sich mit Härtnäckigkeit gegen den Feind. Ich lud meine Büchse mit zwei Kugeln und dachte, wenn dich die Husaren in die Hände bekommen, so muß auch noch einer die Beine strecken, bevor sie dich zusammenhauen, und floh mit dem Troß gegen Bern zu. Auf dem Breitfelde hieß es, man wolle noch einmal Stand halten und sich lieber todt schießen lassen, als die Stadt übergeben. Ich sah wol, daß hier in den Ebenen nichts zu machen sei, dachte aber, hast bis jetzt Alles mitgemacht Michel, so bist du auch diesmal von der Partei und machte mich schußfertig. Die Franzosen aber wollten Bern um jeden Preis haben und sprengten mit verhängtem Zügel auf uns ein, und ihre Artillerie zerschmetterte unsere Glieder dermaßen, daß wir für gut fanden, weiter zu fliehen. Mich wurmte es aber, daß ich nicht einmal meinen Schuß hatte losbrennen können, und wie der Biswind davon mußte, und dachte: wartet nur, ihr habt mir meinen Kameraden erschossen und mich mit euern Rößlein

lange genug herumgesprengt, und dafür müßt ihr noch Haar im Loch lassen, so wahr ich Michel heiße; die Sieger von Roßbach lassen sich nicht spotten! Die meisten flohen nicht nach der Stadt zu, sondern gegen den Wald hinter der Schoßhalde. Ich und zwei Andere machten uns unten durch und versteckten uns hinter zwei große Steine. Als die Husaren den Rain ab sprengten gegen die Stadt, erhoben sie ein fürchterliches Geschrei, das mir durch Mark und Bein drang, als ich sehen mußte, daß Alles verloren war. — Ich hatte, wie gesagt, noch einen Schuß in der Büchse und sprach zu meinen Kameraden, ich wolle noch einen Schreier von seiner Teufelsstimme kuriren, sie sollen Acht geben, wie ich ihn herunterhole. Sie baten mich, ich möchte es um Gottes Willen nicht thun, man habe ja die Stadt übergeben. Aber ich sagte: der Michel hat nichts übergeben und damit holla! Ich drückte los, und der Vogel hatte ausgepfiffen. Man sagte mir nachher, ich habe einen vermessenen Streich gespielt, daß ich den Franzosen herunter geschossen habe, es hätte der Stadt bös gehen können; aber ich erwiderte ihnen, sie hättens alle so machen sollen wie ich, so wären diese Schelme nicht in die Stadt gekommen; sie haben mir den Gerber todt geschossen, der besser war, als zehn dieser Landausfresser, und dafür mußte ich noch Einen hinüber spediren. — „Sag Michel, ist es denn wahr, daß die Franzosen die Stadt zusammengeschossen haben?" fragten die Bauern. „Nein, kein Schuß ist auf die Stadt gefallen, die Herren haben abgedankt, als Alles verloren war, und sich aus dem Staube gemacht; wie es in der Stadt gegangen ist, weiß ich nicht, der Feldzug war zu Ende und ich machte mich auf und davon." — Deiner Aussage nach hast Du die Sache gut gemacht und ziemlich sicher geschossen, bemerkte der Chorrichter; ja ich glaube auch, Dein Hut weiß etwas zu sagen, oder hast Du die Löcher selbst hinein gemacht? „Möchte nicht unterschreiben, Chorrichter Uli; seht da die Rocktasche und das schöne Nastuch von der Frau in der Stadt ist auch ganz durchlöchert; aber ich habe von Allem gar nichts gespürt, so war ich in der Wuth. Gestern zeigte mir es Einer. Teufel, sagte ich, das war nahe Bekanntschaft; gut daß der Rock ein Loch und nicht der Michel eins hat. Wißt Ihr jetzt, ob ich das Pulver vergessen habe?" „Ja Michel, Du bist ein Ehrenmann; der Michel lebe hoch, Fluch den Franzosen," rief der Chorrichter, und die ganze Stube voll stimmte ein: „Michel hoch, Fluch den Franzosen!" Ja, und der Oberamtmann muß dem Michel die Jagd freigeben ohne Bewilligung das ganze Jahr, sagte der Statthalter, ich will schon Morgen mit dem Oberamtmann reden; ists nicht recht? — Ja, ja, riefen alle, der Michel soll jagen, der Michel soll jagen; es lebe der Michel! —

* * *

Kein Hüttchen ist so eng und klein,
Die Mutterliebe macht es weit
Und schmückt es aus und weiht es ein
Zum Tempel voller Seligkeit.

Zwei Jahre später. Julia's Thränen um Wilhelm waren versiegt; aber der Schmerz hatte ihr Herz gebrochen. Bei der Nachricht von Wilhelm's Tode geberdete sich Grittli wie eine Unsinnige, und auch der Schmerz der Aeltern war unsäglich. Grittli fühlte erst nun die Last seiner Schuld, die wie Alpdrücken auf seiner Brust lag. Es konnte sich nicht freisprechen von dem Vorwurfe, Wilhelm's Glück zertrümmert und Unfriede und Zwietracht in die Herzen harmloser Menschen gesäet zu haben, und dennoch, dennoch konnte es nicht aufhören, seine Todfeindin zu verfolgen. „Da haben wirs, sagte es zu Margrethe, hätte Wilhelm eine Andere genommen, er lebte noch; aber er ist nicht der Erste, den Familienzwist und eine unverständige Frau unter den Boden gebracht haben.“ Margrethe und Rudolf machten sich gegenseitige Vorwürfe, und des Liedes Ende waren üble Nachreden und Verwünschungen gegen Julia. Die ganze Nachbarschaft nahm innigen Antheil an dem Schmerze der lieben Nachbarsleute und war um so mehr geneigt, den grundlosen Gerüchten Gehör zu schenken, welche über die Wittwe auf der Rosenhalde verbreitet wurden. So lebte Julia zwei Jahre lang, nicht ahnend die gefährliche Wolke, welche sich neuerdings ob ihrem Haupte zusammenballte. Der einzige Sohn des reichen „Balmer“ von Riedwyl hatte schon lange seine Augen auf Julia geworfen, welche jetzt als junge Mutter und Wittfrau, wie einst als Mädchen, an Schönheit und Anmuth die Frauen ihrer Heimath überglänzte. Vater Balmer war auf zwei Sachen stolz, auf seinen Sohn und sein Geld. Er gewährte den Wunsch seines Sohnes und betrachtete die Sache als abgemacht, wozu er sich um so mehr berechtigt glaubte, da er auf der „Rosenhalde“ eine bedeutende unterpfändlich versicherte Geldforderung stehen hatte. Julia, welche nur für ihre Kinder lebte und eine fernere Heirath mit deren Interesse nicht vereinigen konnte, wies bescheiden die Hand des Balmer ab und verletzte dadurch den empfindlichen Stolz des reichen Dorfmagnaten. „Diese hochmüthige Wittwe sitzt zu hoch im Neste, ich will ihr aber bald tiefer gebettet haben,“ drohte Balmer, und kündete sofort die auf der Rosenhalde haftende Schuldsumme, welche Julia, von ihren Schwiegerältern verlassen, leider nicht bezahlen konnte, und das Gut fiel weit unter seinem Werthe in die Hände des Rächers. Julia mußte ausziehen aus dem geliebten Hause, an das sie ihre schönsten und glücklichsten Erinnerungen gefesselt hielten, und ein baufälliges Häuschen oben im Dorfe, nächst am Walde, nahm die Tiefgebeugte mit ihren Kindern auf. Das war ein schwerer Gang,

Als die letzte Thüre in den Angeln knarrte, und Julia wie eine Verbannte die hölzernen Wegstufen herunterstieg, da wars ihr so schwer, als wenn's nach dem Grabe ginge. Und wirklich, es ging nach dem Grabe. Ihre feucht verklärten Blicke suchten den Friedhof und die stille, von Weiden umschattete Gruft der Unvergeßlichen. Sie öffnete die Gitterthüre und trat hinein; und während die Kinder mit den üppigen Blumen spielten, kniete sie nieder am Grabe der Mutter und benetzte mit ihren Thränen das Gras, das um den halb eingesunkenen Hügel grünte. Ein stilles Gebet zu Gott erleichterte das Herz der Betrübten und eine nie gefühlte Seligkeit erfüllte ihre Brust, als sie die Worte betete:

Selbst wenn Ketten dich umwinden,
Müssen deine Sorgen schwinden,
Hoffe nur mit Zuversicht:
Gottes Hand verläßt dich nicht.

Julia bezog nun mit ihren Kindern die kleine Waldhütte und lebte, obwol den Menschen näher, fast noch einsamer als auf der Rosenhalde. Ihre Sorge waren ihre Kinder, und in diesem harmlosen Kreise fühlte sie nicht die mindeste Lust nach den rauschenden Freuden der Welt. An Werktagen saß sie bei ihrer Arbeit; sie lehrte die Kinder in Haus und Feld ihre jungen Kräfte üben, und Abends, wenn Alles still war, saß sie bei ihrem Arbeitstischchen oft bis über zwölf Uhr, oder bis ihr die Augen zufielen. Ihr Stübchen glich einer stillen Grotte. Die fast immer mit Gardinen verhängten Fenster wurden Niemanden als der Morgensonne geöffnet, welche mit ihren farbigen Strahlen Licht und Wärme in diese Freistatt einer unglücklichen Mutter strahlte. Vor dem Häuschen grünte zur Sommerszeit ein kleiner Pflanzgarten, welcher sie mit Gemüse versorgte, und unter dem niedrigen Schindeldache bauten die Schwalben ihre Nester und zwitscherten den ganzen Tag um das Haus herum, als wenn sie sagen wollten:

Da, wo Lust und Liebe wohnen,
Singen wir viel hundertmal
Süßre Lieder in das Thal,
Gute Menschen zu belohnen.

Aber der Mensch hat keine bleibende Stätte, und wie der Schatten mit der Sonne wechselt, so wechselt der Mensch und seine Verhältnisse im Kreislaufe des Lebens, bis endlich die Sonne sinkt und sein Schatten von der Erde verschwindet. „Und vielleicht, indem wir hoffen, hat uns Unheil schon betroffen." — Julia dachte nicht an diese Dichterworte, und glaubte ihr idyllisches Glück schon auf Felsen gegründet, als der Strom der Verführung daherbrauste und den letzten Balken

aus seinen Fugen riß. Der Eigenthümer ihres Hauses war ein Wüstling und quälte Julia mit seinen unsittlichen Anträgen. Sie wies seine Geschenke zurück und mußte, abermals das Opfer unverdienten Hasses, wie eine Vertriebene den Fuß über die Schwelle setzen. — Ein schöner klarer Herbstmorgen war angebrochen. Ein frischer Wind wehte und kräuselte die bläulichen Wogen, in denen die Strahlen der Morgensonne wie schwimmendes Silber zitterten. Aus den Thälern erhoben sich leichte Nebelwolken, welche langsam sich ausdehnten und in Streifen zertheilt die Höhen und Felsgipfel umrankten. Die Ahorn- und Pappelbäume, welche das Ufer bekränzten, hatten eine fahle Krone und ließen die Blätter fallen, die von Ast zu Ast herab in die Wellen fielen und fortschwammen. Die Kamindeckel in Riedwyl öffneten sich mit klapperndem Geräusch, die Hausthüren kreischten in den Angeln, und kleine Rauchsäulen, welche windwärts über das Dach emporstiegen, verkündeten die Morgenfrühe des angebrochenen Tages. In taktmäßigen Stößen erscholl das Horn des Geißhirten, und der Zicklein reihenlose Schar bewegte sich in muntern Sprüngen, bald meckernd, bald gegeneinander stoßend die Dorfgasse herunter. Bei jedem Hause vermehrten neue Kontingente die große Armee, deren Feldherr, mit den Insignien seiner Würde bekleidet, mit dem breitkrämpigen Wetterhut hinten nachfolgte. Während dessen bewegte sich langsam ein kleiner Nachen vom Ufer, in dem sich eine Frau mit vier Kindern und ein Fährmann befanden. Vor dem Wirthshause zum „goldenen Fisch" stand ein schmuckes Mägdelein und winkte mit einem weißen Schnupftuche dem kleinen Schifflein seinen Abschiedsgruß. Julia schwamm dahin, und jeder Ruderschlag brach ihr Herz. Die liebe Heimath winkte nur noch aus der Ferne, und das fremde Ufer, das sich allmälig vor ihren Blicken entfaltete, glich einer „St. Helena", welche sie auf immer von dem Spielplatze ihrer Jugendtage abschließen sollte. Der Nachen landete in einer Bucht von „Ilmenau", und Julia betrat die neue Heimath, als wäre es die Küste eines Welttheils und zwischen ihr und ihrer Heimath die Fluthen des Oceans. Niemand begrüßte die neuen Kolonisten; kalte, forschende Blicke folgten ihnen, und noch stiller und fremder empfing sie das steinerne Häuschen, das zunächst der unwegsamen, steinernen Dorfstraße zu ihrem künftigen Wohnsitze bestimmt war. Aber es hofft der Mensch, so lange noch ein Stengel grünt in seinem Lebensgarten, und auch Julia hoffte, noch einmal unter veränderten Lebensverhältnissen ihre Heimath und die liebliche Rosenhalde wieder zu sehen. Ihr Wahlspruch war:

Vielleicht, daß in der Ferne
Ein spätes Glück mir blüht
Und mit dem Abendsterne
Am Abendhimmel glüht.

Julia lebte über ein Jahr lang in „Ilmenau", und fast Niemand gedachte mehr, daß sie einmal da gewesen und wie ein anderer Mensch ihre Hoffnungen und Wünsche im Herzen trage. Ihr weniges Geld, das ihr aus der unfreiwilligen Liquidation der Rosenhalde zugefallen, hatten die häuslichen Einrichtungen u. s. w. verzehrt, und sie war allein auf die Arbeit ihrer Hände gewiesen. Ein strenger Winter lag vor der Thüre; denn die Erndte war durchgehends durch das vorausgegangene nasse Herbstwetter zu Grunde gegangen. Julia sah sorgenvoll in die Zukunft; denn wie sollte sie von ihren Verwandten Hülfe erwarten, so lange Grittli sie als Mörderin ihres Ehegatten bei Rudolf und Margrethe zu verleumden wußte. Niemand kannte ihre Noth und ihre Thränen der Verzweiflung, welche die Wangen abliefen, als schon im Anfange des November die eisigen Schneeflocken an das Fenster schlugen, und Feld und Flur mit einem zwei Fuß dicken Leichentuche überwoben. Im Dezember klärte sich das Wetter auf und eine grimmige Kälte, die unerbittlich die Armen durchfröstelte, vermehrte das Maß ihrer Noth bis zum Ueberlaufen. Liniendicke Eisblumen bedeckten die Fensterscheiben, die spärlichen Holzvorräthe hatte der Ofen verschlungen, und die Kinder mußten den ganzen Tag im Bette bleiben, um nicht zu erfrieren. Was Julia noch verdienen konnte, das mußte sie für Holz ausgeben, und da ihre Pflanzungen durch die Herbstnässe, gleich andern, zum größern Theile vernichtet waren, so stund der dritte Feind vor ihrer Thüre, und das war der Hunger.. — Wie oft wünschte sie, zu sterben, wenn sie vor Mattigkeit und Kälte die Nadel aus der Hand legte, und die Kinder vor Hunger zu weinen anfingen. Aber plötzlich gedachte sie wieder an ihren Traum: „Julia, liebe und dulde" und an die Worte der Mutter, und leise falteten sich ihre Hände zum Gebet, und der liebe Gott, der ins Verborgene siehet, gedachte gnädig an die armen Verlassenen in „Ilmenau", und wie das Mehl im Cad und das Oel im Krüglein der Wittwe zu Zarpath nicht minderte, so segnete Gott auch das Wenige der Wittwe von der „Rosenhalde", daß sie erhalten blieb, wie weiland der Prophet Elia am Bache Crith. —

* * *

Hoffe nur und Gottes Sonne
Sendet in dein Kämmerlein
Einen Strahl der Himmelswonne
Ins betrübte Herz hinein.
Deine Leiden werden enden,
Er wird Trost und Hülfe senden;

Seele, Seele, zage nicht,
Gott ist deine Zuversicht.

Wenn das Wetter aufheitern will, so fühlen kranke Leute ein gewisses Wohlempfinden in den Gliedern, das sie selten trügt. Auch Julia fühlte, daß der liebe Gott etwas recht Großes mit ihr vorhabe; denn seit einiger Zeit fühlte sie sich wie aus dem Grabe gehoben; sie schlief so sanft und gesund, wie einst an der Mutterbrust, und doch hatten keine Engel und keine Bergmännchen den Segen mit vollen Händen zum Schornsteine herunter geschüttet. Wol war dem kalten Dezember ein gelinder Januar gefolgt, der Schnee schmolz zusammen, und schon im Februar probirten die fleißigen Waldvögelein ihre Lieder, damit sie dann gerüstet seien, wenn etwa der liebe Schöpfer ganz unerwartet die duftenden Blumen unter der Schneedecke erwecken sollte. Auch in Seethal sah es anders aus, als noch vor einem Jahre. Schulmeister Claus, durch seine Freundin Katharina von Julia's Verhältnissen unterrichtet, hatte Margrethe und Rudolf den „Marsch" gemacht, daß sie ihre Blutsverwandten im Elend umkommen lassen, und auch die öffentliche Meinung, welche, wie das Aprilwetter, gern umschlägt, legte einige Steinchen in Julia's Schale, und Grittli's Lügengewebe hatte die verdiente Verachtung gefunden. — Schon dachte Rudolf an den Rückkauf der Rosenhalde; aber während seinem „Rathen und Thaten" hätte Julia noch manchen Bissen Hungerbrod in den Mund legen müssen, hätte es nicht dem Lenker der Schicksale gefallen, auf andere Weise, als durch den Geldsack eines geizigen Bauers, den armen Unschuldigen zu helfen. Es war am Abend des 4. Merz 1804, als in Riedwyl eine Kutsche hielt und ein bejahrter, kostbar gekleideter Herr beim „goldenen Fisch" die hübsche Kellnerin nach einer Tochter Johanna Friederika Ulhard fragte. „Ach, die ist schon vor mehrern Jahren gestorben; aber ihre Tochter Julia, meine Freundin, lebt noch als Wittfrau mit vier Kindern in „Ilmenau", dort überm See, wo der Buchwald anfängt," antwortete Kätteli. „Wo ist Friederika's Grab?" fragte der Fremde, und Thränen standen in seinen Augen. Man führte ihn hin. Noch lag der Schnee auf dem beschatteten Hügel; nur ein einfaches Kreuz bezeichnete die Ruhestätte der Entschlafenen. „Du schläfst, meine Friederika, und kannst meine Thränen der Reue nicht mehr sehen; aber unsere Julia, das Kind unserer Liebe, lebt, und an ihr will ich zu vergelten suchen, daß ich Dein Herz gebrochen und Deine Aeltern ins Unglück gestürzt habe. O Julius! Julius! wie glücklich bist Du; Julia und ihre Waisen sollen wieder einen Vater haben." — In der Morgenfrühe des folgenden Tages fuhr Julius mit Kätteli, dem er sich als Julia's Vater zu erkennen gegeben, in einem leichten Kahne nach „Ilmenau". Kätteli's Herz war

zum Zerspringen voll, als sie ans jenseitige Ufer stiegen, und die Friedenstaube mit dem Oelblatte des Glückes so nah vor Julia's Fenster weilte. Auch Julius war tief ergriffen, als er die Wohnung seines nie gesehenen Kindes in dieser einsamen, von Wald und Wasser umfriedeten Halbinsel erblickte. Julia und ihre Kinder saßen eben beim Frühstück; eine Tasse Milch mit ein wenig Brod war die kurz zugemessene Gabe eines Jeden; aber Julia sah zum Himmel und dankte Gott, wie wenn es Viel wäre. — Es war der 5. März, Wilhelm's Todestag. Mit Schmerzen gedachte sie der vergangenen Zeit; alte Wunden rissen neu auf, und die sorgenvolle Zukunft machte ihr Herz bluten. Aber sie gedachte auch des Wortes des Herrn, der da sagt: „Sorget nicht für den andern Tag, was ihr essen, was ihr trinken, womit ihr euch kleiden werdet; es ist genug, daß ein jeglicher Tag seine eigene Plage habe." — „Gott aber versucht Niemanden über Vermögen, sondern er leitet es, daß die Versuchung so ein Ende gewinne, daß ihr es ertragen könnet." Julia! Julia! glaube und hoffe, er ist da, der da sagt: „So ihr Glauben hättet, könntet ihr Berge versetzen." Er ist da, der da spricht: „Rufet mich an in der Noth, so will ich euch erretten, und ihr sollt mich preisen." — Ein leiser Schlag an die Thüre schreckte Julia aus ihren demüthigen und düstern Betrachtungen. „Wer kann es sein, der mich arme Verlassene besuchen will?" — Julia, sieh, der Herr steht vor dir und spricht zu dir: „Siehe die Vögel unter dem Himmel an, sie säen nicht, sie erndten nicht, sie sammeln nicht in die Scheunen, und dein himmlischer Vater nähret sie doch. Julia, bist du nicht besser, denn viele Sperlinge?" — Julia öffnete. — O welches Entzücken der Menschenbrust! — Kätteli stand vor der Thüre, und die Thränen der Freude glänzten in seinen Augen. Julius konnte sich nicht länger enthalten; er stürzte ihr entgegen, und wie Joseph einst zu seinen Brüdern gesprochen: „sehet, ich bin Joseph, Euer Bruder," so weinte er jetzt in Julia's Armen und konnte nichts hervorbringen, als: „O Julia, meine Tochter, ich bin Dein Vater! — Ich führe Dich in die Rosenhalde zurück; o Julia, mein Kind, mein Kind!" — Julia's Herz war zu voll, es konnte keine Worte finden; in stummer Rührung hing sie am Halse des Vaters, und Kätteli's Augen waren zu Quellen geworden, so reichlich flossen die hellen Zähren über seine blühenden Wangen herab. — — — —

Der rechte Freudenmeister ist der liebe Gott; er läßt Dich oft lange warten; aber wenn er kommt, so bringt er seinen Himmel mit, und Deine Sorgen gehen dahin, wie ein Traum in der Morgenfrühe. —

Calvin's Ankunft in Genf.

Vierter Gesang aus dem ungedruckten Epos „Johannes Calvin", von
A. E. Fröhlich.

Ein Freund eilt her und meldet:
„Farel, Calvin ist hier,
Zwar still und wie verborgen,
Jedoch erkannt von mir."
„Dafür sei Gott gelobet!"
Ruft aus Farel; „er hat
Gesandt den besten Streiter
Zur guten Stunde dieser Stadt.

Wenn Prediger auch kämen
Zu hunderten daher,
Calvin fürwahr der zählet
Mehr als ein ganzes Heer,
Und ist des Heeres Führer.
Wohlher nun Kampf und Streit!
Er wird den Sieg erfechten,
Behaupten ihn auf alle Zeit.

Auf, auf, ihn zu begrüßen,
Zu danken ihm sofort
Für seine Glaubenslehre
Und für das tapfre Wort
An König Franz; wie kräftig
Hat uns dies Buch erhellt!
Er hat in's Vordertreffen
Unüberwindliche gestellt,

Das feste Wort der Bibel
Und weichend nicht davon
Der Kirchenväter Lehre;
Dies kühne Vorwort schon
Wird Rom ein Schrecken bleiben,
Und herrschte noch so lang
Es fort durch Sünderlassen,
Wahn, Schrecken und Gewissenszwang.

Um zwanzig Jahre jünger
Denn ich, ist er mir doch
Mein Lehrer und ob allen
Den Meistern steht er hoch."
So spricht Farel hineilend

Und überfällt Calvin
Mit Grüßen, grad wie dieser
Im Stillen wollte weiter ziehn.

Und sagt: „Fürwahr ich lasse
Dich nicht aus diesem Ort;
Du bist hieher geführet,
Zu predigen das Wort;
Der Herr hat Dich erkoren,
Durch Deines Geistes Kraft
Und unbeugsame Strenge
Zu weih'n ihm diese Bürgerschaft.

Auf Neubruch ist zu säen
Dahier; seit jüngster Zeit
Sind von Savoyens Herrscher
Und Bischof wir befreit,
Und abgethan sind Messe
Und Bilder; wiederum
Dem Herrn zurückgegeben
Der vielen Klöster Eigenthum.

Die Dom- und Ordensherren
Die schwelgten nur daraus;
Und Domstift war und Kloster
Hier aller Laster Haus,
Die Zellen und die Säle,
Der Andacht einst geweiht,
Bemahlten mit Gelagen
Sie und mit jeder Ueppigkeit.

Und jeden Frevel hatten
Die Mönche sich erlaubt,
Ab off'ner Gasse Frauen
Und Töchter weggeraubt,
Das Volk mit Teufelsschrecken
Gebannt und ihm entlockt
Sein Geld durch Gaukelspiele,
Und der Leichtgläubigkeit frohlockt.

Aus Grabgewölben ließen
Durch Gaukeleien sie
Gestöhn und Klagen hören
Und sagten: Höret, wie
Im Fegefeuer jammern
Die armen Seelen! Gebt
Doch Geld für Todtenmessen,
Damit ihr sie der Qual enthebt.

Um Silberlinge gaben
Sie jeden Frevel frei;
So folgte auch der Bürger
Der Mönche Schwelgerei;
Wie gern er auch die Faulen,
Geldgierigen vertrieb,
Behielt er ohne Beichte
Ihr ungebundnes Leben lieb.

Die Sitten wurden wilder
Im jahrelangen Krieg,
Der Uebermuth noch größer
Nun nach errung'nem Sieg;
Gar Mancher meint, das Stürmen
Auf Bild und Messe schon
Und Abthun der Gelübde,
Das sei die Reformation.

Noch droht der Mönche mancher,
Der sich dahier verkroch;
So auch Savoyens Freunde
Sind auf der Lauer noch.
Und Wachen, Beten, Kämpfen
Darf hier nicht werden matt,
Soll eine Burg noch werden
Des Evangeliums diese Stadt.

Doch sind der Lehrer wenig
Und unsre Kraft ist klein;
O drum sei Gott gelobet;
Er läßt uns nicht allein;
Er heißt dich hier verbleiben,
Daß, die das Wort bedroh'n,
Ihm diese Stadt nicht wieder
Entreißen, ihm und uns zum Hohn."

Calvin ist übernommen
Von diesem Sturm und Wort;
Er sagt: „Wir können dienen
Dem Herrn an jedem Ort.
In seinem Dienste lasse
Er treu mich immer stehn;
Doch bin ich nicht geschaffen,
In einen wilden Kampf zu gehn.

Mein Wesen ist zu blöde
Und schüchtern; leicht entfällt
Der Muth mir, wann vor Augen
Sich mir der Gegner stellt.

Die Ruhe ob den Büchern,
Der Feder Tapferkeit,
Noch nicht sind sie im Kampfe
Die kühne, schnelle Sicherheit."

Farel versetzt: „Nicht sorget,
Was dann ihr reden wollt;
Zur Stunde wird euch werden,
Was dann ihr reden sollt;
Ihr seid es nicht, die reden;
Ich will euch geben Mund
Und Weisheit, und es gehen
Die Widerwärtigen zu Grund.

„Drauf sagt Calvin: „Der Gaben
Sind eben mancherlei:
Was Weisheit, redet Jener,
Der, was Erkenntniß sei,
Der kann die Geister prüfen,
Dem ist der Sprachen Gunst,
Weissagung hat der Eine,
Der Andre der Ausleger Kunst.

Ein Jeder aber diene
Mit dem, was ihm geschenkt;
Die Sprachen auszulegen,
Dahin bin ich gelenkt;
Ich will der Bibel weihen
Fortan gelehrten Fleiß
Und Prediger erziehen
In hoher Schulen stillem Kreis."

Farel versetzt: „Da sollen
Wir ihnen leuchten vor,
Selbst predigen und zeigen:
Wer Ungemach erkor
Und floh Gemächlichkeiten
Und täglich Kreuz und Schmach
Des Herren trägt, der einzig
Ist seiner werth und folgt ihm nach."

Calvin antwortet: „Nimmer
Verläugn' ich unsern Herrn;
Ihn zu bekennen, leben
Vom Vaterland wir fern.
Wir könnten dort nicht helfen;
So könnt' ich's hier auch nicht;
Zu kämpfen hier mit Rotten
Erkenn' ich nicht für meine Pflicht."

Farel erwidert: „Glaube,
Daß Gott hieher dich stellt,
Die Lust zu überwinden
Und Klugheit dieser Welt
Durch deinen scharfen, schnellen,
Erleuchteten Verstand,
Durch deine Kraft, zu ordnen
Dem Wort die Kirche und das Land.

Ich habe hier gereutet;
Du pflanze nun fortan;
Das Härteste, ich denke,
Ist doch bereits gethan.
Statt widerlegt mit Gründen
Und mit der heil'gen Schrift,
Ward ich gerauft, geschlagen
Von Mönchen und den Herrn am Stift.

Oft ward auf mich geschossen
Und Schwert und Dolch gezückt;
Mich hat aus Mörderhänden
Nur Gottes Hand entrückt.
Sie riefen: in die Rhone!
Werft in die Rhone ihn!
Und stellten uns zum Essen
Vergiftete Gerichte hin.

Es sollten mit mir sterben
Viret und Froment auch,
Die eifrigen Gehülfen.
Des Pharisäers Brauch
War stets im Kampf das Messer
Und Strick und Gift und Stein,
Das Wasser und das Feuer:
In Gründe läßt sich Rom nicht ein.

Doch nun der Rath gewonnen,
Die Messe abgeschafft,
Und auf die Schrift geschworen
Die ganze Bürgerschaft:
Ich weiß, mit Lust empfangen
Sie deinen Unterricht;
Was wir nicht geben können, —
Verweigre du dich ihnen nicht."

„Ihr habt das Wort, erwidert
Calvin, und habt den Geist,
Die ganze Waffenrüstung,
Wie ihr ja das erweist:

Gott wird euch ferner helfen,
Ich werde bei euch sein
Stets im Gebet; so schließet
Auch mich in eure Fürbitt' ein!"

So spricht er und will scheiden,
Da tritt Farel vor ihn
Und sagt: „Nein also gehen
Lass' ich dich nicht, Calvin;
Du willst nicht stehen bleiben,
Wo Gott dich heißet stehn!
Nun deine stille Muße,
Die sollst du ungesegnet sehn!

Wo immer du in Ruhe,
Erschreck' dich Gottes Wort:
Du bist mir ausgewichen
Und nicht an deinem Ort;
Wie kannst du meinen Willen
Verkündigen fortan,
Dem du, das Deine suchend,
Nicht wolltest werden unterthan?

Du solltest Seelen retten
Und treu erhalten mir,
Die — nun verführt, abtrünnig —
Ich fordere von dir.
Ich sprach: die Stadt bekehre,
Die mein vergessen hat,
Zur Stätte meiner Ehre;
Doch dich erbarmte nicht der Stadt.

Ich sprach: verkünde Buße
Du mir zu Ninive;
Doch dir galt deine Ruhe
Mehr als des Volkes Weh.
Drum soll ein Meer dich decken
Der Trübsal mannigfach;
Der Wurm soll dir zerfressen
Dein kühles Schatten-Blätterdach.

Ja geh', Calvin; entrinnen
Wirst du nicht Gottes Hand;
Er läßt zu Schanden werden
Jedweden Widerstand.
Was ist das Kind des Menschen
Vor ihm, dem alle Welt
Ein Stäublein ist der Wage,
Ein Tröpflein, das vom Eimer fällt.

Verlaß uns denn! doch wisse,
Schon vor dem Thor, Calvin,
Wird Christus dir begegnen
Und fragen dich: wohin?
Du sagst: zu meinen Büchern.
Er aber wiederholt:
Ich schick' euch unter Wölfe,
Nicht daß vor ihnen fliehn ihr sollt.

Ich geb' euch Macht zu treten
Auf Schlang' und Skorpion
Und alle Macht des Feindes,
Und was sie immer drohn,
Nichts soll euch Schaden bringen.
So wird begegnen dir
Der Herr mit seinem Kreuze
Und wird dich fragen: folgst du mir?"

Calvin antwortet: „Glaube,
Der Heiland kennt mein Herz,
Daß ich, die Hand am Pfluge,
Nicht schaue hinterwärts.
Ihm sei mein Pfund geweihet!
Doch hier im wilden Streit
Könnt' ich ihm wenig helfen:
Er kennt auch meine Blödigkeit."

So will Calvin nun ziehen,
Da ruft Farel: „Ja flieh;
Und was du suchst, den Frieden
Wirst du genießen nie.
Kleingläubiger, du trauest
Dem nicht, der Hülf' verspricht,
Der mächtig ist im Schwachen;
Allmächtiger, dir traut er nicht!

Soll werden denn dein Name,
Hochheiligster, ein Spott?
Nein, ewiger erhabner
Und allgerechter Gott,
Du wirst das Mißtrau'n strafen.
So fliehe denn, Calvin,
Und nicht mit Gottes Segen,
Mit Gottes Fluche ziehst du hin."

Calvin erblaßt und schweiget. —
Dann spricht er: „Nie erscholl
Mir je noch eine Stimme
So schaurig, schreckenvoll.
Sie macht das Herz mir zittern.

Ja, was gesprochen du, —
Ich beuge mich, — es gelte,
Als rufe Gott das selbst mir zu.

Geschehe denn sein Wille,
Daß ich an diesem Ort,
Von keinem Amt gebunden,
Verkündige das Wort."
„Nun Gott sei hochgepriesen!
Ruft aus Farel; und hoch
Wird deß er sein gepriesen
Hier auch in fernsten Zeiten noch.

Das läßt der Herr mich sehen,
Der dich erwählet hat:
Du wirst mit seinem Geiste
Erfüllen diese Stadt.
„Das Licht nach Finsternissen,"
Ihr Wappenwort ist das;
Und immer wird es wieder
Hier heißen: Lux post tenebras!

Goethe's Werke.

Von Eduard Dorer-Egloff.

Gnädig sind uns die Götter! Wie einst dem Schwimmer Odysseus
Leukothea in Huld rettend den Gürtel gereicht,
Nahten sich Goethen als Hort in dem irrenden Sturme des Lebens
Alle die Musen zugleich, stillende Weisen im Mund.
Und wie jener vom Strande zurück in die Wogen den Gürtel
Warf, daß Andern er noch fromme mit zaubernder Kraft,
Ließ auch Goethe am Ziel, was rettend die Musen gesungen,
Lieblich in Liedern vereint spätesten Enkeln zurück.

Kritische Stimmen.

Von Varnhagen von Ense.

I.

Erläuterungen zu den deutschen Klassikern. Jena, Karl Hochhausen.

Unsere deutsche Litteratur, von deren Dasein August Wilhelm von Schlegel vor fünfzig Jahren in seinen Vorlesungen zu Berlin nur zweifelnd sprach, ist seitdem, wie niemand läugnen wird, allmählig zu einem festen Bestande herangediehen. Weit entfernt, diese erreichte Stufe, wie manche thun möchten, als einen Stillstand anzusehen, glauben wir die geistige Entwicklung vielmehr in unablässigem guten Fortschreiten, wenn auch die Bahnen sich einigermaßen verändert, den Talenten sich andere Aufgaben gestellt haben. Schon darin zeigt sich ein wichtiger Unterschied, daß wir jetzt, indem wir zwar immerfort wie früher auf neuen Gewinn ausgehen, daneben auf das schon Gewonnene blicken müssen, um dasselbe sowohl zu sichern als auch fruchtbar zu erhalten. Mit dem schöpferischen Bilden hat sich gleichzeitig eine wissenschaftliche, theils ästhetische, theils philologische Kritik erhoben, die wol in keiner andern Nation auf solcher Höhe gefunden wird, und der die Sorge der Sichtung und Verwaltung unsres Litteraturschatzes vornämlich obliegt. Daß es an Sinn und Thätigkeit in dieser Richtung nicht fehlt, davon zeugen die vielen Handbücher deutscher Litteraturgeschichte, die wir seit mehreren Jahren hervorwuchern sehen, die neuen Ausgaben unserer besten Schriftsteller, die mannigfachen Bemühungen, das Leben und die Schriften derselben geschichtlich und beurtheilend aufzuhellen. Was in dem einen Betreff Gervinus, Hillebrand, Koberstein, in anderm Lachmann, Abeken, Fichte, Wagner, dann wieder Rosenkranz, Danzel, Guhrauer, Schäfer, Alexander Jung, und endlich Dellbrück, Hoffmeister, Düntzer, Viehoff, Eckardt, und noch viele Andre, in verschiedener Art und Richtung geleistet haben, ist genugsam bekannt und anerkannt. Eine ganze Schaar deutscher Philologen hat dem nationalen Gegenstande die gelehrte Sorgfalt und Genauigkeit zugewandt, welche früher nur dem klassischen Alterthum gewidmet wurden.

Mag immerhin auf diesem Gebiete, wie auf jedem litterarischen, manches Oberflächliche, Gehaltlose, Mißrathene oder nur Ueberflüssige sich gezeigt haben, das wahrhaft Werthvolle, Bedeutende und Nützliche kann dadurch keinen Eintrag leiden, als höchstens den, welchen es auf dem Büchermarkt erfährt, wo das Unbefugte dem Berechtigten sich anmaßlich vordrängt und ihm den ohnehin noch allzusparsamen Raum verengt. Freilich erhoben sich auch Stimmen gegen die ganze Gattung, und selten erscheint ein neuer Beitrag zu dieser Litteratur, insbesondere zur sogenannten Goethe-Litteratur, ohne daß sogleich von allen Seiten ein keifendes Geschrei laut wird, ein ungebärdiges Pochen und Klagen, daß man uns überfülle mit alten abgestandenen Dingen, daß man Druck und Papier verschwende, um uns Uebersatten immer wieder dieselben Gerichte aufzutischen, die wir schon

oft abgelehnt. Wir wollen nicht fragen, was für Wortführer es sind, die am meisten so schreien und toben; vielleicht würden schon die Namen uns entdecken, daß nicht Fülle von Kenntniß und Einsicht, sondern Mangel an beiden, daß nicht Höhe des Standpunkts, sondern Niedrigkeit desselben, den vornehm thuenden Widerspruch erzeugen, abgesehen von dem literarischen Neide, der Verkleinerungssucht und andrer Gemeinheit, die sich in einzelnen Fällen dabei hervorthut. Der ehrlichen Betrachtung wird es alsbald einleuchten, wieso Goethe in obiger Hinsicht so besonders bevorzugt wird. Er ist gleichsam die Kernmitte unserer Literatur, das reichste Füllhorn und der höchste Glanz derselben; mit ihm und seinen vielartigen Schöpfungen, mit seiner tiefeindringenden Wirksamkeit, hängen die wichtigsten geistigen Entwicklungen des Vaterlandes zusammen, und seine Gebilde sind so mannigfach, so groß und voll, dabei so frisch und stark aus dem persönlichen Leben, daß ohne die genaue Kenntniß von diesem und seinen nach allen Seiten strahlenden Beziehungen uns ein großer Theil des Verständnisses seiner Schriften verloren geht. Warum sollten wir unsern Goethe nicht in gleichen Ehren halten, nicht mit gleicher Sorgfalt pflegen, wie die Italiener ihren Dante, die Engländer ihren Shakespeare? Jahrhunderte sind vergangen, und noch immer vermehrt sich die den beiden Heroen gewidmete Literatur! Die Goethe-Literatur hat noch manchen Zuwachs abzuwarten, ehe sie zu gleicher Ausdehnung gelangt! Uebrigens dürfen wir den Umstand preisen, daß hier früher als bei jenen die kritische Thätigkeit erwacht ist, und noch von Freunden und Zeitgenossen des Dichters die Aufschlüsse und Erläuterungen aufgesammelt und bewahrt, die in Betreff jener vergebens ersehnt werden. Man betrachte, wie schnell der jetzige Weltlauf die Spuren schon der nächsten Vergangenheit bedeckt, daß vielleicht eben heute noch zu fassen ist, was morgen schon verschwunden! Was würden die Engländer für einen Schatz zu besitzen glauben, wäre bald nach Shakespeare's Tod ein Eckermann, ein Düntzer für ihn dagewesen! Doch wir wollen gerecht sein, und anerkennen, daß auch die Deutschen den Werth solcher Bemühungen zu schätzen wissen; die Nation läßt sich durch das widerbellende Gekläff nicht irren, und ihren ächten Antheil bezeugt die sprechende Thatsache, daß nach kurzer Zeit von Düntzer's großem Kommentar zum „Faust“ bereits die zweite Auflage nöthig geworden ist.

Jedoch haben die deutschen Philologen, indem sie in der Hauptsache dasselbe Geschäft üben, wie die klassischen, noch eine eigne und nähere Aufgabe. Die gelehrte Forschung bleibt bei den letztern streng im wissenschaftlichen Gebiet abgeschlossen, die Völker und Sprachen, mit denen sie es zu thun haben, sind als lebende nicht mehr vorhanden, und wer ihre Schriftsteller bearbeitet, kann kein andres als ein gelehrtes Publikum dabei voraussetzen. Für uns aber, die wir noch in der Mitte und Fülle eines wenn auch vielfach bedrängten, doch lebendigen und starken Volksthums stehen, wäre der Gewinn nur unvollständig, wenn er aus der Strenge der Wissenschaft nicht in den Besitz der Allgemeinheit überginge, nicht allen Gebildeten der Nation zur Bereicherung sich darböte. Der Schaden wäre um so größer, als wir uns nicht verhehlen können, daß noch heute

die wesentliche Bildung unsres Volks hauptsächlich auf der treuen und hohen Gesinnung, der menschlich erwägenden Denkart und auf der redlichen Geistesforschung beruht, die im Allgemeinen den Charakter unserer großen Schriftsteller des achtzehnten Jahrhunderts bezeichnen. Dieses edle Vermächtniß uns zu schmälern, wo nicht zu entreißen, sind in unsern Tagen genug Irrgeister bemüht, ihre Wahrung und Pflege ist eine Nationalsache geworden, eine Pflicht der Vaterlandsliebe, für welche leider wenig andre Gelegenheiten uns offen geblieben sind!

Daher ist es ein so löbliches als zweckmäßiges Unternehmen, welches hier angekündigt und glücklich begonnen wird, durch eine Folge von bequemen und wohlfeilen Bändchen dem deutschen Volke in einer angenehmen, reinen und fließenden Form gediegene Erläuterungen seiner Klassiker darzubieten, zu leichterm Verständniß und innerlicher Aufnahme des Schönsten und Edelsten, was seine auserwählten Geister hervorgebracht haben. Die Erläuterung Goethe'scher Werke hat Düntzer übernommen, dem wohl niemand in diesem Fache die Palme streitig machen kann; die Schiller'schen Schriften werden von Eckardt bearbeitet, Klopstock von Zimmermann in Worms, Lessing von Hölscher in Herford; für Wieland, von welchem bereits der anmuthige „Oberon" erschien, tritt wieder Düntzer ein.

Einladender konnte das Unternehmen nicht eröffnet werden, als mit der Erläuterung von Goethe's „Hermann und Dorothea". Das Gedicht ist obschon im Gewande des griechischen Epos doch der deutschesten Deutschheit entsprossen; das wahre Herzblut der Nation pulsirt darin. Düntzer hat seine Erklärungsweise den besondern Erforderniſſen, welche in dem angezeigten Zwecke liegen, mit gutem Takt anbequemt. Das schönste Zeugniß für seine das herrliche Gedicht Schritt für Schritt begleitenden Erläuterungen dürfte wol sein, daß das Lesen derselben unmittelbar nach der Goethe'schen Dichtung den Sinn und Geist von dieser auch im Abglanze der Wiederholung erweckend und befriedigend empfinden läßt. — Seither sind noch die Erläuterungen über Goethe's „Werther", „Wilhelm Meister" und „die Wahlverwandtschaften" wie über Schiller's „Geistesgang", „Räuber" und „Fiesko" erschienen.

II.

Der grüne Heinrich. Ein Roman von Gottfried Keller. Braunschweig. Vier Bände.

Der von den Lesern der drei ersten Bände dieses ausgezeichneten Romans sehnlichst erwartete vierte Band ist endlich erschienen, und somit das schöne dichterische Werk zum Abschlusse gebracht. Der Verzug, müssen wir gleich sagen, hat dem Buche keineswegs geschadet, weder Unsicherheit noch Ermüdung, noch Uebereilung des Autors werden sichtbar, die Geschichte geht im begonnenen Schritt und in gleichmäßiger Entwicklung weiter, das Ende verknüpft sich in ungezwungener Weise dem Anfang, und ungeachtet des großen Zwischenraums in der Abfassung ist alles wie

aus Einem Guß und Fluß; ein Vorzug, der wie von selbst aus dem höhern sich ergibt, daß hier überall ein leitender Gedanke waltet und die Phantasien ohne Irrung demselben Ziele zuführt. Die lebhafte Theilnahme, mit der wir dem Lebenswege des Helden folgen, beruht auf dessen eigenthümlichen Innern, das uns dargelegt wird, auf den ewigen Räthseln des menschlichen Herzens und Geistes, die erforscht und offenbart werden, weniger auf raschem Wechsel von Abentheuern und auf künstlichen Verschränkungen, die schon der biographische Zuschnitt des Romans einigermaßen ausschließt, wiewohl es auch an spannenden Auftritten, überraschenden Wendungen und kühnen Schilderungen nicht fehlt; doch diese bleiben stets dem höheren Geist untergeordnet, der über dem Ganzen schwebt und es durchdringt. Selbst einige scheinbare Auswüchse, z. B. die prächtige Ausmalung des Künstlerfestes in München und das gewagte Hinabsteigen in den Zwiespalt der menschlichen Freiheit und Nothwendigkeit, sind nicht willkürliche Episoden, sondern hülfreiche Glieder des gebotenen Entwicklungsganges. Ueberhaupt ist diese Dichtung in jedem Sinn eine ungemeine zu nennen, eine zwar der Unterhaltung gewidmete, aber nicht für gewöhnliche Romanleser, sie fordert Leser von Gemüth, von höherem Geist, von edlem Kunstsinn. Auf solche Leser auch rechnete der Autor, als er in der Vorrede das — wir dürfen wohl sagen unnöthige — Bekenntniß ablegte, er habe sich in der Ausarbeitung bisweilen vergriffen; der gemeine Leser möchte hiebei vielleicht den Dichter thöricht beim Worte nehmen und festhalten wollen, der einsichtige wird den Tadel ablehnen, und nur das hohe Maß künstlerischer Forderungen erkennen, welche der Dichter an sich selber macht, und wahrlich auch erfüllt. — Das Werk ist ein durchaus ursprüngliches, aus kräftiger Eigenheit natürlich hervorgewachsen, reich an neuen, kernhaften Gestalten, in denen frisches Leben sprudelt, fern von aller Nachahmung, von aller Ziererei. Es weht ächte Schweizerluft darin, der Geist allgemeiner Freiheit und persönlicher Selbstständigkeit. Einem solchen Ursprung und einer solchen Freigestalt dürfen wir auch einige landschaftliche Ausdrücke nicht als Flecken anrechnen; sie werden kaum störend in der sonst klaren und gewandten Schreibart, die nicht selten an die helle Festigkeit des „Wilhelm Meister", an die zarte Anmuth „Heinrichs von Osterdingen" erinnert, und sogar den Schmuck von Sinnsprüchen des Angelus Silesius willig aufnimmt. — In Einem Stücke nur können wir unsre Unzufriedenheit nicht verhehlen; wir wünschen dem „grünen Heinrich" nicht einen so frühen Tod beschieden zu sehen, er soll mit seinen schönen Gaben und Kräften weiterleben, sich selber und uns zur Freude! Möge er als ein glücklicher redivivus uns fernerhin begegnen!

III.
Herder's Nachlaß*).

Wir mögen wollen oder nicht, alle mannigfachen Fäden unsrer heutigen Bildung leiten uns auf das letzte Drittel des vorigen Jahrhunderts zurück, und vorzugsweise auf die Gruppe von Geistern und Gebilden, deren strahlender Mittelpunkt Weimar war. Einen solchen Verein großer Männer und schöpferischer Wirksamkeit, wie sich dort um den jungen Herzog Karl August zusammenfand, hat die Litteraturgeschichte selten aufzuweisen, Deutschland vorher nie gesehen, und wird seinesgleichen sobald nicht wiedersehen. Kein Wunder daher, daß die Nation unermüdlich beflissen ist, mit den Heroen jenes Kreises sich zu beschäftigen, die Personen und ihre Verhältnisse, die Umstände, Stimmungen und Einflüsse, unter denen ihre unsterblichen Werke geschaffen wurden, näher kennen zu lernen, und dadurch die letzteren selbst inniger zu verstehen, zu würdigen, sich anzueignen. Mag oberflächlicher Tagessinn die gemeine Klage führen, daß die Goethe-Literatur, die Schiller-Literatur — wie man sich auszudrücken pflegt — immerfort anschwelle, daß mit dem Wichtigen auch Unbedeutendes, ja Kleinliches, in die Oeffentlichkeit eindringe, der gesunde Geist des Bessern fühlt sich dieser Nahrung bedürftig und wird ihrer in langer Zeit noch nicht entbehren wollen; dabei kann es denn wenig darauf ankommen, ob hin und wieder unter den dargebotenen kostbaren Früchten auch einige grüne oder sogar welke Blätter liegen, die man nur nicht beseitigt hat, weil sie dem Ganzen einmal angehören, und doch nicht jedem werthlos sind.

Indem wir diese apologetische Betrachtung zu Gunsten des gesammten Faches der bezeichneten Literatur vorausschicken, müssen wir doch gleich erklären, daß die vorliegende Sammlung am wenigsten solcher Vertheidigung oder Entschuldigung bedarf. Sie steht durch ihren geistigen Gehalt wie durch ihre reichen Lebensbezüge in selbstständigem hohen Werthe da, sie würde in jeder ausländischen Literatur mit Freudenruf begrüßt werden, in der deutschen ihr wenigstens eine ehrenvolle Stelle gesichert sein. Seit den beiden Bänden der Merck'schen Briefschaften, von Karl Wagner herausgegeben, ist nichts dieser Art erschienen, was sich an Reichthum und Anreiz diesen drei Bänden aus Herder's Nachlaß zur Seite stellen könnte. Wir sind dem trefflichen Düntzer, der mit seltener Kenntniß und gewissenhaftem Fleiß in seinem Aristarchischen Beruf ungeirrt fortarbeitet, für diese Herausgabe aufs neue zu dem wärmsten Dank verpflichtet.

Unter den großen Namen Wieland, Goethe, Herder, Schiller, welche recht eigentlich als Viergestirn am weimarischen Himmel glänzen, überstrahlen allerdings Goethe und Schiller weit die beiden andern, aber gleich nach ihnen ist unbestreitbar Herder der größte. Wenn er bisher weniger

*) Aus Herder's Nachlaß. Ungedruckte Briefe von Herder und dessen Gattin, Goethe, Schiller, Klopstock, Lenz, Jean Paul, Claudius Lavater, Jacobi und andern bedeutenden Zeitgenossen. Herausgegeben von Heinrich Düntzer und Ferdinand Gottfried von Herder. Frankfurt a. M. 1856. Drei Bände.

beachtet, seine Schriften weniger hervorgehoben und bearbeitet wurden, so liegt dies an mancherlei Ursachen, die hier zu erörtern zu weitläufig wäre; wir wollen nur im Vorübergehen andeuten, daß hiebei sein krankhafter Unmuth und sein in jeder Art unglücklicher Feldzug gegen Kant nicht geringe Schuld haben. Allein die Zeit, wo die Eindrücke dieser Uebelstände noch unmittelbar wirken und Herder's Ruhm trüben mußten, ist längst vorüber, und sein edler Geist kann jetzt hell hervor und in sein volles Recht eintreten, wenn auch noch zusammenhängend mit allen Schwächen, die sein irdisches Erscheinen begleiteten, und die nicht mehr Feindschaft, sondern nur noch Bedauern anregen. Dieser Briefwechsel liefert in der That den wichtigsten Beitrag zur tiefern Einsicht in Herder's innerstes Wesen, und hilft seine großen Eigenschaften unterscheiden von den störenden Lebensbedingnissen, unter denen sie sich bewegen mußten; indem das Kleinliche nicht verhehlt, sondern gezeigt und nachgewiesen wird als solches, widerfährt ihm nur sein wahres Recht und wird es unschädlich. Es ist mit den Fehlern und Gebrechen großer Männer wie mit den mythologischen Fabeln der alten Götter, deren Macht und Herrlichkeit, ungeachtet des ärgerlichen Anhangs, der ihnen aufgepackt war, doch unverletzt fortbestand und anbetend gefeiert wurde.

Wir haben es hier indeß nicht bloß mit Herder zu thun; die größten und merkwürdigsten seiner deutschen Zeitgenossen umgeben ihn. Allen voran steht Goethe, von dem hundert bisher ungedruckte Briefe mitgetheilt werden, darunter viele aus der frühsten Zeit, die über die damaligen, noch mancher Aufhellung bedürftigen Vorgänge und Verhältnisse neues Licht geben. In allen aber spiegelt sich das reine Gemüth und die edle Menschlichkeit, die wahrhaft göttliche Begabung dieses größten Dichters herrlich ab, und wir erkennen, daß Goethe, um zu sein, was er war, nicht der Andern bedurfte, wol aber diese seiner, um dahin zu gelangen, wo wir sie sehen. Auf die Goethe'schen folgen sodann die Briefe Schiller's, dessen gewaltiges Vorwärtsstreben aber den mürrischen, mißvergnügten Herder nicht lange vertrug. Hierauf kommt Klopstock, dessen dichterisches, im Messias ausgelegtes Christenthum wieder Herder'n nicht genügte, und mit dem selbst der Widerwille gegen Kant, woran sie beide litten, kein dauernd vereinigendes Band werden konnte. Von Lenz erhalten wir nur wenige, aber für die Kenntniß dieses seltsamen, begabten, doch in eitler Heimlichkeit sich gefallenden Menschen nicht unwichtige Blätter. Eine reichliche Anzahl von Jean Paul Richter zeigt die Liebenswürdigkeit des Menschen, den anmuthigen Witz des Schriftstellers, aber auch sein haltungsloses Schwanken, das nie recht zur Ruhe gekommen ist. Der Wandsbecker Bote, Matthias Claudius, kann uns mit seinen Launen und Schnurren wenig mehr vergnügen, seine Briefe zeigen uns aber einen guten und frommen Mann, den wir in seiner Unbeholfenheit lieben und achten.

Im zweiten Bande tritt uns zuerst Lavater entgegen; sein stets überschwängliches Empfinden und Eifern, seine flackernde Begeisterung, die nach allem Erreichbaren züngelt — nach Gaßner's groben Gaukeleien wie nach Goethe's und Herder's genialem Wesen — würden uns bald ermüden, kämen nicht auch zwischendurch dreiste Anwandlungen innerer Kraft und

frische Naturblicke vor, die für das Schwebeln und Nebeln schadlos halten. Der treffliche Mendelssohn, so rein im Denken wie gemessen im Handeln, nimmt keinen großen Raum ein, zeigt aber seine Eigenthümlichkeiten in würdiger Haltung. Auch Herder's brieflicher Verkehr mit Friedrich Heinrich Jacobi hat weder den Umfang noch den Gehalt, die der Briefwechsel Goethe's und Jacobi's darbietet, aber Geist und Gemüth dieses letzteren, die in seinen Briefen fast noch mehr als in seinen ausgebreiteten Schriften sich ausdrücken, sprechen auch hier den einsichtigen Leser wohlthuend und erhebend an. Die Briefe des Arztes Zimmermann, obwohl an Zahl über ein Viertelhundert, sind doch zu wenige, um gehörig zu wirken, diese Art erfordert massenhafte Gaben. Daß Georg Forster nicht fehlt, den uns Moleschott neuerdings in gelungenem Bildniß wieder vorgeführt, ist den zahlreichen Verehrern des hochgesinnten Naturforschers und Freiheitsfreundes gewiß zur Freude. Briefe Herder's an seinen Sohn August beschließen den zweiten Band.

Im dritten Band empfangen wir den Briefwechsel Herder's mit seiner Geliebten und Braut, Karoline Flachsland. An und für sich, als Austausch inniger Gefühle und edlen Geistes, höchst werthvoll, sind diese Briefe noch besonders in Betreff Herder's für den Forscher von größter Wichtigkeit. In derselben Weise, wie diese hier im vorigen Jahrhundert, werden Liebesbriefe jetzt schwerlich noch geschrieben, der Unterschied der Zeiten macht sie vielleicht nur um so anziehender; auch enthalten sie einen Schatz von bedeutenden Einzelnheiten, über Goethe, Merck, Sophie Laroche und besonders über Leuchsenring, was unsre Kenntniß dieser merkwürdigen Personen bereichert, unsere Urtheile leitet oder bedingt.

Unsern eifrigsten Dank verdienen bei dieser reichen Darbietung noch insbesondere die vortrefflichen Einleitungen, mit denen der Herausgeber jeden Abschnitt des Werkes ausgestattet hat. Mit sicherem Einblick und umfassender literarischer Kenntniß, die in den mannigfachsten Richtungen sich gleicherweise bewährt, beleuchtet er die jedesmaligen Verhältnisse durch die genauesten geschichtlichen Angaben, Schritt für Schritt der Entwicklung derselben folgend, so daß der Leser völlig vorbereitet, ja eingeweiht, all die Briefe selbst zur Hand nimmt. Auch überall sonst, wo es nöthig, sind Erläuterungen und Aufschlüsse dem Texte beigefügt.

Einem Blinden.

Ist nur das Geistesauge rein,
Dann mag Dein leibliches erblinden;
Du wirst die Welt im hellsten Bild
In Deinem Innern wiederfinden.

J. A. Rueb.

Die Eröffnung der Eisenbahn bis Bern.

Von S. Liechti.

Das Haupt umlockt von reichem Schnee,
Und ruhig mild der Augen Strahl,
So schreitet von der grünenden Höh'
Ein Greis hinab in's Aarethal,
Zur Seite ihm ein schönes Paar,
Es sah die Welt seit zwanzig Lenzen,
Die Rose künden Wang' und Haar
Und seiner Blicke freundlich Glänzen.
Vor Kurzem erst hat Amor's Tücke
Gefesselt es mit raschem Blicke.
Und ringsherum da säuselt und lacht
Der frohe Lenz in seiner Pracht.
Der Buchenwälder helles Grün,
Die Wölklein, die nach Westen ziehn,
Der Lerche Schmettern in den Lüften,
Die, voll von süßen Blumendüften,
Der Menschen Sinne süß berauschen,
Sie künden laut das ew'ge Werden,
Des Lenzes und des Winters Tauschen,
Den ew'gen Wechsel auf der Erden.
Und auch der Mensch scheint umgestaltet,
Der Biene gleich, nach langer Ruh,
Eilt munter er dem Freien zu;
Wie dort er rege schafft und waltet!
Wo ihn ein Fels im Wege hemmet,
Ein Berg sich ihm entgegenstemmet,
Da sprengt er ihn in tausend Stücke
Und spannt von Berg zu Berg die Brücke.

Dort aus der Aare blauer Fluth,
Ein Pfeiler, mächtig hochgebaut,
Aus lauter Quadern, fest und gut,
Weit in die grüne Runde schaut.
Und neben ihm zwei andre noch
Sich heben von der Erde hoch,
Darüber soll mit Feuersprüh'n
Das wunderbare Dampfroß ziehn;
Wo man auch sieht, ist alles rege,
Ihm zu eröffnen neue Wege.

Da spricht der Greis zum jungen Paar:
„Fürwahr, die Höh'n im Silberglanz,
Sie sind des Schöpfers Hochaltar,
Umrankt vom schönsten Blumenkranz;
Drauf Jeder mag sein Opfer legen,
Den Zehnten von dem reichen Segen,
Wen dankerfüllt die Güte freut,
Die ihm der Weltenvater beut!
Und seht, wie nach des Schöpfers Willen
Der Mensch mit allen Kräften ringt,
Sie unter seine Herrschaft zwingt,
Daß Gutes mög' daraus entquillen,
Wie Alle sich der Arbeit freuen,
Die Segen spendet, wo sie waltet,
Die einet, was sich will entzweien,
Und aus dem Nichts selbst noch gestaltet!
Gesegnet, Tag, an dem wir sehn
Die Ferne uns so nah gerückt,
Wo Fluß und Meer und Thal und Höhn,
Bezwungen, uns im Flug entzückt.
Gesegnet auch, wer sich geweiht
So hartem Dienste ohne gleichen,
Wer für der Menschheit Glück bereit,
Nicht Wunden scheut und Tod und Leichen;
Wie strahlt aus jenem Todesschacht
So herrlich schön der Liebe Macht!"

Es harrt erwartungsvoll die Menge,
Die aus den Thoren Berns gewallt;
Der Jugend lauter Jubel schallt,
Und dichter stets wird das Gedränge:
Der jungen Krieger helle Reih'n
Mit festlichem Gewand geschmückt;
Die Mädchenschar, die Blumen pflückt
Und fröhlich trotzt dem Sonnenschein;
Der Alte, der im Schatten ruht,
Und still bedächtig rings beschaut,
Was hier des Menschen Kunst gebaut;
Der Kutscher, der im Stillen flucht
Auf den verdammten Konkurrenten,
Der ihm das Scepter jetzt entringt;
Und nebenan da trinkt und singt
Die Schar der fröhlichen Studenten.

Schon Mittag ist's, und Wort und Blick
Der Menge Ungeduld verkünden,
Sie ahnt das wechselnde Geschick,
Doch nicht vermag sie's zu ergründen,

Sie harret sein mit halbem Bangen,
Und halb ist sie getröstet doch:
Der uns bis hieher ließ gelangen,
Der alte Gott, er lebt ja noch!

Doch hört, von fern welch' schrecklich Pfeifen,
Welch' Stöhnen wie von Höllenpein!
Die kleinen Kanoniere greifen
Zum Wischer auf dem nahen Rain.
Bum! bum! noch eins, die Luft erzittert,
Der alte Wald seufzt ganz erschüttert:
Was soll dieß ungewöhnte Tönen,
Am hellen Tag dies höllische Stöhnen?
Ist wol die wilde Jagd heut los,
Hat sich geöffnet der Hölle Schos? —
Und wie das Pfeifen näher rückt,
Ein Qualm von Rauch zum Himmel zieht,
Wie Nebel aus den Thalen flieht,
Und selbst des Feuers Zünglein zückt.
Jetzt plötzlich wird es wieder stiller,
Es läßt kein Rauch sich mehr erblicken,
Das Pfeifen schweigt; der Lerche Triller
Will einzig nur noch nicht ersticken. —
Doch seht, von jener wald'gen Höh'
Schnaubt wild heran ein Ungeheuer
Und speit aus seinem Kopfe Feuer,
Und eilt gleich wie das flücht'ge Reh.

Da hälts, das Wunder unsrer Zeiten.
Der Menschenknäuel drängt herbei,
Zu sehn, ob's wirklich Wahrheit sei,
Was sie heran zu sich sah reiten.
Der schwarze Kopf wird rings besehn;
Er stöhnt vor Hitz' aus seinen Nüstern,
Man hört darob nicht Schrein noch Flüstern,
Es läßt sich kaum ein Wort verstehn.
Befriedigt kehrt sich dann die Menge
Und eilt dem heimischen Herde zu;
Sich rasch entwindend dem Gedränge
Sucht auch der Greis verdiente Ruh.
Ihm folgt auf stillem Pfad das Paar
Entlang der lieblichblauen Aar.

Der Herzog Berchthold schaut vom Thurm,
Der Zähring, der die Stadt erbauet,
Die seitdem durch der Zeiten Sturm
Gar manches Kühnen Fall geschauet.
Vor Zeiten schwang er Schwert und Spieß,
Da er die Stadt erbauen hieß;

Wol träumte da dem edeln Sohne
Nicht, daß sie werd' Helvetiens Krone.
Nun steht er mit dem Hammer droben,
Ein treuer Wächter seines Bern,
Und wenn er ihn zum Schlag erhoben,
Sehn alle nach dem Glöckner gern.
Der Hahn kräht laut von Stund' zu Stunde,
Der Greis sein Stundenglas still dreht;
Die Bärlein tanzen in die Runde,
Bis Zähring's Hammer wieder steht.
Und seit er hier den Sitz genommen,
Der Stadt zu Nutzen und zu Frommen,
Hat niemals er sein Amt versäumt
Und von der alten Zeit geträumt;
Die Gegenwart, die strenge, kalte,
Ließ nie ihn denken an das Alte,
Ihr schenkt er all' sein sorgend Wachen,
Um Bern geehrt und groß zu machen.
So sah er die Burgunden Kron',
Die er gepflegt mit treuer Hand,
Aufblühen, sich zu süßem Lohn.
Zur Kron' im freien Schweizerland.
Und was im Lauf der Zeit gefallen,
Er sah es prüfend an und schritt
Mit sicherem und festem Tritt
Durch Trümmer in der Neuzeit Hallen.

Schon weiset gegen Eins die Nadel,
Es kräht der Zeithahn ohne Tadel,
Das Spiel beginnt beim Viertelschlag,
Wie's je gethan von Tag zu Tag;
Doch auf dem Thurm hebt Zähring's Arm
Sich heute nicht, daß Gott erbarm';
Das ist gewiß ein böses Omen!
So rufen, die herangekommen;
Das Wunder macht die Herzen bang, —
Sprach man nicht jüngst vom Weltenuntergang?

Da hebt der Greis von neuem an:
„Wie mit dem zwölften Schlag der Alte
Sein Wächteramt heut' eingestellt,
So ruft er wol ein ernstes: Halte!
Damit uns zu und aller Welt.
Ja wahrlich, zwölf Uhr hat's geschlagen,
Mit Eins beginnt die neue Zeit;
Das neue Dampfroß mit den Wagen
Weckt uns aus träger Sicherheit.

Das alte Bern mit seinen Kränzen,
Das sonst durch Siege sich genügt,
Sich nicht an's Ferne gern gefügt,
Muß nun durch andre Siege glänzen;
Ein neues Kampffeld thut sich auf,
Und neue Lorbeerkränze winken,
Doch nicht bei Schall und Waffenblinken
Und nicht im Murtensturmeslauf.
O nein, hier siegt des Geistes Kraft,
Die für das Heil der Brüder schafft;
Die Arbeit ist der spitze Degen,
Mit dem es Feinde mag erlegen;
Auf jenem Kampfplatz, wo das Wort
Aus Eden tönet fort und fort:
Macht Euch die Erde unterthan,
Da öffnet sich die neue Bahn."

Hier hielt der Greis: das junge Paar
Zog mit ihm schweigend wieder heim,
In ihren Augen licht und klar
Sah jedes schöner Zukunft Keim.
Dann schloß der Greis: Mög' dieser Tag
Euch immer im Gedächtniß bleiben,
Und Blumen Euch und Früchte treiben,
So weit mein Wunsch es nur vermag.
Gesegnet seien Eure Tage;
In Eurer Kinder blühendem Kreis
Mögt Ihr zurückschaun ohne Klage
In ferne Zeit, wie ich als Greis.
Es gibt die fliehende Sekunde
Der folgenden die schnelle Kunde
Von allem, was gedacht, erstrebt,
Was in dem Menschen hat gelebt;
Drum die Minute festgebannt
Und Herz und Geist ihr zugewandt,
Die Euch enteilt mit schnellen Flügeln,
Wie jenes Dampfroß hinter Hügeln."

Zwei Bruchstücke aus „Der letzte Dominikaner in Bern."

Historische Novelle von Dr. Henne in St. Gallen.

6. Der Ausbruch der Aaren*).

Rudolf rannte den Musmattenweg hinauf, dem Schlößli zu. Beim Bauernhause aber schaute die Biglerin aus dem Fenster und rief ihm entgegen: „Wenn Du zur Mutter willst, Ruedi, brauchst Du nicht in's Schlößli; es ist Niemand daheim, ich bin mutterseelenallein in der Musmatt. Wie das Wetter etwas nachgelassen hat, ist Alles der Stadt zu, und ich sah die Mutter heruntereilen, die mir zurief, sie habe Angst wegen Dir, Du gehest irgendwo zu nahe, weil es stürme. Gleich darauf flog Adi ebenfalls dem Zuge nach; das Holligendrittel ist wie ausgestorben."

Dies hören und umkehren war beim Jünglinge Eines. Er stürmte wieder Bern zu, mitten in einem Knäule Hineinziehender jedes Alters und beider Geschlechter. Wo es zu schauen gibt, da ist der Mensch dabei, das ist ihm angeboren, sei es eine Feuersbrunst, eine Wassergüsse oder eine Hinrichtung. Die Stadt war verlassen; nur Kinderköpfe und im Spital und anderswo Alte und Uebelmögende füllten die Fenster und fragten. Rudolf eilte mit dem Zuge durch die Schauplatzgasse und Judengasse, lenkte vor der jetzigen Hauptwache in den Gerberngraben und sah unter der Klosterhalde und der Frick sogleich den Gräuel der Verwüstung. Das Thal lag da ein schäumender, tobender See, in welchem Holz, Geräthe, aufrechtstehende Bäume, auch Thiere herabschwammen. Das Wasser hatte an mehrern Orten den Weg zerstört; aus allen Stadttreppen, der Frick- und Mattenstiege, mündeten Volksströme herab und von der Spitzlaube unter'm Münster an wogte an der Schifflände, soweit sie noch sichtbar war, eine schreiende, sich verwickelnde Menschenmasse, wie Rudolf noch nie eine erblickt. Den erhabensten Anblick bot die Schwelle. Sie war in ihrer ganzen Breite ein Band von Schaum und Gebrüll, und wenn Bäume oder Hölzer, oft ganze Ställe von oben hinein gelangten und wie Heuhalme begraben wurden in dem Heere von Wirbeln, erscholl ein Rufen von der gaffenden Menge, wiederholt von derjenigen,

*) Der Verfasser nimmt an, daß dieser Flußname eigentlich aus zwei Wörtern: Aa-ren oder Aa-rhen bestehe. In dem Rhen liegt bei dieser Annahme wie in Rhein und Rhone der Begriff des Fließens.
Anm. d. Red.

die oben auf dem Kirchhofe stund, daß man sich auf ein Schlachtfeld versetzt glaubte, wo zwei wüthende Heere einander antworteten. Rudolf arbeitete sich, als er hörte, bei der Säge, der Hammerschmiede und der Stadtmühle und Walke, unter der Insel, sei Gefahr für Häuser und Menschen, mit einigen Kräftigen durch das Gedränge und gelangte watend auf den Mühleplatz, wo in der That der tobende Strom, vom gegenüber liegenden hohen Thunerstalden abgestoßen, gegen die Häuser und andern Gebäude grimm ankämpfte. Erst hier schien man das rechte Menschengewirre zu treffen, einen Strom, eben so fluthend und Wellen werfend wie der andere. Da arbeiteten die Brunnenmeister und ihre Gesellen, Flößer, Müller, Walker, Säger, Zimmerleute u. A. mit aller Macht und widerstunden, gut geleitet von Baubeamteten, trotzig dem trotzigen Elemente, tief im Wasser stehend mit ihren langen gewaltigen Flötz- und Brandhaken die Holzträmel u. a. Gegenstände auffangend oder vom Ufer ablenkend. Brod, Käse und Wein aus den obrigkeitlichen Kellern hielten ihren Muth aufrecht; es war ein besonnen und nicht sehr lärmend Schaffen unter den kräftigen braunen Gestalten und eine Aufopferungsfähigkeit ohne allen Flimmer, wie sie nur unter der Klasse zu Hause ist, die sowas aus Natur thut, ohne viel Aufhebens davon oder Reflexion darüber, bis es vorbei ist; unter der Klasse, welche wenig Bücher, über Tugend und Opfern keine liest und noch weniger schreibt. Lärm machten nur die Scheinthätigen und faul Zuschauenden. Dafür schafften sich die braunen Männer dann und wann die Genugthuung, eine nichtsnutze Gruppe zu bespritzen oder gar zu beschmutzen, jedesmal höflich „Sorg ha!" rufend, nachdem der gezielte Wurf saß, was eben so viel Gekreische als unbändiges Gelächter verursachte. Plötzlich glaubte Rudolf an der Ecke der großen Mühle Adelheidens hohe Gestalt neben einer wälschen Freundin zu erblicken. Er täuschte sich nicht, sie war's, sie erkannte ihn, und ein Strahl der Freude zuckte über ihr schönes ernstes Gesicht. Eben wollte sich der Jüngling in ihre Nähe drängen, als eine breite Figur sich zwischen Beide stellte; es war der Miethsmann aus dem Schlößli, der bärtige Signore, der Adelheiden und ihrer Freundin auf einem Papier spanische Brödchen präsentirte und dabei des schönen Mädchens Arm auf so vertraute Weise drückte, daß Rudolf nur noch gewahren konnte, daß Adelheid ihm einen erschrockenen und schmerzlichen Blick zuwarf, worauf der Signore sich umwandte und ihn wie ein Satan (kam es ihm vor) anschaute. Dem Jünglinge war's, wie wenn ein schmerzendes Geschwür in seinem Herzen mit einem schneidenden Weh plötzlich aufgegangen wäre. Es dunkelte in seinem Kopfe schwindlich; aber eine neue Bewegung im Menschenstrome riß ihn von dannen, ohne daß er wußte, wie. Er wurde geschoben, kam jedoch ebenso schnell wieder zur Be-

sinnung, als er von vielen Stimmen hörte, das äußerste Häuschen mit der Scheuer sei eben weggerissen worden, und die Aaren gehe an das des Hammerschmiedearbeiters Eberhart. Zugleich vernahm er während des Vorbeigeschobenwerdens folgendes Gespräch. Die dürre Grempel-Furrerin von der Kreuzgasse, aus Belp, rief: „Was wollen die Löhlen in Eberharts Barake helfen? Der alte Schelm sitzt gefangen wegen Mord; holt ihn in drei Wochen der Teufel, so ist billig, daß er ihm vorher „züglet", damit er Quartier findet!" — Schweig, alte Vogelscheuche, erwiderte ein rußiger Hammerschmied; der Aebi, wenn auch ein wilder Geselle, ist an der kleinen Zehe besser als was Du noch von Leib unvergrempelt besitzest. — Ein lautes Gelächter erscholl, dann spottete ein Zimmermann: Dir zügelt der Böse nicht, Furrerin, Du kommst ihm mit dem Lumpenhüsi hinten an, wie die Schnecken, von selber, wenn es nicht durchs „Chemi" (Kamin) geschieht. Im Häuschen ist Aebi's taube Mutter und seine Kinder. Drauf los, ihr Mannen! — Hiemit machten sie sich, wie ein Erdschlipf, Bahn durchs Gewoge, und mit ihnen gelangte Rudolf zum Heimwesen. Gegenüber, an der Hammerschmiede, im Trockenen, stund muhend und grunzend die Lebware (Vieh) aus dem weggerissenen Stalle, und einige Kinder, weinend oder staar auf die strudelnde Fläche schauend, wo sie heute noch „z'Morge" gegessen. In Eberharts Hütte drohte zu ebener Erde das Wasser bereits einzudringen. Eben schleppte seine ältere Tochter die blödsinnige Großmutter heraus, welche ihr zwei der herbeieilenden Männer, der Hammerschmied und der Zimmermann, abnahmen, und rief über das den Vorplatz bereits deckende Wasser hinüber an die Schmiede, ob der Knabe Liebi noch bei den Kindern sei. Ich seh' ihn nicht mehr, antwortete ein älterer Knabe, er war eben noch da und kam von uns, während Du die Großmutter holtest. — Das Mädchen, dies hörend, stürzte durchs Wasser der Schmiede zu und am Kanal abwärts, aus Leibeskräften den Namen Liebi rufend, bei jedem Schritte durchs Volk, wo niemand was vom Kinde wissen wollte, aber ihr Platz machte, verzweifelter. Rudolf, das Jammerbild gewahrend, mußte, wie erwachend, in zuckendem Schmerz an Adelheid und den Druck an ihrem Arme und ihren Blick auf ihn denken, und ohne sich zu besinnen, rannte er dem Mädchen voraus, bis wo der Kanal der Aaren zustürzt. Dort unten erblickte er, und mit ihm das Mädchen, das einen durchdringenden Schrei ausstieß, den Knaben auf einem Wagen, den das Wasser bereits zu heben begann, so daß er jeden Augenblick in den breiten Strom gespült werden und dort versinken mußte. Dies sehen, seinen Mantel dem Mädchen zuwerfen und hinein waten war Eins bei Rudolf. Er gelangte mit Mühe zum Wagen, wo das Kind in Todesangst schreiend ihm die Aermchen um den Hals schlang, wurde aber, als er dem Ufer

zustrebte (das Wasser ging ihm über die Brust, und er konnte nur mühsam schreiten) von einem herabschießenden Trämel so in die linke Seite gestoßen, daß er taumelte und mit seiner Last zu sinken drohte. Dem Mädchen entfuhr ein zweiter Schrei, als es, beide Arme ausgestreckt, die Augen weit hervor, sich über das Wasser hinneigte und den Jüngling sinken sah. Aber er raffte seine letzte Kraft zusammen, kam heraus und reichte den Knaben seiner Schwester, die ihn, als sei er noch nicht sicher gerettet, bis er an ihrem Herzen lag, angstvoll umfaßte und Rudolfen nichts sagen konnte, indem sie seine Hand schüttelte, als: „Wolle Dirs der ewige Gott tausendmal vergelten, Ruedi!" — Rudolf entriß sich dem Lobe der Umstehenden, in welches der junge Niklaus von Graffenried laut einstimmte, worauf der Hammerschmied Peter Burri lachend rief: „Gelt, Junker, an solchen Tagen ist es doch kummlich, daß es auch gemeine Burger gibt, wenn schon der alte Rathsherr Ludwig von Büren an einer Gemeinde bei den Predigern einst sagte, man solle probiren, ob man es nicht ohne sie machen könnte?" — Der Junker lachte mit, und der Menschenstrom bewegte sich wieder weiter.

Rudolf, vergebens von einigen Frauen in ihre Häuser in der Müllerlaube eingeladen, um sich zu tröcknen, eilte wie ein Pfeil weiter und die Mattenstiege hinauf. Aber wie sein aufgeregtes Blut wieder seinen gewöhnlichen Gang nahm, fing ihn an zu fröstelnL, so heiß hatte er seither gehabt. Er fühlte es indessen kaum; die letzte Scene mit Liebi war wie vergessen; er sah nur die Gruppe an der Mühlenecke und Adelheids Blick, und sein Blut floß wieder auf Augenblicke siedend heiß. Mitten durch Züge Heimkehrender schoß er die Lauben der Judengasse auf und dem Schlößli zu, sein Leben lang noch nie so schnell. Wie er an der langen Mauer herauf kam, sah ihn die Mutter, die harrend an der Thüre stund, und empfing ihn mit dem Ausrufe: „Jesus Maria, wie siehst Du aus! und was fängst Du an? Um Gotteswillen schnell ausgezogen!" — Es war die höchste Zeit. Wie er in sein dunkles Schlafzimmer rechts im Gange eintrat, mußte er sich an seiner Mutter halten und sich niederlassen. Sie entkleidete ihn wie als Kind und umwickelte ihn schnell mit warmen Tüchern, womit sie ihn rieb, als er sich niedergelegt, von Zeit zu Zeit in der Küche, durch die nur halb geöffnete Thüre, durch welche er Feuerschein sah und knistern hörte, etwas reichend und leise befehlend. Adelheiden gewahrte er nicht, fragen durfte er nicht nach ihr und hätte es auch nicht über die Lippen gebracht, ahnte aber ihre Nähe. Ihm wurde immer weher, schwächer; er ließ mit sich machen, was man wollte, hörte die Mutter halblaut, die Stimme gedämpft, schmälen, daß er an seine alte Mutter nicht denke, sobald er von ihr sei, trank den Hollunderthee, den sie ihm an

die Lippen hielt, hörte ihre Stimme und das Knistern des Heerdes wie immer entfernter, und sank bald in einen Schlummer und eine Fieberkrankheit, von deren Verlaufe er kein Bewußtsein besaß.

---

7. Der Aarenschiffer und der Bluthurm.

Es war dunkle Nacht, die nach dem geschilderten Aarenausbruche. Das Wasser war in seine Ufer zurückgekehrt, die Menschenfluth in ihre Häuser. Der Regen hatte ganz aufgehört, die Aaren ging noch tief und rauschte, aber wie ein schlummernd schnarchend Thier nach seinem Fraße. Auch der Wind schlief. In der Hütte Eberharts an der Matte war kein Licht, nur ein im Erlöschen begriffenes Feuer beleuchtete das Innere, so oft es aufflackerte. Dann sah man jedesmal eine ärmliche Stube, zugleich Küche, in der Ecke aber ein Kruzifix und drei Personen stumm und erwartungsvoll sitzend. Der etwas blödsinnigen Großmutter bleiches Gesicht sah gedankenlos in das Feuer; der größere Knabe saß schlaftrunken neben dem eingeschlummerten Liebi, und die Tochter Gertrud, die wir erst jetzt deutlich sehen, war an einer häuslichen Arbeit, aber voll schwerer Gedanken, sie wiederholt sinken lassend und sinnend, fast einen halben Kopf kleiner als Adelheid, ein lieblich Wesen, in dessen Gesicht aber der Gram bereits seinen Sitz aufgeschlagen, die langen reichen Zöpfe hochblond. Die Ahne, wie aus einem Traum erwachend, unterbrach das Schweigen. Trudchen, rief sie. — Was wollet ihr, Ahne? — Mir war, Ihr habet vorhin von ihm geredet. Habe ich recht gehört? was war es? — Gertrud wandte sich an den Knaben. Kläusi, sag' Du der Großmutter, was Du gehört hast! — Als ich hinausging, nochmals zu sehen, ob die Aaren auch völlig zurück sei, rief mich etwas, es war schon stockfinster, beim Namen, ohne daß ich Jemanden wahrnehmen konnte, und sagte, als ich erschrocken hereinfliehen wollte, ich solle Truden anzeigen, der Vater komme heut Nacht nach zehn Uhr. — Gertrud wandte ihr Gesicht vom Feuer ab, als dies gesagt wurde; die Ahne aber murmelte vor sich hin: Sagen sie was sie wollen, der Bub hat die Monstranz nicht gestohlen*); er machte schon klein verwegene Streiche, aber er stiehlt nicht. Sie werden ihn nicht köpfen können. Wenn er kömmt, werden wir's hören. Lasset sie reden; sie haben über mich auch geredet. — Hier lachte sie und verfiel wieder in ihren Stumpfsinn, den Kopf wiegend, und das vorige Schweigen herrschte wieder, bis es am Fenster leise rauschte, wie wenn feiner

---

*) Die Blödsinnige denkt des Raubes der vergoldeten Monstranz im Münster, 1465, einer cause célèbre ihrer Zeit.

Sand dran geworfen würde. Der Knabe merkte nichts, er nickte, nur Gertrud fuhr erschrocken auf aus ihrem Sinnen und begab sich leise zur Thüre hinaus ins Dunkel. Hätte jetzt Jemand gehorcht, so würde er im Dunkel vor der Hütte erst leises Reden zwischen Weinen, dann heißes Athmen, heiße Küsse, aber auch heftiges Sträuben, Zürnen und Ringen gehört haben. Es hörte es aber niemand als die verschwiegene Nacht, die schon so viel gehört, seit sie die Erde mit ihren Flügeln zudeckt. Gleich darauf kehrte Gertrud, zerzaust und mit glühender Röthe übergossen, in die Hütte, wo sie sich mit dem Gesichte auf ihr Bett senkte und in krampfhaftes Schluchzen ausbrach, das Kläusi der Lage des gefangenen Vaters zuschrieb, die Alte aber mit blödsinnigem Lächeln kopfschüttelnd wahrnahm.

Draußen aber stieß einen Augenblick später, nachdem ein Mann leise und in fremder Sprache zu zwei andern geredet, vom Inseli ein Kahn ab, gerudert von einem darin Stehenden mit zwei Rudern, dessen Brust zu brennen schien wie eine Fackel. Er schoß an Mühle und Walke vorbei wie ein Pfeil und zwar mitten im Strome, den er beherrschte wie ein bekanntes Roß. Zwei Männer, die über die Brücke gingen, sahen mit Entsetzen, wie der „Aarenschiffer", das bekannte Bernergespenst, unter ihnen durch den Pfeiler glitt und weiter am Altenberg hinfuhr. Der Kahn landete unten am sogenannten Blutthurme, zu unterst an der Schützenmatte, am Auslaufe der Stadtmauer in die Aaren hinausgebaut, wo besonders beschwerte Gefangene aufbewahrt und heimliche Hinrichtungen vollzogen wurden, beim Volke noch heute mit geheimen Schrecken umgeben. Der Schiffer legte die Ruder leise über den Kahn, befestigte diesen am Ufer und sah einige Zeit am Thurme hinauf. Da alles drinnen ruhig blieb, ließ er einen Uhuschrei erschallen. Keine Antwort,. nur die Aaren brauste zwischen den zwei umbüschten Ufern. Ungeduldig wiederholte er den Ton und horchte, die Hand hinterm Ohre. Jetzt klirrte drinnen eine schwere Kette und ertönte schweres Athmen. Der Schiffer warf zweimal eine Strickleiter ans Thurmgitter hinauf; das zweitemal wurde sie aufgefangen und der Haken an einem der Eisenstäbe befestigt. Dann stieg der Mann behende dran hinauf, bis er vor dem Gitter war, wo er aus dem dichten Dunkel in das noch dichtere im Thurme hineinredete. „Das hat lang gebraucht, bis Du eine Antwort herausbrachtest, Aebi." — Auch jetzt kam die Erwiderung nur zögernd: Schaudert es Euch nicht an der Aaren um diese Stunde? — „Was ist die Aaren? Wasser, das nach Basel rinnt und in ein paar Minuten weit fort ist. Was ist die Stunde? In wenig Viertelstunden nichts mehr. Eine Stunde ist wie die andere, es ist der Schnauf der Zeit in ihrem Schlafe." — Das merk' ich; sie haben alle, seit einer gewissen, dasselbe geschwollene, bleifarbene Gesicht, und die Zeit

schlaft nicht, wie Ihr glaubet, Junker. Mir wäre besser, sie schliefe; aber sie träumt. Und wie? Saget, wäre es nicht besser, Ihr wäret bei Bicocca liegen geblieben? — Ich habe hierin einen andern Geschmack als Du. Läge ich dort, so hätte heut niemand diese Leiter hier anlegen können. Ich bin Dein Doktor Fust. — Ich meine fast, Ihr seiet der Andere, und ob es mit der Strickleiter gut ist, weiß ich erst noch nicht. — Du denkst zu lang an veraltete Dinge, man muß sie auswachsen lassen, wie — was man in Baumrinde geschnitten hat, und abfallen. — Ja wenn die Rinde selbst abfällt, dann ist's aus mit dem Baume. Er kömmt in den Ofen. — Eben darum nimms nicht so zu Herzen. Oder haben Dich die Pfaffen so mürbe gemacht? — Die Pfaffen nicht, aber das Alleinsein. Ich erwartete Euch nicht mehr. — Wäre Dir das recht, Hardi? Ich denke, was sie Dir morgen zum „Chlaus“ bringen, wird so köstlich nicht schmecken. — Ich weiß es nicht, es sind die Daumschrauben. Man hat sie mir heute vorgewiesen, nachdem man mich dreimal aufgezogen, das drittemal mit Gewicht an den Füßen. Sie wollen, versteht Ihr mich, Junker, einen Mord aus mir heraus schrauben. — Du hast keinen begangen. — So meinet Ihr? Diese feuchten Mauersteine hier sagen in stiller Nacht anders. — Du bist ein alter „Tampi“, Aebi. Es lebt in der Welt niemand, der Dich verrathen könnte. — Doch, Junker, er selber, und keine Nacht vergeht, wo er nicht vor mir steht. Die Nacht ist eine entsetzliche Erfindung. Ihr gabt mir vor, er habe Euch ein Gift beigebracht, wovon Ihr Euer Lebtag nimmer kommet. — Das that er. — Ich lernte daran zweifeln; mich habt Ihr damit gefangen, wie zu vielem. Sei es, morgen will ich ein Ende machen. — Wie meinst Du das? — Ich werde die Daumschrauben nicht erwarten, obwohl ich sie, das wisset Ihr wohl, nicht fürchte; und wenn sie mir die Finger stückweise abzwickten. Aber die Seelenschrauben, die halt ich nicht länger aus. — Und? — Ich gestehe morgen. — Das wirst du nicht. — Straf mich Gott, ich werde. Jetzt lasset mich! — Ich sage nochmal, Du wirst nicht. — Schauet dann! — Ich habe Dich in der Hand. — Wie ich Euch. — Nicht so ganz, Du hast Kinder. — Verflucht, daß dem so ist, und verflucht Ihr, daß Ihr mich daran erinnert. — Was sollen die, wenn des Vaters Kopf auf dem Galgenhübeli bleicht? — Ein Herrgott sei nicht, saget Ihr; aber den Teufel kann ich in diesem Augenblicke nicht läugnen. — Du bist spaßhaft, Hardi; aber ich nehme Dir's nicht übel. Der heutige Aarenausbruch hat in der Matte Verheerungen angerichtet. Es hat gestürmt und ist ein Haus versunken. — Herr Jesus, welches? — Nicht das Deine; aber Dein Liebi war schon im Wasser (hier rüttelte der Gefangene an seiner Kette, daß der Kloben aus der Mauer rollte); man hat ihn aber herausgeholt. Sie erwarten Dich daheim, ich habe

es ihnen gesagt. — Hier kniecte der Angekettete nieder, sprang aber im Nu wieder auf und sagte: Ich hätte mich beinahe gefreut; aber wenn es ans Blutunterschreiben geht, gilt es einen Blutpreis. Darf ich fragen, welchen? — Du bist unwirsch, Alter; aber das wird vergehen. Man muß mit Niemanden gleich reden, wenn er sich den Kopf hart angeschlagen hat. Aber ich konnte nicht warten, da es morgen zu spät wäre. Sage, Hardi, könnte der junge Musmattenlehenmann Deine hübsche Gertrud heirathen, wenn ihr Vater aufs Hochgericht käme? — Aber wie kann ich da helfen? — Du mußt, bis der Handel verschnurrt ist oder abgeleitet werden kann, etwas aus der Schußweite unserer gnädigen Herren und Oberen oder verborgen bleiben. Dafür laß mich sorgen. Aber heirathen können die Leutchen auch sonst nicht, wenn Dietrich, der ein ordentlicher Bursche scheint, nicht zu etwas Eigenem kommt und Satz erhält. Ich halte mich für verpflichtet, weil Du mein Lebensretter warst bei Bicocca und mir andremale in Gefahren treu zur Seite gestanden, Dir auch hierin an die Hand zu gehen. Der Erbe der Musmatt ist todt, so sicher todt als wir zwei lebend; wir wissen das. Aber es besteht ein Testament, hör' ich, zu irgend Jemands Gunsten, während der jetzige Erbe, wie Du weißt, ich bin. Dies muß in unsre Hände gebracht werden. — Und wie? Es ist, ich weiß nicht wie, in die Aufbewahrung einer alten Frau gelegt worden; die Frau ist blind, eigensinnig, durch Furcht eben so wenig zu bewegen als durch Geld zu gewinnen. Die Festung muß erstürmt und durch Schreck zur Ergebung gezwungen werden. Das ist was für Dich, alter Haudegen. — Wo ist es? — Unten am Stalden, am Eingang in die Enge links ist das Eckhaus mit einem Thürmchen ihre Wohnung im ersten Stocke. Hier ist die Feile für Deine Kette, mit der andern will ich das Gitter bearbeiten. Frisch dran, Alter. Was zauderst Du? — Hättet Ihr gesagt, das Aktenstück liege in Gewahrsam etlicher kecker Gesellen, namentlich solcher, die was sonst auf der Schaufel hätten; aber eine alte blinde Frau! Junker, Ihr hättet nicht sagen sollen, das sei ein Stück für mich. Das ist's eben nicht, eher für Euch. Lasset mich aus dem Spiele. — Wie Du meinst, alter Eisenkopf! Sonst waren tolle Streiche, je toller je eher, Dein Leibgericht. Ich soll also die Feilen wieder einstecken? Gehabe Dich wohl! was soll ich bei der Hammerschmiede ausrichten? — Gebt die Feile, Junker. — Und ohne weitere Antwort arbeitete der starke Schmied drinnen so, daß die Kette bald fiel, noch ehe der Schiffer das Gitter halb geöffnet, wobei er ihm nun half. Sonderbares Wesen der Mensch! Der Befreite schaute noch einmal nachdenklich, wie um Abschied zu nehmen, in die greifbare Finsterniß zurück, die ihn seither umgeben, trat dann heraus, athmete tief und gierig die frische Luft und stieg die Leiter herab. Unten nahm

der Aarenschiffer Abschied von ihm. Er, wie er auf seinen Füßen stund, schnaufte wiederholt, streckte sich und versuchte zu gehen. Jetzt schaute er gegen die Stadt hinauf, die mit tausend leuchtenden Augen von der Höhe sah. Nach jedem paar Schritte stund er stille, lauschend und schauend. Ein Laub erschreckte den sonst furchtlosen Mann. Drüben war das Rappenthalgut und dann der Altenberg, rechts oben die Zähringerstadt, das hohe Rathhaus, der Thurm, die endlose Häuserreihe. Nach und nach lief er rasch und immer rascher, namentlich als er am Predigerthurme vorbei war, wo er einige Augenblicke in peinlichen Erinnerungen stillgestanden. Es jagte ihn gespenstisch von dieser Stelle. Er redete nicht; aber was er denken mochte, arbeitete sich in Stößen aus seiner breiten Brust. Als er unterhalb der Schutzmühle hervor kam, sah er links den vieleckigten Thurm an der Aaren, dann die vor etwa sechzig Jahren statt der alten hölzernen, erbaute steinerne Brücke und drüben das Klösterli der Beghinen; rechts den Stalden, unten dran das alte Rathhaus (jetzt eine Schmiede) und gerade gegenüber das Eckhaus mit dem Thürmchen, vom welchem ihm gesagt worden, im ersten Stocke noch Licht. Er schaute einige Augenblicke in die Fenster, an denen eine Schattengestalt sich hinbewegte, sah im Geiste die alte Blinde und machte sich hinunter in die Enge, den Eingang des Mattenviertels, einst von mehreren wackeren Familien bewohnt, jetzt meist von Armuth, Schmutz und allerlei lichtscheuem Volke. Wo rechts die Nideckstiege von der Kirche der alten Zähringerburg heruntersteigt und jetzt der kühne Römerbogen der Brücke ob dem Klösterli den Riesensprung macht, beginnt bald rechts die Gerbernlaube, in deren Dunkel der befreite Gefangene sich langsam, jeden Fußtritt horchend, fortbewegte, links Mühlen und auch Lauben, dann rechts ein freier Platz, durch welchen von der östlichen Höhe die Junkerngasse mit ihren erleuchteten Sälen auf das Quartier ihrer Heloten herabschaute. Dann die Müllerlaube, der Mühlenplatz, noch lettig und schlüpfrig von der Scene des heutigen Getümmels. Wie der Verbrecher auch hier nichts Lebendes mehr voraußen gewahrte, ging er an den Mauern über den Platz, warf noch einen Blick zurück und in die Höhe, wo der Münsterthurm ob der stillen Stadt in die nächtlichen Wolken ragte, dachte mit schwerem Herzen, mit welch leichtem er ihn als Knabe so oft angeschaut, und in sich drinnen tief Angst und Weh, vor sich ein ungewisses Schicksal, machte er sich schnell und eben so schnell athmend und sein Herz pochend, zwischen der großen Mühle rechts und der jetzigen Fourniersäge links, an der Hammerschmiede (sonst sein Arbeitsort!) vor sein Häuschen am Strome, vor dem er, da seine Kraft ihn zu verlassen drohte, sich einen Augenblick am Thürpfosten halten mußte. Jetzt wagte er leise zu pochen; es wurde geöffnet, und wer jetzt dort hätte

stehen können, hätte zwei leise, unterdrückte Freudenschreie und dann lange ein erstícktes Schluchzen vernommen.

Das war das Wiedersehen in der Hütte des Armen.

Kriegspsalm.

Den vaterländischen Schützen gewidmet.

Von Robert Weber.

Noch stehen unsrer Berge Scharen,
Ihr Helm erglänzt im Morgenlicht;
Der Freiheit Tempel zu bewahren,
Steh'n sie vor Gottes Angesicht!
Und blitzen rings um uns Gefahren,
Ja, ob die letzte Klinge bricht:
Fest stehen unsrer Berge Scharen,
O Vaterland, noch fällst du nicht!

Noch schlägt der Strom in stolzen Wogen
Um deine Brust das Silberband;
Ein starker Held kömmt er gezogen
Aus wilder Schlucht, von rauher Wand;
Auf seines Weges weiterm Bogen
Reicht er den Söhnen treu die Hand,
Und höher brausen ihre Wogen,
Zu schützen dich, o Vaterland!

Noch ist die Freiheit nicht verloren,
Ihr Banner weht von Ort zu Ort;
Ein Heer von Rettern auserkoren,
Reißt sie im Sturme mit sich fort!
Wie aus dem Morgenroth geboren
Glänzt ihrer Krieger starker Hort;
Noch ist die Freiheit nicht verloren,
Das schwören wir mit Hand und Wort.

Was weinst, du, Knabe, um die Todten?
Was härmst du, Weib, dich um den Sohn?
Die Wunden sind, die blutigrothen,
Des Kampfes Sold, der Ehre Lohn.
Hört ihr die lauten Siegesboten?
Gebrochen ist der Feinde Hohn,
Und die dort liegen, todt bei Todten,
Sie leuchten hell vor Gottes Thron.

Der Schwizerseppli.

Gedicht in Solothurner Mundart von Dr. Fr. Jos. Schild in Grenchen.

Der Seppli isch uf Ehr e Ma,
So wiemer keine finge cha.
Vom Morge früeh bis z'Obe spoht
Er selte vo der Arbet goht.
Im Husg'schäft guet, im Stall, im Feld
Isch üse Seppli ordlig b'stellt.

Es Bürschtli isch er au derzue,
Das Geld im Sack het meh as gnue,
Der schöni Wuchs, der gradi Gang,
Die reini Stimm wie Silberchlang
Zieh faschgar alli Herze-n-a,
Er isch doch gwüß e nette Ma.

E nette Ma, i säg es frank,
B'chönnt gar kei Schlich und b'chönnt kei Rank.
Au's Herz het er am rechte-n-Ort,
Het Biedersinn, es heiligs Wort,
Es christligs G'fühl und reini Hand
Zuem Nächste-n und zuem Vaterland.

Au uf der Freiheit het er viel.
Es ist doch gwüß keis Narrespiel,
Wenn frömdi G'walt, uf Lib und Bluet
Ne quäle möcht im Recht und Guet,
Wenn de der Seppli bös und wild
Zuem Stutzer grift und zieht, wenn's gilt.

Isch üsi Schwiz au no so chli,
Möcht halt der Seppli liber si;
Er bchönnt kei Fürst, kei Geßlerhuet
Und schützt und schirmt das edli Guet,
Das wo der Ätti ihm vermacht
I mängger ernste heiße Schlacht.

Scho früeh bim erste Sunnestrahl
Singt er es fröhligs Lied i's Thal
Und jodlet dri: „Dir guete Lüt,
I will vo-n-alle Fürste nüt!
D'Natur het üsi Gränze g'leit;
I frog' au nit, was däne geit."

„Der Himmel git si Säge dri,
Daß i ne freie Schwizer bi.
I ha ne gsunge frohe Mueth
Für's Vaterland, es heißes Bluet;
Und will der Prüß no einisch cho,
So isch der Seppli wieder do!"

Der Kindleinfresser auf dem Kornhausplatze.

Von Pfarrer Howald in Sigriswyl.

Indem, bei Anlaß der Volksfeste dieses Jahres, der restaurirte Kindleinfresser neuerdings die Aufmerksamkeit der Einheimischen wie der Fremden auf sich ziehen wird, will der Verfasser dieser Mittheilung über das beachtenswerthe Standbild, nachdem er freundlich ersucht worden ist, für das Festalbum einen litterar-historischen Beitrag einzusenden, den geschichtlichen Standpunkt bezeichnen, von welchem aus die alte, nun nach langen Zeiten wieder frisch und schmuck aussehende Figur angeschaut werden sollte. Nachdem er vor zehn Jahren eine von C. A. Jenni in Bern herausgegebene Broschüre über den gleichen Gegenstand ins Publikum hatte gelangen lassen, sind ihm seither bei fortgesetzten historisch-archäologischen Forschungen über das alte Bern verschiedene urkundliche Notizen zu Theil geworden, die er bei diesem Anlasse, ohne bereits Erzähltes zu wiederholen, gerne mittheilt.

Obschon der erwähnte Kindleinfresser bereits steinalt ist, hatte er im ältern Bern dennoch einen Vorfahren, der jedoch, seitdem der Nachfolger erschienen ist, durchaus spurlos verschwand. Sie unterschieden sich nur dadurch, daß der Aeltere an einem Menschenschinken nagte, der Jüngere hingegen ein ganzes Kindlein, dem er eben den Kopf abbeißen will, zu verspeisen im Begriff ist.

Man hat bisdahin bekanntlich die Bedeutung dieses Kindleinfressers auf einen Mord bezogen, den die Juden zu Bern im Jahr 1288 an einem Christenkinde, einem hiesigen Knäblein, begangen haben sollten, und dem chronistischen Stadtschreiber Justinger auf's Wort geglaubt, welcher zu erwähntem Datum von einem solchen, von Hebräern verübten Verbrechen berichtet. So viel ist gewiß, daß der ältere wie der jüngere Kindleinfresser als Spottbilder gegen die Juden aufgestellt worden waren; ob aber zu Bern wirklich eine solche Mordthat, wie Justinger behauptet, geschehen sei, ist in Folge genauerer Forschungen nicht evident bewiesen.

Laut urkundlichem Zeugnisse verhält sich die Sache so: Die Regierung von Bern war schon im XIII. Jahrhundert öfters in ganz außerordentlicher Geldverlegenheit gewesen; bisweilen so sehr, daß sie sogar von armen Klöstern Geld lieh, und als diese ihr nichts mehr zu leihen hatten, von den hier wohnenden Juden borgte, denen die Klöster in der Stadt sogar Bücher und andere Habseligkeiten als Unterpfänder hinterlegen mußten, damit die „Gnädigen Herren“ Geld aufbringen konnten. Die bernische Einwohnerschaft lag damals oft in Waffen, wurde im Jahr 1288 sogar vom König Rudolf, dem großen Habsburger, im nämlichen Sommer zweimal belagert; nebstdem machte sie, von manchen Seiten bedroht, öftere Ausfälle und zugleich die Erfahrung, daß, wie lange nachher der alte Feldmarschall Montecuculi behauptete, zur Kriegsführung dreierlei vonnöthen sei: erstens Geld, zweitens Geld und drittens Geld! Daher die nicht selten eingetretene Geldnoth zu Bern.

So lieb und werth uns der treuherzig erzählende alte Stadtschreiber ist, so können wir ihm doch nicht in Allem auf's Wort glauben; denn der gute Mann durfte nicht schreiben, was er wollte, sondern nur, das, was, wie er beiläufig selber sagt, „treffenlich nutze und gut zu wissend ist", d. h. was die „Gnädigen Herren" auf dem Rathhause wollten in die Stadtchronik aufnehmen lassen, denen er seine Aufsätze, ehe sie in den pergamentenen Folianten eingetragen wurden, zur Korrektur vorlegen mußte. Bei Justinger ist Manches zwischen den Zeilen zu lesen, und es ist sich gar nicht darüber zu verwundern, daß bei nicht unwichtigen Begebenheiten Zeitgenossen derselben urkundlich ganz anders über sie berichteten, als er. So namentlich über die Laupenschlacht, von der ein damals zu Bern lebender Deutschordensbruder einen alle Kennzeichen der Wahrhaftigkeit an sich tragenden, sehr ausführlichen Bericht schrieb, worin er diese, den Bernern zum höchsten Ruhm gereichende Waffenthat schilderte und — man darf's fast nicht sagen — obschon er auch die Männer des bernischen Kriegsraths bis auf ihren Sekretär namentlich bezeichnete — nicht mit einem Worte Rudolf von Erlachs erwähnte u. s. w. *).

Aber auf die Juden zurückzukommen, so kann zwar Niemand beweisen, sie hätten zu Bern keinen Kindsmord begangen, wol aber, daß sie damals als Geldwucherer der ganzen Einwohnerschaft entsetzlich verhaßt gewesen sind; sie ließen sich 10 % Zins bezahlen. Vielleicht haben sie sich eines Mordes schuldig gemacht, direkt oder indirekt; jedoch scheint so viel erwiesen, daß der Kriminalprozeß gegen sie nicht vollständige Beweise ihrer Schuld zu Tage gefördert habe; denn als einige Jahre später sie dem Schultheißen 500 Mark Silbers ausbezahlten, um zu Bern wohnen zu dürfen, setzte der Empfänger in die daherige Quittung, dieses Geld sei bezahlt worden, „wegen des Mordes an einem Knaben, dem sel. Ruß, „welchen besagte Juden, *wie es heißt*, getödtet hätten." Die gleichzeitig geschriebenen Colmarischen Annalen, welche von mehreren Kindermorden, als von Thatsachen melden, deren in Deutschland Juden gerichtlich überwiesen worden waren, berichten zum Jahr 1288 — „Zu Bern sei, *wie man sage*, von Juden ein Christenkind umgebracht worden."

Genug, der Kindleinfresser wurde bald nachher in einer, nach ihm benannten Straße (Schinkengasse, da wo jetzt die Judengasse ist), auf einen Brunnenstock gestellt, und bis auf unsere Tage hat zu Bern ein Kindleinfresserbrunnen bestanden, zur Erinnerung an ein eisernes, barbarisch rohes Zeitalter, dessen Excesse eben so unbändig und wild an christlich genannten Bernern wie an den jüdischen Geldmäklern öfters zum Vorschein gekommen sind. Hat doch kaum einige Jahre vorher, ehe jenes Verbrechen den Juden zur Last gelegt worden, der Ritter Burkhard von Bachtalon mit seinen vier

*) Justinger schrieb erst über achtzig Jahre nachher seine Chronik, während die Herren von Erlach im Rathe sehr hochmögend waren; die „von Bubenberg" waren zu Justingers Zeit fast ausgestorben. Heinrich von Bubenberg, der nachherige berühmte Schultheiß, war noch ein Knabe. Zur Zeit der Laupenschlacht waren die von Bubenberg sehr einflußreich und mächtig gewesen.

Söhnen das, bei der Hauptkirche der Stadt stehende, „Deutsche Haus" mit bewaffneter Hand erstürmt, dessen Ordensbrüder im nahen Gotteshause die kirchlichen Funktionen besorgten.

Sei's nun wegen des sonderbaren Aussehens dieses Standbildes, sei's wegen des ominös klingenden Namens desselben, die hiesige Einwohnerschaft hat dem Kindleinfresser von Alters her besondere Beachtung erzeigt; fast ähnlich wie diejenige zu Hammeln, einer sehr alten Stadt in Niedersachsen an der Weser, wo sich bis auf unsere Zeiten die Sage erhielt, im Jahr 1284 sei dort ein Rattenfänger angekommen, habe aber, weil er wenig verdienen konnte, aus Rache gegen die Einwohnerschaft an einem St. Johannistage, während die Erwachsenen in den Kirchen gewesen seien, einhundert und dreißig Kinder an sich gelockt, indem er ihnen mit einer Pfeife aufgespielt hätte. Hierauf habe er sie aus der Stadt in das Thal Koppenberg geführt, wo sie Alle durch einen Bergsturz verschüttet worden wären. Andere Chronisten erzählen, er habe sie durch eine unbekannte Oeffnung in den Berg hineingeführt, aus welchem sie nie mehr zurückgekehrt seien.

Daß der Platz, auf welchem unser Kindleinfresserbrunnen steht, durch Auffüllung des alten Stadtgrabens, in Folge des furchtbaren Brandunglücks von 1405, welches beinahe drei Viertheile der Stadt eingeäschert hatte, entstanden sei, ist bekannt. Vorher hing die untere Stadt mit der obern beim Zeitglocken nur mittelst eines schmalen Erdrückens zusammen, der von Justinger ein „enger, wehrlicher Hals"*) genannt wird. Die Lage der kühngewölbten Brücke, deren Bogen sich über den hier sehr tiefen Stadtgraben hielt, war, wie Sachverständige behaupten, nicht da, wo jetzt das Nägeligäßchen ist, sondern ein wenig mehr nordwärts, wo sich die Umbiegungen der Brunngasse und Metzgergasse in gleich langen Winkelseiten vereinigen würden. Als der kunstfertige Dominikaner Humbert dieses Meisterwerk erbaute, existirte noch keine Metzgergasse, für deren Bequemlichkeit er die Brücke in die Axenlinie der Straße hätte setzen wollen; wo diese Gasse jetzt ist, waren damals Hofstatten und Gärten; hingegen war die Brunngasse eine der volkreichsten der Stadt, die daher beim Brückenbau besondere Berücksichtigung verdiente. — Die Auffüllung des Kindleinfresserplatzes geschah sehr langsam. Noch im Jahr 1486 standen am östlichen Abhange des Grabens der Dominikaner Lindenbäume, die der Inhaber der Badstube im Graben beim Pfisternzunfthause, wie es scheint, unbefugter Weise stummelte; er handthierte auch an der Sonnseite des Graben-Abhangs so, daß Erdrutsche geschahen, und die Kirchhofmauer des er-

---

*) Dieser Hals war keine „Brücke", wie im diesjährigen Neujahrsblatt „Das Dominikanerkloster in Bern", Seite 11, besagt ist. Dem Verfasser dieser Abhandlung war jene, in seine Arbeit eingeschmuggelte Brücke beim Zeitglocken um so ärgerlicher, weil dort niemals eine Brücke gestanden hatte. Die Vorstellung, ein Aarenkanal habe durch den alten Stadtgraben beim Zeitglockenthurm von dem, dem Schwellenmättelein gegenüberstehenden Ufer bis zu demjenigen, wo jetzt die Altenbergbrücke steht, geflossen, ist eine überkühne, ganz poetische Idee.

wähnten Klosters Schaden litt, weßwegen ihn, Genugthuung fordernd, der Dominikanerprior vor dem Rath verklagte.

Bei dem Anlaß der Nachricht, daß ein Dominikanermönch ein solches architektonisches Kunstwerk, wie die Predigerbrücke gewesen ist, erbaut hatte, können wir uns der Bemerkung nicht enthalten, wie ungleich interessanter in historischer Beziehung ein „Bernisches Mausoleum“ sein würde, in welchem die berühmtesten Dominikaner, die zu Bern gelebt haben, aufgestellt sein würden, — als dasjenige ist, welches in den 1740er Jahren der Professor Scheurer den Berner-Reformatoren errichtet hatte, deren Lebensbilder vom Heerrauch theologischer Disputationen umhüllt sind und nebstdem auch sonst den Reformatoren anderer Städte und Länder weit nachstehen. — Der Predigerbruder Humbert war ein sehr geschickter Architekt und nebstdem auch Großinquisitor. Ferner verdiente neben ihm aufgestellt zu werden: Ulrich Boner (1324—1349), der Verfasser des „Edelsteins“, der, so weit die deutsche Sprache reicht, noch jetzt von den Freunden der alt-deutschen Literatur hochgeschätzt wird, während die meisten, jetzt lebenden Stadtberner einfach ignoriren, daß der berühmte Fabeldichter einst als Dominikanermönch im hiesigen Predigerkloster gelebt hat. In Deutschland hat man bisher die westliche Schweiz als Boner's Vaterland bezeichnet; wer seinen Edelstein sorgfältig prüft, findet darin nicht nur sehr viele Ausdrücke, die dem spezifisch bernerischen Dialekte angehören, sondern auch Andeutungen, er sei Klostergeistlicher; ja gar zwei Winke, er sei Dominikaner gewesen. Die Predigerbrüder hatten jedoch in ihrem Convente nicht nur Leute, die schöne Kirchen, Klöster und Brücken bauen konnten, sondern auch vorzügliche Prediger. Die Predigerbrüder hielten es für eine Ehre, dem „Predigerorden“ anzugehören; sie waren nicht der Meinung, nach vollendetem theologischen Lehrkurse ergebe sich das Predigen von selbst; Nachläßigkeiten bei der Ausarbeitung der Kanzelvorträge wurden im Kloster gebüßt; hätte Einer sich dem Wahn überlassen, er könne mittelst seiner Originalität die Leute erbauen und er sei vollendet in sich — er wäre in der Bußzelle auf andere Gedanken gekommen. — Es ist historisch erwiesen, daß, zur Zeit der Laupenschlacht, die hiesigen Dominikaner dem hochberühmten Leutpriester Theobald Baselwint treulich und angelegentlichst mitgeholfen haben, die Berner in die erhabene religiöse Begeisterung zu versetzen, mit welcher sie bei Laupen den Siegeskranz errungen haben.*) Obgleich Baselwint weder die Streitart führte, noch den Zweihänder-Flammberg schwang, gebührt ihm am Laupensiege ein weit größerer Antheil, als man gemeiniglich meint.

Es ist sonderbar, daß schon der ältere Kindleinfresserbrunnen an der Schinkengasse in der Nähe eines Dominikaner-Ordenshauses gestanden hatte, nämlich unfern vom Inselfrauen-Kloster, und dem jüngern Kindleinfresser sein Wohnort nahe bei den Dominikanermönchen angewiesen worden ist; hätte man dem Einen oder dem Andern im alten Bern die Ehre erwiesen, ihn sammt seinen Umgebungen abzuzeichnen, so würde man beim

*) Das Dominikanerkloster in Bern, Seite 29. (Neujahrsblatt 1857.)

einen im Hintergrunde ein Schwesternhaus, beim andern ein Mönchskloster erblickt haben.

Dem Volkswitze hatte er in der Reformationsepoche am meisten zu schaffen gegeben. In einem Gassenhauerliedlein (Siehe: Der „Kindleinfresserbrunnen auf dem Kornhausplatze", Seite 36.), welches sich schnell zu Stadt und Land verbreitete und „der Kindleinfresser" genannt wurde, ward er auf verblümte Weise mit der römisch-katholischen Messe verglichen oder resp. mit dem Papstthum selbst, das an seinen ungeheuern Einkünften nie genug und einen Magen habe, der Alles verdauen könne. Bei der Masse der Ceremonien und dem schreienden Skandal des Sündenablaßkrams war es auch orthodoxen Katholiken klar, daß die Kirche einer durchgreifenden Reform bedürfe; aber die Art und Weise, wie der Barfüßer Lesmeister Meier die Sache angriff (Berchtold Haller's Freund), schreckte Viele zurück, die auf halbem Wege waren, eine Reformation der Kirche befördern zu helfen. Meier wollte die adelichen Nonnenklöster revolutioniren; diese sollten mit ihrem Austritt aus dem Kloster gleichsam das erste Zeichen läuten und dem ganzen Lande das Signal geben; aber er kam bei seinen Aufwieglungsversuchen sowol im Nonnenkloster zu Fraubrunnen, als in dem Inselkloster zu Bern sehr übel an und gab mit seinem unbesonnenen und linkischen Benehmen sogar Stoff zu einem tragikomischen Stücke, betitelt: „Das unterbrochene St. Michaelsfest oder die übel abgelaufene Inselvisite." *) — Als aber nach langem Hin- und Herschwanken die Reformation doch durchgesetzt war, die Regierung die reichen Kirchen- und Klostergüter behändigte und die Verwaltung derselben Vögten übergab, „von denen Keiner arm worden ist", wie Anshelm meint, da bezog der Volkswitz den Kindleinfresser auf die „Gnädigen Herren" selbst, die sich bald nach der Revolution ihre Besoldungen bedeutend erhöhten, und fragte: Ist das die Ehre Gottes, für welche man so vielen Eifer bezeigt hat?

Seit drei Jahrhunderten sitzt der Kindleinfresser auf dem gleichen Flecke als Großmeister oder Repräsentant aller Fresser, Feinschmecker und Hungerwölfe, mit seinem zum Abbeißen und Verspeisen weit geöffneten Munde, unbeirrt in seinem Geschäfte; sei's, während zu seinen Füßen der bunte Verkehr des Geschirrmarkts den ganzen Platz in Bewegung setzt,

---

*) Anschaulicher als manche trockene Reformationsgeschichte Andern, stellt uns dieses, nach Urkunden und Chroniken bearbeitete Drama, das vielbewegte Bernerleben in der Reformationsepoche (1523) dar. Das Triumvirat in der Zelle des Barfüßer-Lesmeisters, wo beschlossen ward, die Nonnenklöster zu revolutioniren. — Die Bürger an der Kreuzgasse. — Das glänzende Inselbankett am St. Michaelstage und der Zornausbruch der alten Vennerin gegen die Vertheidiger des Ehestandes. — Der wegen der Gefahr des Kopfverwürkens desperat gewordene Meier in seine Zelle zurückgekehrt. — Die Konventsitzung im Inselkloster. — Der Ausweisungsbeschluß des täglichen Raths gegen die drei Inselfestgäste und die vom Großen Rathe den Visitenmachern ertheilte Amnestie, in Folge welcher der Lesmeister mit seinen Kollegen sich aus der Angst erholt, dies sind die Hauptscenen, aus denen das historische Schauspiel besteht.

sei's, wenn zu herber Winterszeit ein Kastanienhändler seine Bude beim Brunnen aufgeschlagen hat, während sich die Leute vorn beim Zeitglocken, der Kälte wegen, schnell vorübertreiben.

Ward die Stadt bei besondern Ehrenanlässen festlich geschmückt, so vergaß man des öffentlichen Verspeisers nicht. Mehr als einmal war sein aufgetriebenes Gesicht von einer Strahlenglorie umleuchtet und seine spitzige Judenmütze glich alsdann in finsterer Nacht einer, mit Karfunkeln prangenden, dreifachen Krone. Bei Gelegenheiten wurde er sogar mit Blumenkränzen bekrönt und behangen. Nachdem er solche Berücksichtigungen erfahren hatte, verwunderte man sich nicht darüber, daß er, als bei einem Marktkrawall sogar mit Kartätschen geladene Haubitzen beim Zeitglocken aufgefahren waren, auch nicht die mindeste Bewegung zeigte, sondern sich durchaus gleich blieb, als wäre er sich's bewußt, von der Volkswuth verschont zu werden.

Wie sich doch die Zeiten ändern! Einst war zu Bern das Judenquartier, wo jetzt die Inselgasse ist, von den übrigen streng abgeschlossen, wie wenn's von einer fortwährenden Pestseuche angesteckt gewesen wäre; oben war die Gasse ganz zugemauert und unten beim Gerberngraben auch mit einer Trommauer geschlossen, in der das „Judenthürlein" war. Sie hatten eine Synagoge und eigenen Friedhof, da, wo jetzt derjenige Hofraum ist, welcher den obern Flügel des Inselspitals vom Casino trennt. An Sonn- und Festtagen durften sie sich nicht in der Stadt sehen lassen und während der Hochwoche nicht einmal an den Fenstern ihrer Wohnungen. In den Gassen der Stadt hätte Niemand sie eines Grußes gewürdigt. Gingen sie aus, so mußten sie, damit sie vor aller Welt kenntlich seien, durch eine besondere Kleidertracht, wie Züchtlinge, sich unterscheiden, von saffrangelbem Tuche, damit die sogenannte Judenfarbe an ihnen sie um so mehr der allgemeinen Verachtung preisgebe.

Jetzt gewährt die Humanität unseres Zeitalters den Israeliten fast in allen Ländern der Christenheit ausgedehntere bürgerliche Rechte und Freiheiten. Das Haus Rothschild hilft den größten Staaten aus Finanzverlegenheiten; auf mancher Hochschule sind die gelehrtesten und besuchtesten Professoren Juden.

Als die hiesigen Juden im Jahr 1855 eine Synagoge einweihten an der Seitengasse, die von der Aarberger- zur Speichergasse führt, schenkte ihnen unsere Regierung einen silbernen Becher zu gottesdienstlichem Gebrauche, „in Ehrfurcht vor dem Gott Abrahams und Moses."

Mochten am Charfreitag 1851 zwanzig bis dreißig Hebräer zu Wifflisburg eine skandalöse Maskerade öffentlich aufgeführt haben, indem sie einen Menschen, der eine Dornenkrone und eine Art orientalischen Mantels trug, auf der Gasse begleiteten, anspieen und verhöhnten, — die frechen Spötter zeigten sich damit der Duldung nicht werth, die sie in einem christlichen Lande genossen haben.

Mögen nirgendwo mehr fanatische Religionsverfolgungen wiederkehren und möge das im Jahr 1857 zu Bern restaurirte steinerne Bild, dessen Anblick im Kenner der vaterländischen Geschichte sehr verschiedenartige

Erinnerungen zu wecken geeignet ist, weil's seit Jahrhunderten „der Kindleinfresser“ heißt; möge es im erneuerten Gewande Manchen veranlassen, an die Gefahren zu denken, denen die Kindheit auch in unsern Tagen, zwar nicht mehr auf die erwähnte Weise vom Judenhasse bedroht, ausgesetzt ist. Möge den Kindern unseres Volkes, zu Stadt und Land, der Segen einer gründlichen, wohlgeordneten und christlichen Erziehung in immer reicherem Maaße zu Theil werden!

Lied eines Blinden.

Von Pfarrer Martin Klotz (Theodor Schwyzer).

Auf und nieder steigt die Sonne
An dem schönen Himmelszelt,
Spendet Licht, verbreitet Wonne
In der ganzen weiten Welt:
Also sagen mir die Leute;
Denn ich selber seh' es nicht,
Seit mein Aug' des Todes Beute —
Und im Tode nicht mehr bricht.

Doch ist mir auch zugeschlossen
Ganz die äuß're Sinnenwelt,
So ist mir ein Reich erschlossen,
Welches stets vom Licht erhellt;
Gottes Lieb' und seine Güte
Ist mir alle Morgen neu
Stündlich fühl' ich's im Gemüthe:
Ohne End' ist seine Treu'!

Seine Engel seh' ich steigen
Aus dem Himmel erdenwärts,
Immer sie nach oben zeigen,
So verschwindet jeder Schmerz;
Unsern Heiland seh' ich tragen
Mit Geduld die größte Pein;
Darum will ich gläubig sagen:
In ihm kann ich fröhlich sein!

Ja, er ist des Fußes Leuchte
Und auf meinem Weg das Licht;
Seit er seine Hand mir reichte,
Fühl' ich meine Blindheit nicht.
Wo ich gehe, wo ich stehe,
Führt' mich seine Lieb und Gnad',
Und im schönsten Lichte sehe
Einst ich meinen Lebenspfad!

Die Ansichten der Völker von der Seele.

Zusammengestellt von Dr. Heinrich Wuttke.

Für die Gestaltung des Lebens ist die Art, in welcher die Menschen die großen Fragen des Lebens auffassen, von entscheidendem Einfluß. Was sie von ihrer eigenen Beschaffenheit halten, bestimmt vielfältig ihr Thun. Mit den Vorstellungen, welche die Völker sich über das Wesen des Menschen und die Zukunft ihres Selbst bilden, spielt die Einbildungskraft, an sie rankt sich der Aberglaube, und viele den Wandel beherrschende Gebräuche haben in ihnen ihre Wurzel.

Uns ist der Gegensatz von Lebendigem und Leblosem so geläufig geworden, und wir haben gleich mit dem Erlernen der Sprache die Ausdrücke „Geist", „Seele", „Leib" in uns aufgenommen, daß wir selten an die Bestimmung und Begründung dieser Begriffe denken. Wir nehmen gemeinhin an, daß mit dem Leben Seele verknüpft sei, halten uns darüber gewiß, daß Seele dem Steine, und der Erde nicht einwohnt und zweifeln nur zuweilen, ob sie der Pflanze noch beigelegt werden solle. Indeß war die Ueberzeugung von dem Leben aller Dinge und einem allgemeinen Beseeltsein am frühesten vorhanden und sie ist vielleicht auch am weitesten verbreitet. Sie war die ursprüngliche Auffassung. Schlägt doch das Kind auf den Stuhl los, an dem es sich gestoßen hatte: offenbar nur, weil es meint, dieser Stuhl sei ein thätiges und empfindendes Wesen, gleich wie es selbst ein solches ist. Das Natürliche ist, daß zuerst das eigne Wesen in die Umgebung hineingetragen, und diese danach beurtheilt wird. Der in seinem Denken unausgebildete Mensch, der die Beschäftigung mit den Naturkörpern noch nicht zu einem Geschäfte gemacht hat, setzt wenigstens da allenthalben Leben voraus, wo er von außen unveranlaßte Veränderung und Bewegung bemerkt. Aus dieser Voraussetzung entsprang das Heidenthum und ein großer Theil der Mythologie. Auch unter uns ist sie nicht gänzlich verschwunden; sie spukt im Aberglauben, sie äußert sich in der Einfalt. Ein vollkommen zuverlässiger Gewährsmann erzählte mir von einem ehstaischen Landmädchen, welches zum erstenmale von einer deutschen Gutsherrschaft in Dienst genommen war, folgendes: In einem Zimmer befand sich eine Wanduhr, deren sich bewegender Perpendikel zu sehen war. Die junge Ehstin, die noch nie von einer Uhr etwas gehört hatte, sagte nach einigen Tagen, mit dem Ausdrucke großer Verwunderung auf die Wanduhr weisend: „Ich bin nun schon fünf Tage hier, und Niemand gibt diesem Thiere Futter; es muß ja Hungers sterben!" Wer übrigens beobachtet hat, wie sich manchmal Hunde und Katzen vor lautgehenden und schlagenden Pendeluhren benehmen, wird vermuthen müssen, daß sie sich in ihnen lebende Geschöpfe vorstellen. — In Zuständen der Rohheit wird die verschiedenartige Natur der umgebenden Erscheinungen und Wirkung nur ganz oberflächlich betrachtet, und die Begriffe sein und

leben treten in dem Denken noch nicht gehörig auseinander. Man hat bemerkt, daß Negerdollmetscher, auch wenn ihnen das Englische recht geläufig geworden ist, den Ausdruck „Leben" ohne Unterschied von lebendigen wie leblosen Gegenständen anwenden und sich zum Beispiel so ausdrücken: „Deine Schlüssel leben in Deiner Tasche."

Auf der niedrigsten Bildungsstufe, auf welcher die sinnlichen Wahrnehmungen als solche unbedingt gelten, konnte ein hinter die bloße Erscheinung dringendes Nachsinnen über den eigentlichen Unterschied des Lebens und des Todes noch nicht stattfinden. Die Aufmerksamkeit war nur auf eine lebenwirkende Kraft gerichtet, welche im Sterben erlischt, welche nach dem Tode nicht weiter wahrgenommen wird. Merkwürdiger Weise soll ein Volk, welches schon einige Schritte aus der Wildheit herausgethan hat, bei dieser Ansicht beharrt sein. Zwei gediegene Berichterstatter versichern übereinstimmend*), daß die Kaffern an eine völlige Vernichtung durch den Tod glauben, und die Art, wie der Kaffer mit den entseelten Leibern der Seinigen umgeht, scheint dies wirklich zu bestätigen. Nur die Leichen ihrer Häuptlinge nehmen sie sich die Mühe zu verscharren, die übrigen werden den Wölfen vorgeworfen**). Selbst wenn Letzteres nicht geschieht, verlassen sie doch sogleich die Stätte, an der einer der Ihrigen stirbt, und kümmern sich nicht weiter um dessen Leichnam. Gleichwol haben sie manchen Aberglauben, der hiermit im Widerspruch verräth, daß sie doch auch ein Ueberleben des Körpers annehmen. Böse Menschen, meinen sie nämlich, spuckten nach ihrem Tode auf der Erde herum und suchen in der Nacht die noch Lebenden zu tödten; wenn ein Mann einen Lieblingsochsen gehabt hatte, ihn nicht schlachtete, sondern altern ließ und vor ihm hinstarb, alsdann bilden sie sich ein, er fahre in diesen Ochsen. Solch' ein Thier wird geschlachtet, die Familie des Verstorbenen allein muß es aufzehren, und seine Knochen werden verbrannt, damit nichts von ihm übrig bleibe. Unklare Vorstellungen erfüllen den Kopf des Halbwilden, und widersprechende Begriffe haben in ihm nebeneinander Platz.

Nicht wundern dürfen wir uns, daß viele Wilde ihr unkörperliches Inneres (welches wir der Kürze halber „Seele" nennen wollen) und ihre Körperlichkeit in solcher Wechselseitigkeit sich vorstellten, daß ein Leiden des Körpers auch einen Abbruch an diesem zur Folge habe und daß hinwiederum die Seele wachse mit dem wachsenden Körper. Unter den Negern, unter den Bakiern Dschava's, sogar unter den Schinesen sind dahin zielende Aeußerungen und Handlungen wahrgenommen worden. Doch halten sie sich nicht blos für lebenden Leib, sondern für Körper und noch Etwas. Dieses Etwas faßten sie aber ihrer Bildungsstufe gemäß sehr

*) Alberti (holländischer General), die Kaffern auf der Südküste von Afrika nach ihren Sitten und Gebräuchen aus eigner Ansicht beschrieben. Gotha 1815, S. 73, und Döhne (Missionar), das Kafferland und seine Bewohner. Berlin 1843, S. 57.

**) Larrow's Reisen durch die innern Gegenden des südlichen Afrika in den Jahren 1797 und 1798 (Uebersetzung Sprengel's. Weimar 1801, S. 216), Alberti 156 ff.

niedrig auf. Zwar glaubten und glauben sie an seinen Fortbestand nach dem Ableben, aber auch zugleich an die Möglichkeit, dieses Künftige und Dauernde durch irdische Verletzung des Leibes zu beschädigen. Neger sind fest überzeugt, daß Verstümmelungen des Körpers auch die Seele treffen, daß die Seelen der Geköpften — keine Köpfe haben. Die Neger von Agona und Akkron auf der Guineaküste banden voll Uebermuth die Köpfe ihrer erschlagenen Feinde an ihre Trommeln, weil hernach die Seele des Ermordeten vom Laute der Trommel Schmerz empfinde*). Es soll vorgekommen sein, daß Negerinnen Matamba's Leichname in's Wasser warfen, um darin die Seele noch zu ertränken**). Nicht viel anders waren auch die Vorstellungen der Bewohner des hohen Nordens. David Cranz***) erzählt von den Grönländern, wie sie allerdings eine vom Leibe unterschiedene Seele zugeben, sie „beschreiben sie aber so materiell, daß sie ab- und zunehmen, zertheilt werden, ein Stück verlieren und wieder reparirt werden oder sich gar auf eine Zeitlang aus dem Leibe verlieren kann, so daß schon mancher, wenn er auf eine weite Reise gegangen ist, seine Seele zu Hause gelassen hat und doch immer frisch und gesund geblieben ist. Einige von diesen Leuten statuiren zwei Seelen, nämlich den Schatten und den Odem des Menschen und meinen, daß in der Nacht die Seele den Leib verlasse und auf die Jagd, zum Tanz, zum Besuch u. s. w. fahre." Cranz sucht die Entstehung dieser wunderlichen Gedanken aus lebhaften Träumen, Fieberphantasien, Heimweh u. dgl. zu erklären, und bemerkt, daß an solche Vorstellungen die grönischen Zauberer oder Angekoks sich klammern, indem sie sich rühmen, sie verstünden verlorne Seelen zurückzubringen, beschädigte auszubessern, kranke mit frischen und gesunden (etwa aus einem Hasen, Rennthier, Vogel oder Kinde) zu vertauschen.

Zwischen der Seele des Thieres und der Seele des Menschen machten die Naturmenschen lange keinen Unterschied. Die Verschiedenheit des Menschen und des Thieres liegt in ihren Augen lediglich im Körperbau. Vermöge dieser Gleichartigkeit des beiderseitigen Wesens bilden sie ein Geschlecht. Daher dachten manche Völker (wie die Aleuten, Tübetaner u. a.) im vollen Ernste, die Menschen stammten von Thieren ab. Daher glaubten so viele, es könnten Menschenseelen in Thierleibern hausen. Der Glaube an Verwandlungen und die Lehre von der Seelenwanderung gedieh auf diesem Grunde.

Die Beschaffenheit des den Menschen Belebenden bezeichneten die südamerikanischen Inaken und Tehuelsches (die wir unter der spanischen Benennung Patagonen kennen) und die Abiponen als „Bild", „Schatten", „Wiederhall" (Loakal oder Lkigihi). Auch die Karaiben nannten sie etwas Feines, wie der Schatten ist, und hatten für Schatten und Seele ein Wort. Ein Pelewinsulaner, der von den Seelen sprach, „hielt seine Hand in die Luft und bewegte seine Finger auf und ab, ein Flattern

*) Römers Nachrichten von der Küste Guinea, aus dem Dänischen übersetzt. Kopenhagen u. Leipzig 1769, S. III f. u. 42.
**) Carus, Geschichte der Psychologie. Leipzig 1808, S. 65.
***) Cranz, Historie von Grönland. Barby 1765, S. 257.

anzudeuten" *). Der feinere oder ätherische Theil des Körpers, der diesen im Augenblicke des Todes plötzlich verläßt, sei die Seele, äußerten sich Bewohner der Freundschaftsinseln**), und sinnreich stellten diese sich vor, daß sie sich zum Körper ungefähr auf dieselbe Weise wie der Duft einer Blume zu ihrer festern Substanz verhalte; allein sie hatten gleichwol kein besonderes Wort, um diesen ätherischen Menschentheil auszudrücken und behalfen sich dafür zuweilen mit einem Worte (Loto), welches eigentlich „Neigung", „Leidenschaft", „Gefühl" bedeutete. Wie unklar ihre Begriffe noch waren, geht daraus hervor, daß sie meinten: die Seele wohne im ganzen Leibe, vornämlich aber im Herzen, dessen Schläge ihre Kraft andeuteten; der Sitz des Lebens sei die rechte Herzkammer, im Gehirn sei das Gedächtniß, in der Leber der Muth. Sie wollten nämlich bemerkt haben, daß die tapfersten Männer besonders große Lebern gehabt hätten, und sie beachteten, daß wer sich auf etwas besinnen will, unwillkürlich die Hand an die Stirne legt.

Die Auffassung eines Gegensatzes zwischen dem Leibe und einem Unleiblichen, aus deren Verbindung der Mensch bestehe, entsprang als ein Ergebniß der Erfahrung, aus dem Betrachten der Verschiedenheit des Leichnams vom lebenden Menschen. Der abgestorbene Körper erschien dem Auge Anfangs noch ebenso wie der belebte, und dennoch war man gedrungen, sich zu sagen, daß ihm etwas abgehe, was jener vor ihm voraus haben müsse, ein Etwas, welches man nicht sehen konnte.

Je nachdem man nun den Grund des Lebens verschiedenartig auffaßte, danach richtete sich die Vorstellung, die man von jenem Unleiblichen sich bildete.

Was der Verwesung am längsten widersteht, sind die Knochen. Es darf uns daher wahrlich nicht verwundern, daß ein Volk auf die Meinung gekommen ist, das Beseelende wohne hauptsächlich in den Knochen. Das war der Glauben, den die brasilianischen Indianer hatten***), und von ihm durchdrungen suchten nach einem Todesfalle die Angehörigen des Verstorbenen dessen Seele sich dadurch anzueignen, daß sie den Leichnam verzehrten und die Knochen verbrannten oder zerstießen und ihre Reste in Getränken zu sich nahmen. Ob sie dabei die Ansicht hatten, daß die Seele sich theilen lasse, daß sie sich mit andern Seelen vereinigen könne, mag man hienach wol muthmaßen; doch fehlt uns darüber bestimmte Nachricht. Mit dem Auffressen erschlagener Feinde verbanden die Wilden höchst wahrscheinlich die Vorstellung, daß deren Eigenschaften in den Leib des sie verzehrenden Siegers übergingen. Wenn die Australier noch heutigen Tages Menschen, die ihnen kein Leid gethan haben, mörderisch

---

*) Nachrichten von den Pelew-Inseln in der Westgegend des stillen Oceans. Aus den Tagebüchern des Wilson, zusammengetragen von Keate, übersetzt von Forster. Hamburg 1789, S. 432.

**) Martin, Nachrichten über die Freundschafts- oder Tonga-Inseln von William Mariner. Uebersetzung. Weimar 1819, S. 437.

***) Anführungen hiefür in Müller's Geschichte der amerikanischen Urreligionen. Basel 1855, S. 389 f.

überfallen, ihnen den Bauch aufschneiden, das Nierenfett herausreißen und mit diesem Nierenfette den eignen Körper sogleich bestreichen, so geschieht es in dem Wahne, mittelst dieses Fettes Stärke und Muth des Ueberwundenen auf sich überzutragen. Sie sahen es folglich als den Sitz und Körper des Muthes und der Kraft an. Uebrigens glauben auch sie an eine vom Körper getrennte, nach dem Tode fortbestehende Seele *). Jener Wahn aber ist die Ursache zahlloser Mordthaten gewesen. Mit der erwähnten Vorstellung, daß die Gebeine die Behausung der Seele seien, hing gewiß der Gebrauch der Abiponer in Paraguay, der Guarani's u. a. zusammen, auch den kleinsten Knochen von einem befreundeten Menschen „unglaublich ehrerbietig" zu betrachten, selben sorgsam zu begraben und ihrer Zauberer Gebeine als heilbringende Reliquien auf ihren Zügen mit sich zu führen **).

Es gab Andere, welche auf die Verschiedenheit des lebenden und des todten Leibes Acht gaben. Die Karaiben stutzten darüber, daß sie die Adern schlagen hörten. Sie bemerkten wohl, daß der Pulsschlag nur an dem Lebenden wahrzunehmen ist, daß er bei dem Todten nicht mehr stattfindet. Sie hatten in ihrem Sinne mit dieser Wahrnehmung die lebende Kraft entdeckt. Sie glaubten mithin: der Mensch habe so viele Seelen, als sie Adern schlagen hörten, eine davon sei die Hauptseele und diese sitze im Herzen. Auch wie sie darauf kamen, ist sehr klar. Blieb doch der Mensch am Leben, wenn ihm ein Arm, ein Bein abgehauen war, während er unfehlbar starb, sobald ein Stoß ihn in's Herz getroffen hatte. Die Adern des abgehauenen Gliedes schlugen indeß nicht mehr, es verfaulte; sie reichten für sich allein nicht aus. Die Karaiben meinten weiter, bei dem Tode trennten sich die Seelen vom Leibe und von einander; die Hauptseele wandere in den Himmel zu den Göttern, um dort ein Leben zu führen gleichwie auf Erden, die Nebenseelen zerstreuten sich und blieben auf der Erde; sie gingen theils in Wälder, theils auf die See und äußerten sich in mannigfachen Naturerscheinungen ***). Die Karaiben glaubten sonach zwar an ein jenseitiges Fortleben, stellten aber in überraschender Weise den Menschen sich vor als eine Verbindung vieler Seelen.

Der Pulsschlag rührt, dies sahen andere Völker sehr bald, von der Bewegung des Blutes her.

Mit dem verrinnenden Blute entschwindet das Leben. Es lag darum nahe, im Blute die Wohnung der Seele zu erblicken. Diese Ansicht hatte unter den arischen Völkern (zu denen wir aus hier nicht zu erörternden Gründen auch die Semiten rechnen) Eingang gefunden. Aus ihr erklärt es sich, warum bei Opfern gerade das Blut der Opferthiere den Göttern dargebracht wurde, wie z. B. von den Persern. Denn

---

*) Friedrich Gerstäcker, Reisen IV, Australien. Stuttgart u. Tübingen 1854, S. 88, 364, 371.

**) Abr. Martin Dobrizhoffer, Geschichte der Abiponer, einer berittenen und kriegerischen Nation in Paraguay. Aus dem Lateinischen von Kreil. Wien 1783, II. S. 376, 354, 359.

***) G. Klemm, allgemeine Kulturgeschichte der Menschheit. Leipzig 1843, II. S. 165, aus Davies Hist. of the Carib, 288 f.

nur die Seele des Thieres verlange die Gottheit. Blut, die Seele des Fleisches, hat darum sühnende Kraft. Eben deshalb gebot den Hebräern das mosaische Gesetz im Namen Gottes *): „Fleisch mit seinem Leben, seinem Blute sollt ihr nicht essen. Jedoch das Blut eures Lebens werde ich von euch fordern" und „und so einer aus dem Hause Israel oder den unter ihm weilenden Fremden irgend Blut ißt, auf den, der das Blut gegessen, werde ich meinen Zornblick richten und werde sie ausrotten aus der Mitte des Volkes. Denn die Seele des Fleisches ist im Blute und ich habe es für euch bestimmt auf den Altar zu sühnen eure Seelen, denn das Blut selbst sühnt durch die Seele. Und jeder, der ein Wild fängt, ein Thier oder einen Vogel, der gegessen wird, der vergieße dessen Blut und bedecke es mit Erde." Vermöge dieser Vorstellung entsagten die Hebräer und alle Völker, welche unter dem Einfluß ihres Glaubens sich ausbildeten, einem der nützlichsten Nahrungsstoffe, dem Blute, welches die Wilden mit Lust trinken. Die Apostel befahlen selbst den Heidenchristen, sich des Blutgenusses zu enthalten. Wol im Zusammenhange damit sahen die Hebräer im Herzen den Sitz der Empfindungen und des im Innern Vorgehenden, der Beherzigung und Einsicht. Diese Ansicht war weit verbreitet. Auch die Aegypter betrachteten als den Sitz der Seele das Herz**), das wie der Sperber nichts als Blut trinkt. Den Griechen war sie auch nicht fremd. Indeß erschien sie doch vielen nicht recht befriedigend.

Eine andere Auffassung entsprang daher noch unter den arischen Völkern, und diese wurde die vorherrschende. Sie fußte auf der Wahrnehmung eines Wechsels im erscheinenden Dasein, der mit dem Tode eintritt. Das Lebende haucht und schnauft. Das Stocken des Athems bezeichnet den Eintritt des Todes. Dem tödtlich Verwundeten entrinnt dampfendes Blut. Ein Lufthauch, ein Windstoß schien demzufolge das Belebende zu sein. Ist ja doch Luft ein Mittel unsichtbaren Daseins. Sollte nicht die Lebenskraft oder Seele ein Wesen mit einem Luftkörper sein? wie konnte man sie sich besser als in einen ätherischen Leib gehüllt vorstellen? Die Ausdrücke, deren sich die arischen Völker bedienten, lehren uns die Ansicht kennen, die sie hatten und verrathen uns die ebenbezeichnete Anschauung. Die Hebräer nannten den Odem, der im Menschen weht, Ruch (sic) und gebrauchten dieses Wort auch für den belebenden Hauch Gottes. Außerdem nannten sie die Seele noch Nefesch und Neschame (sic), welche beide Bezeichnungen von Zeitwörtern abgeleitet sind, die wie Ruch „Hauchen" bedeuten. Die Hellenen sagten pneuma und psyche, die Lateiner anima und spiritus. Alle diese Wörter haben den nämlichen Sinn. Anima z. B. ist offenbar ein und dasselbe Wort mit dem griechischen Anemos „Wind", Spiritus aber, theilt uns Plinius mit***), bedeutete Luft, und wenn Cicero sagen wollte: „Luft wird durch Einathmen in die Lungen

*) Genesis 9, V. 4, 5. Leviticus 17, V. 10–14. Desgl. 3, V. 17 und 7, V. 26, 27. Deuteronomium 12, V. 16, 23, 24 u. 15, 23.
**) Horapollon's Hieroglyphica I, 7.
***) Plinius Naturgeschichte II. 5.

eingezogen," so schreibt er: spiritu in pulmomes anima ducitur*). Der Slaven Duscha kommt gleichfalls von einem Zeitworte, welches „wehen", „blasen" ausdrückt. Das Altwendische ande, aund, das Gothische Saivala und unser «Seele», und endlich unser „Geist" haben alle das Hauchen, Blasen und Wogen zum Ausgangspunkte ihres Sinnes**). Gailer von Kaisersberg konnte sich noch ausdrücken: „der Geist geistet, wo er will."

Als etwas Unkörperliches betrachtete diese Auffassung die Seele so wenig als wie sie eine Verschiedenheit der Menschen- und Thierseele annahm. Nicht auf die Denkthätigkeit, sondern auf das Empfindungsleben war derzeit noch die Aufmerksamkeit gerichtet. Sämmtliche Ausdrücke, mit denen die Hebräer den Gedanken oder Begriff bezeichneten, wurden von Zeitwörtern abgeleitet, welche „verbinden", „zusammenknüpfen" ausdrücken, und auch die andern Abzweigungen des arischen Menschenstammes gelangten entweder erst von diesem nämlichen Ausgangspunkte zu Wörtern, die den Sinn des „Denkens" und des „Verstandes" bekamen, oder steigerten Wörter der sinnlichen Wahrnehmung nachträglich zu der Bedeutung rein geistiger Thätigkeiten.

Die ältesten Lieder der Inder (in der Rigveda) setzten die Verwandlung der ausgehauchten Seelen in Luft voraus. Diese gehen in einen luftartigen Körper ein. Späterhin drückten sich die Inder dahin aus, die Seele sei ein Ausfluß der Gottheit und im Gehirn eingeschlossen, gleichwie Luft in einem Gefäße.

Die Beschaffenheit der Vorstellung, welche die Völker von der Seele hegen, erhellt besonders aus ihrer Ansicht vom Tode. In den Augen der Hebräer hatte Gott den Hauch des Lebens dem ersten Menschen in die Nase geblasen***) und das „Aushauchen des belebenden Odems" war ein Ersterben der Seele, das Ende des Menschen ganz wie das Ende des Thieres. Der Verfasser des Buches Ajub (Hiob)†) sagt daher: „Der Baum hat Hoffnung, wird er abgehauen, so kann er nachtreiben und seine Schößlinge bleiben nicht; wenn in der Erde seine Wurzel altert und sein Stamm im Boden abstirbt, ergrünt er vom Dufte des Wassers und treibt Zweige, wie frisch gepflanzt. Doch ein Mann, wenn er stirbt, ist aufgelöst. Verschwindet der Mensch — wo ist er? Die Wasser verrinnen aus dem See, der Strom versiegt und vertrocknet. Hat der Mensch sich niedergelegt, so stehet er nicht auf. Bis der Himmel verfällt, erwachen sie nicht und ermuntern sich nicht aus ihrem Schlafe" — „Schneller als ein Weberschiff eilen meine Tage dahin und gehen zu Ende — es gebricht mir der Faden. Bedenke, daß ein Hauch mein Leben ist. Nie wird mein

*) Cicero, de natura deorum. II, 55.

**) „Geist" leitet Gaugengigl (Gothische Studien, Passau 1856. 4. Ausgabe II. S. XXI.) von gaisan ab, welches er folgendermaßen erklärt: ga „stark, sehr", i „gehen", sa „wehen". Das Gehen-gemachte, sich Bewegende.

***) Genesis 2, 7.

†) Ajub (Hiob) 14, V. 7—14 und 7, 6—10.

Auge das Glück schauen, kein fremdes Auge mich erblicken. Deine Augen suchen mich und ich bin nicht mehr. Die Wolke vergeht und verschwindet. So wer in die Gruft ging, steigt nicht mehr herauf." „Ich dachte in meinem Herzen nach den Reden der Menschenkinder — sagt der sogenannte Prediger*) — daß Gott sie ausgesondert, aber um einzusehen, daß sie sind, was das Vieh ist. Denn das Geschick der Menschenkinder ist wie das Geschick des Viehes und Ein Geschick haben sie. Wie der stirbt, so stirbt jenes und Einen Lebenshauch haben sie alle, und der Vorzug des Menschen vor dem Vieh ist ein Nichts, denn alles ist eitel. Alles geht nach einem Orte, Alles ist geworden aus dem Staube und Alles kehrt zurück in den Staub. Niemand weiß, ob der Lebenshauch der Menschenkinder in die Höhe steigt oder ob der Lebenshauch des Viehes in die Tiefe steigt zur Erde. Gleich Schafen, die der Tod weidet, wandern die Menschen in die Gruft (Schaul oder Scheol), wo ihre Gestalt verweset."

Die alten Griechen sahen als den eigentlichen Aufenthaltsort der Seele das zwischen Bauch- und Brusthöhle liegende Zwerchfell an, welches sie mit einer Mehrheitsform frenes benannten. Die Iliade erzählt**), wie Patroklos seinen Speer auf den Sarpedon wirft, und ihn da trifft, „wo die frenes das fleischige Herz umhüllen," wie er dann den Speer aus seinem Leibe reißt und zugleich damit die frenes. „So riß er ihm dann mit der Lanzenspitze die Seele (Psyche) zugleich aus." Da es in der Odyssee auch heißt, daß die frenes die Leber halten***), so kann kein Zweifel über die Bedeutung obwalten, obwol auffälligerweise Hippokrates und seine Nachfolger fren oder frenes nicht für die Zwerchfellmuskel gebrauchen. Herzhaftigkeit und Gemüth oder das Bewegende der Empfindung und des Begehrens (thymos), sowie der sinnende Verstand haben in den frenes ihre Stelle. Dieser alten Ansicht huldigend sahen noch spätere Philosophen das Zwerchfell als den Sitz der Seele an, und brachten Aerzte die Krankheiten des Zwerchfells mit denen des Gehirns in Verbindung. Die homerischen Gesänge berichten uns, daß, wenn ein Kämpfer erschlagen wird, sich ihm die Sinne verdunkeln, der thymos den weißen Gebeinen entschwindet†), und die Seele (Psyche) aus den Gliedern unter die Erde fährt††). Sie stirbt nicht mit dem Leibe zusammen, sondern führt dem Leibe entwichen ein gesondertes Dasein. Luftartig, sichtbar wie Luft, heißt sie ein Bild, ein Schatten, eine Traumgestalt. Fleisch und Knochen und Muskelkraft und Stärke fehlen ihr; sie ist sogar besinnungslos†††). Dem Menschen erscheint sie als blasser Leib, in der Gestalt, wie er den Dahingeschiedenen gekannt hatte. Als ein dem Rauch und Nebel gleichendes

*) Prediger 3, 18—21. Anders in entgegengesetzter Deutung legt beide Stellen Schaalschütz wiederholt aus, zuletzt in seiner Archäologie der Hebräer. Königsberg 1856, II. 12—28.

**) Ilias XVI, 477—505.

***) Odyssee IX, 301.

†) Odyssee XI, 221.

††) Ilias XVI, 855 f.

†††) Ilias XXIII, 100. 104. Odyssee XI, 29. 219. 207. 222. 393. 476. XXIV, 14.

Dunstbild ist sie nicht greifbar. Blut aber gibt ihr mehr Wesenhaftigkeit. Trinkt sie aber Opferblut, so gewinnt sie Besinnung, erkennt Lebende und vermag sich mit ihnen zu unterreden. Obwol die Seelen unantastbar bleiben, ist doch der Opferer im Stande, sie mit dem Schwerte vom Opferblute fern zu halten *). Wenn sie sich bewegen, machen sie ein schwirrendes Geräusch, gleich aufflatternden Fledermäusen **). Nach dem Tode fahren sie in schnellem Fluge nach dem Westen der Erde, wo die Pforte für das unterirdische Schattenreich ist***), in dem sie hinfort ein elendes Dasein haben, mit welchem verglichen das Loos des ärmsten Lebendigen preisenswerth †) bleibt. Wie wichtig aber auch die Leiblichkeit für das Wohlbehagen der Seele sei, so ist gleichwol ihre Art der Natur der Götter verwandt, und gottbegnadete Menschen erheben sich bis an die Göttlichkeit hinan.

Merkwürdig ist es, daß die Lateiner sich mit den beiden Benennungen spiritus und anima nicht genügen ließen, sondern zu der zweiten, weiblichen Sprachform die entsprechende männliche animus hinzufügten. Bezeichneten beide, anima und animus, den Lebenshauch oder Lebensgeist, so ward doch diese jüngere Nebenform für die höhere Auffassung der Seele als eines geistigen und vernünftigen Wesens als für eine Steigerung des Begriffes vorzugsweise verwendet. Die Gesinnung und Denkart, die Kraft des Denkes und Ueberlegens, genannt mens, ward als Theil des animus betrachtet und wo davon die Rede war, sprach der Lateiner nicht von anima, sondern von animus.

Einige Vorstellungen, welche bei mehreren arischen Völkern sich vorfinden, mögen sich noch aus der uralten Zeit, bevor sie sich von einander trennten, fortgeerbt haben. Die Semiten, welche sich am frühsten von den übrigen Stammverwandten abzweigten und eine gesonderte Entwicklung nahmen, haben sie entweder vergessen, oder, was wahrscheinlicher ist, sich viel eher von Jenen getrennt, bevor diese Vorstellungen alle gereift waren.

Die eine war, daß die Seele eines Verstorbenen zu den ihm nahe stehenden Menschen in Bezug bleibe. Nach der Meinung der Griechen verfolgte die Seele eines Gemordeten als Rachegeist eine geraume Zeit den frevelhaften Mörder. Daß die Seele des Erschlagenen denen, die seine Leiche vor Mißhandlungen beschützt und sie bestattet habe, Wohlthaten erweise, war Ueberzeugung der deutschen Völker. Die verehrten Penates der Römer waren die schützenden Seelen der Vorfahren. Aehnlich meinten deutsche Familien eigne Hausgeister oder Kobolde zu haben, und die Sage von Ahnfrauen erhielt sich lange.

Die andere ging davon aus, daß die Seele einen neuen Leib anziehe, indem sie als Vogel auffliegt oder als Blume blüht. Die Griechen erzählten von solchen Verwandlungen mancherlei, und die Deutschen wußten,

*) Odyssee XI, 207. 225–230. 145–150. 391.
**) Ilias XXIII, 101. Odyssee XXIV, 5–9. So noch Claudianus in Rufinum I, 131.
***) Minckwitz, Katechismus der Mythologie. Leipzig 1856, S. 176–187.
†) Odyssee XI, 486–491.

daß aus den Leichen- und Grabhügeln rothe Rosen, weiße Lilien oder Schwarzdorne und Nesseln, auch grüne Linden- und Tannenbäume, Reben, Wegewarte u. a. emporsprießen, welche das neue Kleid der Seele sind. Dieselbe Ansicht hatten die Slaven. Am nächsten lag es aber, sich die bei dem Tode entfliegende Seele als Vogel vorzustellen. Die Araber glaubten, daß aus dem Blute eines Ermordeten ein Vogel wird, der um sein Grab fliegt, bis der Mord durch Rache gesühnt ist. Die Geschichte von den Kranichen des Ibykus lebt in aller Gedächtniß. Slaven und Deutsche hielten oft dafür, daß die Seele aus dem Munde der Sterbenden als ein Vogel heraus fahre *). Auf mittelalterlichen Malereien in Büchern kann man dies hin und wieder abgebildet sehen. Daher stammt denn die sinnbildliche Bezeichnung des heiligen Geistes mittelst einer Taube, und darum wurden so häufig auf Grabsteinen von Christen die Umrisse einer Taube eingemeißelt. Eine polnische Sage weiß von einem Geschlechte, daß dessen verstorbene Männer zu Adlern, die Töchter aber zu Tauben oder Eulen werden. Auch in Gestalt einer Schlange, eines Wiesels, einer Maus kann die Seele von dem Körper forteilen. Sinnreich und schön war jene griechische Volksansicht, welche die Seele als ein geflügeltes Wesen, als Schmetterling bezeichnete und dem Ausdrucke Psyche die Bedeutung des Schmetterlinges verlieh.

Drittens brachte man den Eingang der Seele in ihren neuen Aufenthaltsort in Zusammenhang mit der Bestattung ihres ehemaligen Körpers. Die Griechen waren überzeugt, der Eintritt in die Unterwelt sei erst möglich, nachdem der Leichnam bestattet oder mindestens mit etwas Erde überdeckt und mit irgend einer, wenn auch geringen Todtenklage, Gebet oder Spende, geehrt worden war. Dies zu vollziehen, war allgemeine Menschenpflicht und nächste Obliegenheit der Verwandten. Darum ward Uebelthätern als schwere Strafe die Bestattung versagt, darum setzt sich Antigone der Hinrichtung aus, um, dem göttlichen Gehorsam und der Familienpflicht treu, für ihren gefallenen Bruder das Erforderliche zu verrichten, wodurch seine Seele Ruhe findet. Die Tschechen wußten, daß die aus dem Munde des Gestorbenen geflohene Seele so lange als Vogel auf Bäumen herumirre, bis der Leichnam verbrannt worden ist.

Ebenso alt war die Sage, daß, um in die andere Welt hinüber zu gelangen, die Seelen eine fluthende See durchschiffen müßten. Wenigstens glaubten dies die Griechen und Deutschen und legten deshalb in den Mund des Todten ein Geldstück als Fährlohn. Auch darin stimmten beide Völker überein, daß die Seelen in der Unterwelt sich auf einer Wiese befinden. Das „Nebelheim" des deutschen Glaubens, der unterirdische, kalte Aufenthalt der abgeschiedenen Seelen entspricht dem homerischen Schattenreiche. Aber der kriegerische Sinn des deutschen Stammes machte eine Ausnahme zu Gunsten derer, welche den Schlachtentod sterben. Den

*) Belege in Jakob Grimm's deutscher Mythologie. 2te Ausg. Göttingen 1844, S. 786—795 ff., und Eckermann's Lehrbuch der Religionsgeschichte und Mythologie der slavischen und serbischen Stämme. Halle 1849, II. 116—118. 340—343.

Tapfern, der im Kampfe fällt, nimmt Gott Odin mit sich in seine Behausung Walhöll, wo ihm die Freude des Fechtens und der Trinkgelage reichlich zu Theil wird. Schmählich erschien deßhalb gar oft dem freien deutschen Manne der „Strohtod", das natürliche Ende. Verscheidende ließen sich häufig die Haut ritzen, um wenn auch nicht an Wunden, doch verwundet zu sterben; denn auch so fänden sie in Walhöll Aufnahme. Die Inder kannten gleichfalls einen Himmel der Helden und Seligen, die im Sonnenglanz mit den Göttern wohnen. Jene alte trostlose Schilderung des Jenseits, welche die homerischen Gesänge geben, genügte auch den Griechen nicht. Aber ihre ideale Richtung bevorzugte nicht den tapfern Degen; sie urtheilte richtiger. Den besonders Trefflichen, die im Leben durch dreifache Prüfung glücklich hindurchgeschritten waren, wiesen sie das wonnereiche Elysium als künftigen Aufenthaltsort an. Man darf vielleicht nach manchen Andeutungen muthmaßen, daß der Weg der zu einem besseren Loose Bestimmten über eine Brücke hinführte, die schwer zugängliche Brücke des Heils. Indeß liegt es außerhalb unseres Planes, die Vorstellungen zu entwickeln, welche vom Jenseits im Umlauf waren. Erst eine vorgeschrittenere Entwicklung erwartete in ihm eine gerechte Vergeltung. Wo aber einmal dieser Gedanke gefaßt worden war, da erhielt er sich dauernd und äußerte die vortheilhafteste Einwirkung auf den irdischen Wandel der Menschen, auf ihre Gesinnung und ihr Thun.

Der Ausgangspunkt der Vorstellungen in Hinsicht auf die Zukunft der Seele bei den arischen Völkern war jedenfalls im Zusammenhange mit denjenigen, welche die niedern Menschenstämme hegten. Die Meinungen, welche man von der Seele im Jenseits faßte, hafteten in Träumereien, waren, wie überhaupt Gebilde der bloßen Einbildungskraft, schwankend, bald mehr bald minder lebhaft ausgeführt, bald unbestimmt und widersprechend. Einige wenige Hauptzüge lassen sich gleichwol zeichnen. Es fehlte zwar nicht an Wilden, welche im Tode ein völliges Aufhören erblickten (wie die Kaffern, wie manche Grönländer *), Lappen **), Wogulen, Buräten, Tungusen u. a.), aber die durchgängige Meinung war doch die von ihrer Fortdauer. Manche Südseeinsulaner, wie z. B. die Bewohner der Freundschaftsinseln ***), die Neuseeländer †) u. a. glichen beide entgegengesetzte Behauptungen dahin aus, daß sie sagten: gemeine Leute besäßen keine unsterbliche Seele, Häuptlinge, vornehme und mächtige Personen lebten im Jenseits fort. Sie waren also der Ueberzeugung, daß es zwei verschiedene Arten von Menschenseelen gebe, die sich nach dem irdischen Stande richteten oder nach denen sich die Lebensstellung gestalte. Es gab aber auch niedere Leute auf Tonga, die so eitel und vermessen waren, ihre Seelen gleichfalls für unsterblich zu halten.

---

*) Cranz 257.

**) Rheen in Schefferi Lappland. Frankfurt am Main und Leipzig 1675. S. 101.

***) Martin, Nachrichten über die Freundschafts- oder Tongainseln von William Mariner. Deutsche Uebersetzung. Weimar 1819. S. 65. 430.

†) Cruise's Journal p. 282: Die Neuseeländer. Nach dem Englischen. Leipzig 1833, S. 218.

Die Madagassen stellen sich vor, daß man vom Leibe sich scheidende Seelen in einen andern Menschenkörper bringen könne. Am Leichenhause bohren sie ein Loch, an dessen Mündung sie die abgeschiedene Seele einfangen wollen, die sie dann sterbenden Personen ihrer Idee nach einhauchen.

Eine gemeine Einbildung vieler Völker war, daß nach dem Tode die Seele eine gewisse Zeit noch bei dem Leichname verbleibt, bevor sie in das Land der Seelen abzieht. Die Neuseeländer beschränkten diesen Zeitraum, während dessen die Seele um ihren ehemaligen Körper herumfliege und alles vernehme, was zu diesem gesagt wurde, auf wenige Tage. Andere, wie die Sandwichsinsulaner *), glaubten, daß die Seele eines Verstorbenen so lange seine Nachkommen begleite und beschütze, als von ihnen seine Gebeine verehrt werden. Die Einwohner der Marianen und Ladronen **) stellen zu Häupten des Sterbenden einen Korb und ersuchen die scheidende Seele, sich inskünftig diesen Korb als Wohnung gefallen zu lassen oder wenigstens bei der Rückkehr zu den nachgelassenen Verwandten in ihm Platz zu nehmen. Die kleinen Enten, die scharenweise Nachts mit traurigem, kläglichem Getön herumflattern, das sind, sagt der Abiponer ***), die Seelen derjenigen Verstorbenen, die noch nicht zur jenseitigen Ruhe eingegangen sind. Wenn amerikanische Indianer sich ängstlich hüten, den Namen eines kürzlich Verstorbenen auszusprechen, so mag dies daher rühren, daß sie sich einbilden, seine Seele vernehme den bekannten Namen, werde herbeigerufen, wirke dann irgendwo auf sie ein. In der Südsee, namentlich auf Otaheiti, glauben die Insulaner †), daß die Seelen der Vorfahren göttliche Kraft besitzen, die Menschen umschweben und über sie, zur Strafe von Uebelthaten, Krankheiten und Leid verhängen, und sie trachten deshalb danach, diese Seelen der Vorfahren durch Gebete und Opfer sich geneigt zu erhalten und nach vermeintlichen Beleidigungen zu versöhnen. Allgemein verbreitet war die Ueberzeugung, daß abgeschiedene Seelen sich noch auf der Erde zu schaffen machten und daß sie in mannigfachen Gestalten allerhand Unfug trieben. Man fürchtete sich vor ihnen, vor „Geistern". Natürlich grausete es vor dem Gespenste eines Verstorbenen. Die erschreckende Einbildung nährte immerfort wüsten Aberglauben. Des Zauberers Macht kann mit geheimnißvollen Beschwörungen die abgeschiedenen Seelen rufen und zwingen, daß sie ihm Rede stehen.

Die Vorstellungen von dem Leben der Seelen im Lande der Seelen wurden (und kaum konnte es anders sein) nach den bekannten Verhältnissen auf Erden gebildet. Sie setzen in ihm ihre gewohnten Beschäftigungen fort, jagen und kämpfen, trinken und tanzen. Die ruhige Glück-

---

*) Ellis, Reise durch Hawaii oder Owhyhee. Hamburg 1827, S. 199.

**) Meiners und Spittler, Göttingisches historisches Magazin. Hannover 1788, II. 750 f. aus Golbien p. 75.

***) Dobrizhoffer II. 97 f.

†) Beschreibung einer englischen Missionsreise nach dem südlichen stillen Ozean in den Jahren 1796, 1797, 1198 unter Wilson. Uebersetzt von Sprengel. Weimar 1800, S. 367.

seligkeit erscheint ungebildeten Menschen reizlos. Phantastisch malen sie sich den Ort und den Zustand des Jenseits aus. Die Seelen wirken wiederum in einer menschlichen Gestalt. Die Nordamerikaner halten diese für schöner und vollkommener, als ihre irdische war *). Die Grönländer hingegen sagen nach der Erzählung ihrer Zauberer, die zuweilen vorgeben, daß sie in das Land der Seelen gereist seien, bleich und weich sei sie, und wenn man sie angreifen wolle, so fühle man nichts. Diesen Begriffen gemäß werden zu den Leichen Geräthe, Waffen und Werkzeuge in's Grab gelegt oder mit ihnen verbrannt, damit ihnen nicht in ihrem neuen Aufenthaltsorte etwas Nöthiges gebreche. Man versorgt die abgeschiedene Seele. Grausame Gewohnheiten entsprachen diesem Wahne. Nicht wenige Völker mordeten bei der Bestattung eines Häuptlings seine Weiber und Diener, damit er beide im Jenseits wiederfinde und dort ein behagliches, angenehmes Dasein führe.

Von den Otaheitern wird zwar berichtet, daß sie glaubten: während des Todeskampfes schwebe um die Lippen des Sterbenden seine Seele und gleich nach dem Erlöschen des Lebens werde sie von der Gottheit verzehrt, verbinde sich mit ihr -- allein man wird wol nicht ohne Grund bedenklich sein, hierin eine wirkliche Volksvorstellung anzuerkennen. Solche Aeußerungen werden wol der Nachhall von halbverstandenen Reden der christlichen Sendboten sein.

Wir wollen aber nur die Volksvorstellungen kennen lernen und haben uns bisher nur mit diesen beschäftigt. Wir bemerkten dabei, daß, wie mannigfaltig sie auch sind, doch kein Volk den Gedanken einer unkörperlichen Seele erfaßte. Ohne eine stoffliche Hülle vermochten sie dieselbe sich durchaus nicht vorzustellen und diejenigen, welche in ihrer Ausbildung weiter vorgerückt die Meinung hegten, daß von einem Sterbenden etwas übrig bleibe, welches getrennt vom alten Leibe ein ferneres Dasein für sich allein führt, gaben doch gleichfalls diesem Ueberreste, den sie für die eigentliche Person hielten, einen neuen anders gearteten Körper. Alle Gedanken des Naturmenschen haften an der sinnlichen Erscheinung; alle Meinungen, die er sich macht, nehmen ihre Bestandtheile aus der Welt der Stoffe. Nicht zweifelnd an der Einerleiheit des den Menschen Belebenden und der Thierseele konnte er sich die Menschenseele im Thierkörper denken, und überzeugt, daß von dem Sterbenden außer seinem Leichnam noch etwas Unsichtbares übrig bleibt, was im Bezuge zur Stoffwelt beharrt, mußte er wol sich einbilden, daß dieses auch auf Naturerscheinungen einwirke und mitunter wol gar dem Auge des Lebenden sich zeige. Wie unheimlich es auch war, so wünschte er doch von ihnen Nutzen für das eigene Leben, und die Beherztesten veranstalteten zuweilen Todtenbeschwörungen, um Vortheile zu erlangen. Wie in Folge solcher Meinungen viele Gewohnheiten und Einrichtungen entstanden, ist an sich klar.

Auf dieser Stufe blieb indessen das Menschengeschlecht nicht stehen. Jene aus der unmittelbaren Wahrnehmung geschöpften Auffassungen wur-

*) Loskiel, Geschichte der Mission der evangelischen Brüder unter den Indianern in Nordamerika. Barby 1789, S. 32.

den durch bessere Einsicht in die Naturvorgänge und schärferes Nachdenken widerlegt. Einzelne hervorragende Männer faßten höhere Vorstellungen, welche mit den Begriffen, die sie sich von Gott und der Welt machten, in Verbindung waren. Als Glauben wurden sie geltend gemacht und aufgenommen. In Priesterkreisen wurden sie entwickelt.

Wenn die Schamanen der nördlichen Völker eine Dreitheilung des Menschen behaupten und ihn zerlegen erstens in das Leben, welches in den Gliedmaßen und den Bewegungsorganen ist, zweitens in den Geist oder den durch die Lungen ein- und ausgehenden Odem, und drittens in die Seele, die — ein unsterbliches, im Blute hausendes Wesen — nach dem Tode in einem neuen Leibe die Geschäfte dieses Lebens fortsetzt, so mag man dahin gestellt sein lassen, ob sie dies selber also ausgedacht, oder ob Meinungen der Kulturvölker auf sie Einfluß gehabt haben. Die bisherigen Vorstellungen überschritten sie im Grunde nicht. Meinten sie doch auch, daß ihre Thiere in der jenseitigen Welt zu neuem Wandel wieder aufleben würden.

Die Anknüpfung des inneren oder eigentlichen Wesens des Menschen an das Göttliche ist die unterscheidende Wendung, welche durch die Religionsverkünder gemacht wurde. Aber indem sie fortfahren, den Menschen als in der Kette der Naturdinge eingereiht zu betrachten, beharrten sie bei der Ebenbürtigkeit der Thiere und Gewächse mit den Menschen. Das Bestehen der Menschenseele in Thieren und Pflanzen erscheint demnach fort und fort als natürlich, und das Räthsel, das in dem ungleichen irdischen Schicksal der Menschen und dem ungetrübten Glücke so vieler Schlechten sich bietet, konnte für das Gerechtigkeitsgefühl befriedigend gelöst werden, wofern man die verschiedenartigen Daseinsformen als Folgen eines uns unbekannten vorangegangenen Wandels erklärte. So nahmen denn die Inder, und zwar Brahmanen ebensowol wie Buddhisten, die Mager und die Priester von Sais und Memfis eine Seelenwanderung durch verschiedenartige Zustände an und lehrten damit nicht blos eine Fortdauer nach dem Tode, sondern auch ein Leben vor der Geburt: Präexistenz und Unsterblichkeit der Seelen. Die aus der Gottheit hervorgegangene Seele muß in der Welt bleiben und in den wandelbaren Erscheinungen so lange ruhelos wandern, bis sie sich selbst zur Urweltlichkeit emporgehoben und damit zur Heimkehr in den Urquell reif gemacht hat. Ihr bisheriges Verhalten entscheidet darüber, welche Gestalt sie anziehen muß. „Welches Wesen ein Mensch bei seinem Tode im Herzen trägt, zu dem gelangt er, wenn er stirbt,“ lautet ein indischer Spruch. Die Seele, die an der Sinnlichkeit hängt, wird wieder geboren, ihrer Eigenschaft gemäß, in einem Menschenleibe, in dem sie ihre früheren Sünden büßt, wofern nicht gar ihre Vergehungen sie in Thierkörper erniedrigen. Denn der Mörder wird zum Hund, Eber, Esel u. s. w., der Pferdedieb zum Tiger, der Obstdieb zum Affen, der Salbendieb zur Bisamratte, der Salzdieb zur Heuschrecke u. s. w., um später wiedergeboren als Mensch auf der niedrigsten Stufe der Gesellschaft „von neuem ein besseres Streben beginnen zu können und seine frühere Schuld durch Ertragen von Leid abzubüßen.“ Die ihrer Einheit mit dem Allgeist

bewußte Seele vereinigt sich endlich mit ihm. — So beschaffen war die uns am genauesten bekannte indische Lehre. Manche indische Weisen wollten wissen, daß die Seele nach dem Sterben in einem feinen luftigen Leibe zum Monde aufsteige und von dort durch den Regen, oder durch Aether, Wind, Wolken und Regen zur Erde herniederkomme, und so in Kräuter, Reis, Gerste und andere Pflanzen und mittelst dieser in Thiere oder Menschen nach ihrer Bestimmung oder der Anziehung, welche ihr Erbtheil geworden ist, übergehe. Wie sehr mußte die Vorstellung beängstigen, daß ein Fehltritt auf eine niedere Sprosse der Leiter der Geschöpfe herabstürzt! Nach rechter Erkenntniß und nach Entäußerung der Selbstheit sollte jeder Inder streben; denn die einzelne auf sich bestehende Persönlichkeit ist ja das Unselige. Unter dem Einfluß dieser Gedanken entwickelte sich die ganze Lebensgestaltung des indischen Stammes. Bis zu diesen letzten, die Kraft des thätigen Handelns brechenden Folgerungen ist weder das Zendvolk noch das ägyptische Priesterthum fortgeschritten. Beide bildeten die Lehre von der Seelenwanderung nicht im gleichen Grade aus.

Die Vorstellungen dieser Völker haben indeß noch eine übereinstimmende Seite, welche für uns besonders merkwürdig ist. Inder, Zendvölker und Aegypter verbanden nämlich den neuen Ausgangspunkt ihrer Betrachtung mit der herkömmlichen Vorstellung und erblickten demnach in dem Menschen eine Zusammensetzung und Einheit von drei ihrem Wesen nach verschiedenen Bestandtheilen oder Naturen, nämlich von Leib, Seele und Geist. Sie zerfällten mithin das Unkörperliche und man wird fast versucht sich so auszudrücken: danach habe der Mensch zwei Seelen oder zwei Geister im Leibe, trage eine gedoppelte Natur in seiner irdischen Gestalt.

Die Brahmanen sprachen: der den Körper zu seiner Wohnung nehmende gestaltlose Theil des Einen, in sich einigen Urgeistes ist der erkennende Geist; dieser ist reine, unterschiedlose Einheit und demzufolge gleichgiltig gegen alles Fühlen, Wollen und Weltbetrachten; nur in sich selber versenkt er sich; das zufällige, veränderliche und vorübergehende Dasein des Leibes verneint er; was mit diesem vorgeht, berührt ihn nicht: er ist lebendig, ohne von außen angeregt zu sein. Es sind nur Unwissende, welche wähnen, daß er in den Sinnesthätigkeiten das Bewegende sei. Er ist im Leibe der Bewußte, der, welcher Ich sagt. Aber eingegangen in die Welt, von der Natur überwältigt, fällt er seiner selbst vergessend, in die Fesseln der Selbstheit hinunter und wird fortan durch Verlangen an die Welt gebunden, bis er sich wieder des Verlangens entschlägt. In der Höhlung des Herzens, sagen Einige, wohne die Geistigkeit. Ein Lichttropfen wird sie von andern bildlich genannt, der Funke eines flammenden Feuers. Das Zweite, welches der irdischen Wirklichkeit angehört und den Menschen zu einer bestimmten Person macht, die Seele, heißt bestimmt ein feiner Körper. Ihre Eigenschaft ist das Behaupten ihrer selbstständigen Einzelnheit und insofern entfernt sie von der Gottheit. Das Göttliche und das Ungöttliche, Geist und Leib, vereinigend, ist sie es, welche die Persönlichkeit ausmacht. Etwas anderes als der Leib hat sie die Thätigkeiten des Kopfes und des Herzens zu eigen, Gemüth und Willen und Verstand, nämlich das Auffassungsvermögen und diejenige

Eigenschaft, welche die einzelnen Weltdinge erkennt. Im irdischen Dasein ist der Geist mit einer jeden Seele zur Einheit verbunden. Die Vielheit der Seelen hat eine ungemeine Mannigfaltigkeit, und nach ihren Stufen richten sich die entgegengesetzten Zustände des Daseins. Der Tod ist der Uebergang in eine andere Form bis zum Eintritt der Selbstvollendung.

Aehnlich, jedoch mit einer thatkräftigen Hinwendung zum äußeren Leben belehrte Zarathustra das Zendvolk: ein ursprüngliches göttliches Wesen sei der Geist, ein Frawasi, dessen Bestimmung es ist auf Erden, für den Sieg des Guten zu kämpfen und sich von dem ihm andrängenden Schlechten zu einigen. Der Tod ist Rückgang in seine selige Heimath. Die Seele ist auch in seinen Augen das Mittelglied zwischen Geist und Leib Sie ist äußeren Einflüssen und den Bestimmungen des Geschicks unterworfen. Zarathustra's Anhänger, Mager und Chaldäer, wollten, daß von einer äußern himmlischen Macht, den Gestirnsphären, welche die Seele im Augenblick ihrer Geburt durchwandert, auf sie Eigenschaften an und in ihr, sowie Bedingungen für sie übergehen. Auf dem Grunde dieser Ansicht von einer aktiven und passiven Ausstattung der Seelen erhob sich die Sterndeuterei und insonderheit das Nativitätsstellen. Diese Seele ist übrigens vergänglich, sie löscht mit dem Leben aus, in Luft zerfließend. Vielleicht dürfen wir als diesem Gedankenkreise noch angehörig aus des Pythagoras System ergänzend hinzufügen, daß die Seele ein Ausfluß des lichten Aethers, ein warmer Dunst aus dem Hirne sei, daß sie einen Aetherleib habe, der durch das Blut genährt wird — und wir würden alsdann in dieser Lehre eine Umbildung der Volksansicht erkennen, wonach das Belebende, Innere ein Hauch sei.

Der verstorbene Leib wird, nach der Ansicht der Inder und Perser, zu Erde und Staub. Erstere begruben oder verbrannten ihn, jene hielten ihn für unrein, setzten ihn Hunden und Geiern zum Fraß aus und bestatteten die bloßen Gebeine oder mindestens erst dann den Leichnam, nachdem er von Thieren angefressen worden war. Hiermit im Gegensatz verwendeten die Aegypter die äußerste Sorgfalt auf die Erhaltung des Leichnams. Sie mumisirten die Leichen und gruben zu ihrem Schutz große und sichere Gräber in Felsen. Aegyptische Herrscher verwendeten die Kraft ihrer Regierungszeit dazu, sich zum Grabe eine Pyramide zu bauen. Wahrscheinlich knüpften sie den Zustand des jenseitigen Fortlebens an die Fortdauer des Körpers und erblickten in dem mumisirten Körper nicht eine Leiche, sondern einen Lebendigen, der zugleich jenseits des Grabes sich in göttlicher Gesellschaft befindet. Verfällt der Leichnam in Verwesung, so muß seine Seele ihre Wanderung durch andere Geschöpfe antreten. Die Beisetzung ward mit dem Ausdruck „der Name des Verstorbenen steht im Begriff über den See zu fahren" angezeigt. Es schreckte, daß sie einem Schlechten durch ein Gericht abgesprochen werden konnte.

Die Aegypter, meinte der Grieche Herodotos, „sind die ersten, welche die Meinung ausgesprochen haben, daß die menschliche Seele unsterblich ist und, wenn der Körper verweset, immer in ein anderes eben zum Leben kommendes Geschöpf hineingeht; sei die Seele nun jedesmal in allen Land-, Meer- und Himmelsthieren herumgewandert, welche Umwandlung sie in

dreitausend Jahren mache, so gehe sie wieder in einen zum Leben kommenden Menschenleib ein." Von den Aegyptern nahmen einzelne Griechen diese Meinung an. Vermuthlich ging der Glaube an eine bessere Unsterblichkeit auch von Aegypten in die griechischen Geheimbünde über, welche, wie namentlich die eleusinischen Mysterien, ihren Eingeweihten eine tröstlichere Aussicht in die Zukunft als die gemeine Volksvorstellung gewährten im Hinblick auf seliges Sein.

Die Theosophie der Orphiker betrachtete die Seele als einen vom Ganzen losgerissenen Hauch, welcher durch die Winde umhergetrieben und von lebendigen Wesen im Athmen aufgenommen wird. Zur Bestrafung für schon begangene Sünden muß sie in dem irdischen gebrechlichen Körper, der für sie ein Gefängniß ist, wohnen; eines Tages zerbricht dieser ihr Kerker, aber hat sie im Menschenwandel von neuem gesündigt, so bleibt sie noch innerhalb des Kreises des Geborenwerdens und muß eine neue Wanderung bestehen. Gleiches lehrte Pythagoras und seine Schule. Er sah in der Seele ein Luftprinzip und ein Lichtprinzip, und schied den im Gehirne vorhandenen Ausfluß des göttlichen Centralfeuers von einem irdisch-thierischen Gemüth (Thymos), welches, im Herzen sitzend, Leidenschaften und Begierden hat. Vom Blute werde die Seele ernährt, die Gedanken und Reden seien Winde der Seele, nicht sichtlich, weil der Aether selbst unsichtbar ist*). Einige Pythagoräer sagten: Seele seien die Sonnenstäubchen in der Luft; andere: das die Sonnenstäubchen Bewegende sei die Seele**). Die gebildetern Griechen erkannten fortan in der Seele oder, wie sich Pindaros ausdrückt, „in dem lebendigen Bilde des Lebens" ein Göttliches und mehr und mehr brach sich unter ihnen die Ueberzeugung Bahn, daß über die abgeschiedene Seele ein Gericht ihres irdischen Handelns ergehe; doch blieben die Vorstellungen des Volkes schwankend.

Wenn in der Ausführung bestimmter Glaubenslehren das forschende Nachsinnen denkender Köpfe bereits wirksam wurde, und in dem Bemühen, eine Anzahl großer Räthsel zu lösen, gewisse erklärende Darstellungen des Zusammenhanges, in welchem das einzelne menschliche Leben steht, ausgedacht wurden, so können diese Versuche doch keineswegs als wirkliche Philosophie angesehen werden. Denn, wiewol sie gleiche Fragen mit dieser zum Vorwurfe hatten, so stützten sie sich doch auf gegebene überlieferte Annahmen und bewegten sich in willkürlichen Ausmalungen. Die Phantasie und der schwache Verstand des gemeinen Haufens mochte immerhin in den versuchten und fest versicherten Aufstellungen Befriedigung finden — und daß solches der Fall war, bewiesen so viele Einrichtungen und Bestrebungen, die sich an jene knüpfen — der höher Strebende, der nach heller Ueberzeugung Trachtende konnte sich nicht bei ihnen beruhigen. Allerdings heftete sich namentlich bei den Indern eine starke philosophirende Thätigkeit an die vorhandene Anschauung und erhob sich sogar theilweise zur Selbstständigkeit: zur völligen Freiheit von den geglaubten Grund-

---

*) Diogenes Laertios, Lebensläufe der Philosophen, VIII. V. 30.
**) Aristoteles von der Seele, I. 2.

annahmen drang sie dennoch nicht. Wie hochschätzenswerth, tief und kühn sie auch in sehr vielen Stücken war, so entrang sie sich doch der Gebundenheit keineswegs gänzlich, und die indischen Philosophen gewahrten vielleicht nicht einmal ihre Voreingenommenheit in Beziehung auf die festgehaltene Seelenwanderung. War aber schon das Erwachen des logischen, nach verschiedenen Seiten hin erörternden und die Schlußfolgerungen ziehenden Behandelns der Frage von der Seele ein fruchtreicher Vorgang, so that diese morgenländische Theosophie auch darin einen großen Schritt weiter, daß ihr die bisher aufgestellte Lebenskraft — denn was anderes sollte im Grunde der Ruch und die anima bedeuten, wie immer sie auch ausgestattet wurde? — nicht mehr genügte; daß sie vielmehr im Menschen eine denkende, schöpferische Macht entdeckte von höherer Wesenheit als die Lebendigkeit, als die Kraft des Empfindens und Wollens. Was noch unbegriffen blieb, war die Persönlichkeit. Noch nicht deutlich erschien der Geist im Menschen als ein auf sich selber beruhendes und im letzten Grunde sich selbst frei bestimmendes Sein. Das voraussetzungslose Philosophiren mußte verschiedene Stufen durchlaufen, bevor es zu diesem Begriffe drang.

Die Schinesen, deren Gebildete wenigstens von keiner Offenbarung und keinem Glauben wissen, sahen frühzeitig darin eine Verschiedenheit des Menschen von allen andern Geschöpfen, daß die in allen wirkende Urkraft in ihm allein als bewußtes Denken vorhanden ist. Die Urkraft, die sich zur Herstellung jedes Naturdinges mit dem Urstoff verbindet, überwiege diesen in der Menschenerscheinung so stark, daß sie als erkennender, selbstbewußter Geist in ihm waltet. Die Seele befindet sich demzufolge in Uebereinstimmung mit der göttlichen Urkraft, ihre Gesetze sind auch die Gesetze des Alls, und die in der Welt thätige Vernünftigkeit kommt in ihr zum Bewußtsein. Vernünftigkeit ist ihr Wesen. Die Reden der Anhänger Kung-tse's schrieb Tscheu-sse mit folgenden Worten nieder*): „Ein im höchsten Grade vollkommener Mensch kann seine eigene Natur, das Gesetz seines Wesens und die daraus entspringenden Pflichten gründlich erkennen. Versteht er sich, so vermag er eben darum auch die Natur andrer Menschen, das Gesetz ihres Wesens gründlich zu erkennen und sie über alle Pflichten zu belehren, die sie zu beobachten haben, um den Himmelsauftrag zu erfüllen. Wiederum setzt ihn eben dies in den Stand, die Natur der andern lebenden und wachsenden Geschöpfe gründlich zu erkennen und ihnen behülflich zu sein, daß sie ihr Lebensgesetz nach ihrer eigenen Natur erfüllen. Und alsdann vermag er eben dadurch vermittelst seiner höheren einsichtigen Kräfte dem Himmel und der Erde zu helfen in ihren Umwandlungen und in der Unterhaltung der Wesen, auf daß sie ihre Enthüllung gewinnen. Endlich kann er, indem er solches vermag, eine dritte Macht gründen mit dem Himmel und der Erde." — Ebenso sprach der Philosoph Meng-tse**): „Wer alle Vermögen seines denkenden Grun-

*) Tschung-yung, c. 22.
**) Lün-yü, II. c. 7, §. 1.

des entwickelt, kennt seine vernünftige Natur. Kennt man einmal seine vernünftige Natur, dann kennt man den Himmel." Der Himmel nämlich ist die Bezeichnung für den Urquell der Vernunft.

Die älteren griechischen Philosophen stehen noch auf einer Uebergangsstufe. Es waren nicht diejenigen Kreise, welche die Lehre von der Seelenwanderung aufgenommen hatten, sondern die sie verwerfende jonische Schule, welche den Fortschritt herbeiführte. Ihr Gipfel, Herakleitos der Ephesier, stellte sich noch die Seele oder Lebenskraft (Psyche) als einen feurigen Stoff vor und zwar als den allerfeinsten, höchst beweglichen Stoff in runder Gestalt, als einen verklärten, trocknen und lichten Dunst; ihre Quelle ist das Urfeuer. Der Leib von Erde zog und sog diesen feurigen Dunst in sich. Er, die Psyche, nimmt sowol vom Stofflichen an sich, von dem Feuchten, Dunklen und Todten, als auch etwas von dem Ewigen, Göttlichen. Von letzterem soviel als der Knabe vom Manne. Ihre Art bestimmt sich nach dem Verhältnisse dieser doppelten Aufnahme. In der Seele spiegelt sich also (zufolge Herakleitos Lehre) die allgemeine Weltvernunft (der Logos) ab; die Seele nimmt von ihr an, mehr oder weniger, je nach ihrer Reinheit und, was sie von ihr aufgenommen hat, das ist ihre Vernunft.* Damals sahen also griechische Philosophen in der Seele noch eine körperliche Mischung, wiewol eine feinere und höhere, als diejenigen sind, welche die uns bekannten Stoffe zeigen.

Der Klazomenier Anaxagoras, der Freund des Perikles, ist der große Mann, der auf einer höhern Stufe den Ansatz nahm, und einer vollkommeneren Entwicklung entgegenführte. Wie er — ein Aergerniß denen, die noch nicht einsahen, daß Irrthum niemals frommt, sondern nur irrt, verwirrt und verwickelt — mit kühnem Muthe den Volkswahn bestritt, der unter dem Namen „Glauben" unantastbare Heiligkeit anmaßend beanspruchte, so entfernte er sich auch von den herrschenden Meinungen hinsichtlich der Seele. Denken und Dinge stellte Anaxagoras in schroffen Gegensatz. Der ewige Stoff, so setzte er auseinander, wird gestaltet in Verbindungen und Auflösungen, in vergänglichen Dingen, die starr und äußerlich bleiben. Beweger derselben ist die rein in sich selber seiende Vernunft oder der selbstständige Geist (nus, logos). Dieser allein besteht durch sich selbst; er nur ist schlechthin und rein. Er ist das leiblose Erkennen, das nichts Gemeinsames hat, mit Nichts von Allem. Die Geistigkeit wird von Anaxagoras frei entwickelt. Sie ist für sich Macht der Wahrheit, nicht selbst Bewegung, sondern Grund der Bewegung und des Lebens. Hat es den Anschein, als ob Anaxagoras den Geist (nus) der Seele (psyche) übergeordnet habe, so hat er doch gesagt: Geist und Seele seien dasselbe. Er wählte also wol nur, um falsche Nebenvorstellungen abzuwehren, einen bezeichnenderen Ausdruck: Geist. Daß der Geist unsterblich ist, verstand sich hiernach von selbst. Euripides drückte sich folgendermaßen aus *): „der Geist (nus) Verstorbener lebt zwar nicht, hat aber ewigen Sinn, in den ewigen Aether eingehend." Den fruchtbaren Keim,

*) Euripides, Helena Vers 1018—1020.

den Anaxagoras gelegt hatte, brachte der Athener Sokrates zum Gedeihen. Sokrates sah in der unsichtbaren Seele, die im Körper Leben und Bewegung verursacht, gleichfalls ein höheres, göttliches Wesen, zeigte in ihr schon die unmittelbare Erkenntniß von dem, was sittlich und recht ist, des Guten und Schönen, und wagte sich an den Erweis der Unsterblichkeit. In sich selber finde sich der Mensch zurecht, im Aufschließen vor sich selbst, im Selbstverständigen.

Die Verfolgung der Ansichten von der Seele ist nunmehr schon in eine Geschichte der philosophischen Lehren übergegangen und wir müßten uns fernerhin weniger mit Volksansichten als mit den Entwickelungen einzelner Denker beschäftigen. Es ist daher Zeit, diesen Aufsatz mit ein paar Blicken auf den Gedankengang der Folgezeit abzuschließen.

Während nämlich eine Reihe tiefer Forscher den Weg des Anaxagoras und Sokrates einschlugen, als den Kern der menschlichen Wesenheit die denkende Macht herauskehrten und von Ziel zu Ziel gelangten, zog die alte Ansicht, die nun veraltet war, ein frisches Gewand an, um neu zu erscheinen. Die Hauptschule der Philosophen erkannte nämlich in der Seele eine unkörperliche, thätige, ihren Zweck in sich tragende Grundkraft des Lebenden, unterschied von ihr einen besonderen Geist nicht, sondern sah in der Seele selbst die göttliche Vernunft webend, und entwickelte in's Einzelnste die verschiedenen Grundkräfte und Vermögen der Seele. Dagegen beharrte eine hausbackenere Behandlung in dem früheren Gleise und genoß den Beifall der Vielen, die ernstes Nachsinnen scheuen. Anaxagoras hatte die Geistigkeit hervorgekehrt, aber sich (wie Aristoteles ausdrücklich bemerkt) nicht deutlich genug darüber ausgedrückt, daß sie nicht neben der Seele, als ein Drittes, erkenne. Die im Morgenlande angenommene Dreitheilung des Menschen, über welche die großen griechischen Philosophen hinausgerückt waren, schien Mißverstehenden durch ihn bestärkt. Man hielt neben dem von ihm mit Nachdruck genannten Geist (nus) die gewohnte Bezeichnung Seele (psyche) fest und sprach demgemäß von Geist, Seele und Leib. Diese Auffassung ward die gangbare und gemeinübliche und ist es geblieben. Es wirkte übrigens nach der makedonischen Eroberung Vorderasiens die griechische Bildung auch auf die Juden ein und die Meinung: die Seele sei unsterblich, verbreitete sich auch unter ihnen. Als das Judenthum in einem schweren, anscheinend gänzlich ungleichen Kampfe gegen die auf seine Vernichtung gewaltthätig hinstrebenden griechischen Könige von Syrien sich aufraffte: da riefen die begeisterten Makkabäer der jüdischen Helden, die freudig in den Schlachtentod zogen, den erhebenden Trost zu, daß sie nicht vergingen. Aber kindisch erfaßten sie den großen Gedanken. Die Leiber derer, welche für das Gottesgesetz den Tod erleiden, diese würden, sprach man, wieder auferstehen zum freudevollen, ewigen irdischen Leben *) in Jerusalem. Die Auferstehung des Fleisches nach einem langen Schlaf im Erdenstaube blieb die herrschende Vorstellung. Theilten sie doch auch die ältesten Christengemeinden.

*) Zweites Makkabäerbuch Cap. 12, 45; Cap. 7, V. 11, 14, 23, 29; Cap. 14, 46.

Indessen reinigten und verklärten sich die Ansichten von der Unsterblichkeit unter Juden *) wie unter Christen, und ein von der Körperlichkeit abgesonderter Bestand des Geistigen ward geglaubt. Die jüdischen Gelehrten hielten übrigens lange dafür, daß wenn der Mensch stirbt, die Seele sich nicht sogleich ganz von ihrer bisherigen Wohnung trennen kann, sondern noch vier Wochen den Körper umschwebt, worauf sie in den Himmel einzieht.

Nur unter Kämpfen behaupten sich neue Gedanken.

Der scharfen Aufstellung des rein Geistigen setzte sich unter den Griechen ein Versuch entgegen, die alte Auffassung zu behaupten. Wenig Anklang fanden Hippon, welcher darauf fußend, daß der Samen aller Geschöpfe feucht sei, der Seele einen wässerigen Körper beilegte, und Kritias, welcher sie wieder näher mit dem Blute zusammenbrachte, weil Empfinden ihr Eigenthümlichstes sei; wol aber bekamen zahlreiche Nachfolger die beiden Zeitgenossen des Sokrates, Leukippos und Demokritos, als sie die Seele für einen untheilbaren, kugelförmigen Feuerkörper ausgaben. Selber bewegt, theile sie Anderem Bewegung mit. Bedingung ihres Bestandes sei das Athmen. Einen Geist unterschieden diese Philosophen so wenig von der Seele, wie nach ihnen Epikuros, der weil nur das Leere unkörperlich ist, die Seele gleichfalls nicht unkörperlich, sondern einen durch den ganzen Leib verbreiteten, einem Hauche gleichenden Körper, aus rundlichen, glatten Theilen nannte, und das Denken als eine Naturthätigkeit in einem ausströmenden Fließenden erklärte. Welche Verworrenheit der Ansichten nunmehr einriß, wie selbst der Stifter der Stoiker die Seele für einen warmen Hauch oder eine Ausdampfung hielt; Andere gar, wie Quintus Serenus, den Magen zum König des Menschen erklärten, und endlich Sextos Empirikos und Galenos bekannten, daß von dem Wesen der Seele sich nichts mit einiger Wahrscheinlichkeit sagen lasse — dies näher auszuführen und die entgegengesetzten Darlegungen der Aristoteliker und Platoniker zu entwickeln, möchte uns allzuweit führen. Wol aber müssen wir darauf achten, daß unter dem Volke sich mehr und mehr die geistige Auffassung einer Gegensätzlichkeit von Geist und Körper verbreitete.

Der Zerfahrenheit in den Kreisen der Denker, der Unsicherheit und dem Zweifel trat erst wieder Des Cartes gegen die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts mit Erfolg entgegen, als er darthat, daß wir in unserem Denken das einzig Sichere besitzen und in ihm unser wahres Sein haben, daß mit ihm Begriffe und Grundsätze nothwendig verknüpft sind. Zum zweitenmale erhob sich der Widerspruch. Condillac, Maupertuis, la Mettrie, Helvetius u. A. glaubten in mechanischen und chemischen Nothwendigkeiten den für alles ausreichenden Erklärungsgrund zu entdecken. Der Stoff sollte leben, empfinden, denken, der Verstand nichts weiter als der Erfolg des Gedächtnisses sein, ein erworbenes Gut, alles von den Sinnen ausgehen, der Mensch eine Pflanze sein. Diese von Locke vorbereitete Richtung fand ihren Abschluß in Cabanis (1800).

*) Buch von Daniel, Cap. 12.

Aber schon stürzte Kant das System des Locke und Fichte, zeigte in der ursprünglichen Ichheit des Menschen den festen Boden und Anhalt für die Auffindung der höheren Lösungen. Eine gewaltige philosophische Arbeit rückte seitdem in Deutschland der Erkenntniß vorwärts. Freilich bewegte sie sich in so schwer zugänglicher Höhe, daß ihre Grundlegungen nur diejenigen begreifen konnten, die ein vorbereitendes, langes und höchst anstrengendes Studium nicht scheuten. In ihren Begründungen von der Masse unbegriffen, schien sie rückhaltlos, als die hereinbrechende Fluth staatlicher Reaktion alle Stützen höheren Strebens fortzuschwemmen und jeglichen Aufschwung auszutilgen drohte. Von den Aeußersten beider politischen Parteien ward, was die Philosophie über die geistige Natur des Menschen ergründet hatte, für nichtiges Hirngespinnst, für vermessene Einbildung und eitlen Wortkram ausgegeben. Die Männer der politischen Reaktion vermochten nun allerdings nichts Mehreres als übermüthig zu schmähen; aus den Kreisen der Linken gingen jedoch Naturforscher hervor, welche noch einmal den Versuch der entgegengesetzten Begründung unternahmen: Karl Vogt, Moleschott, Burmeister u. A. Diese sagten mehr oder minder entschieden: Stoff und Kraft seien alles, die Seele nur der Inbegriff von Fähigkeiten und Kräften, welche der leibliche Organismus zu Tage bringt; was für geistige Thätigkeit ausgegeben werde, sei nur Aeußerung stofflicher Verwandtschaft in Folge des formellen Gepräges der körperlichen Organe, die Gedanken Aussonderungen der Hirnsubstanz, und ohne Phosphor gebe es kein Denken. Auf der Naturforscherversammlung zu Göttingen entbrannte im Jahre 1854 der Streit: ob Hirn, ob Seele? Naturforscherversammlungen sind jedoch nicht der Platz, auf welchem die in das Bereich der Philosophie fallenden Fragen erörtert werden **können**. Denn der Naturforscher ist an bestimmte Methoden gebunden und muß dem Philosophen weichen, wo diese seine Methoden nicht mehr anwendbar sind. Entgegnet man: wie sollte ein denkender Mann nicht auch **diese** Fragen zu untersuchen wünschen? so kann jeder nur zustimmen. Wer möchte dies wehren wollen? Aber zu fordern ist, daß wer mit ihnen sich beschäftigt, sich vom Boden der Naturerkundung auf den der philosophischen Forschung vorher begebe und andere Methoden als seine gewohnten anwende. Bei Unkunde des schon Verhandelten — und von so vielen großen Philosophen, den scharfsinnigsten Männern des Menschengeschlechts, ward vieles gründlich untersucht — läßt sich selten Neues aufstellen, welches haltbar wäre, und Versuchen, deren Urheber sich des Studiums dieser Untersuchungen entschlagen haben, bleibt nur das Verdienst, die Anregung zu einer erneuten, noch gründlicheren Prüfung der bisher anerkannten Aufstellungen gegeben zu haben.

Der in einem dunkeln Gebiete befindliche Mensch, der das Bedürfniß fühlte, es zu erhellen, der das Dunkel peinlich empfand und wünschte und wußte, daß die Pforten höherer Erkenntniß sich ihm eröffnen müßten, folgte einzelnen Gedankenblitzen und Streiflichtern. Er traute ungereinigten, halbwahren Auffassungen, woran seine geschäftige Einbildungskraft ein Bilderspiel knüpfte. Die Phantasie, die sich für erleuchtete Vernunft

ausgab und neben göttlichen Ideen Träumereien als ewige Wahrheiten und himmlische Machtgebote hinstellte, war die Vorläuferin der ernsten Forschung der Vernunft. Mit sicherem Schritte traten die Philosophen den Gang vernünftiger Schlußfolgerungen an.

An die Dichter der Gegenwart.

Von J. B. Ciolina-Amrhein*).

Nach Taubenart kann ich kein Lied Euch geben;
Vom Bergstrom nur lernt' ich der Töne Harmonie,
Den Wolken gleiche ich, drin Sturmesdünste schweben.
Selbst zum Gebet wähl' ich des Donners Melodie.
In's Thal herab steig' ich nicht gern zu Zwergen,
Denn dieser Gletscher ist der Freiheit stärkster Thurm;
Und mein Gesang, geläutert in den Bergen,
Er sucht, wie jeder junge Adler, sich den Sturm.

O, stellt sie ein, die Triller Eurer Flöten!
Es heischt die reife Zeit ein ungebändigt Wort.
Die Welt müßt Ihr aus ihrem Schlaf trompeten,
D'rum werft die zahmen Harfen, werft sie über Bord!
Todt ist der Tag der Liebe und der Rosen,
Der Baum des Traums, so grün er war, ist längst verblüht;
Des Heiles Näh' verkündigt sich im Tosen,
Hoch geht das Meer und singt das Auferstehungslied.

Die ernste Zeit bedarf nun ernsterer Gestalten;
Es theile jetzt der Barde dieser Erde Leid. —
Durch alle Länder geht ein frisches Walten;
Denn das Jahrhundert wünschet sich ein neues Kleid.
Es will sich um und um die Schöpfung wenden,
Und aus der engen Puppe strebt der münd'ge Tag;
Der Völker Frühling naht aus allen Enden,
Zum Eden will nun werden, was lang verödet lag.

---

*) Dieses Mitglied, eines unserer werthesten, ein schlichter Kaufmann, besitzt ein nicht gewöhnliches poetisches Talent, das er in lyrischen, epischen und selbst dramatischen Formen versucht hat. Seine große Bescheidenheit zwingt uns, einige Proben, die wir zufällig in Händen haben, ohne sein Wissen mitzutheilen. Wir hoffen, spätere Bruchstücke seiner Tragödie „Robert" veröffentlichen zu können. Er schreibt ursprünglich. Anm. der Red.

O, Fluch dem Sänger, der das Amt versäumet,
Dazu ihn Gott als Priester in die Welt gesandt! . . .
Indeß die Zeit in ihre Zügel schäumet,
Geht mancher Genius am leichten Gängelband.
Der Lorbeer schmückt nun keine Marmorbüste,
Nur den Propheten krönt die junge Muse gern;
Ein Sanct Johannes in Judäas Wüste
Bereite er die Wege seinem künft'gen Herrn!

An Winkelried.

Sonett (zu gegebenen Endreimen) von J. B. Ciolina-Amrhein.

Umsonst starrt an Dich eine Eisenmauer;
Denn Manneskraft biegt Speer und Schild;
Sie stoben vor Dir hin, gleich scheuem Wild
Wenn es den Löwen merkt auf stiller Lauer.
Das Einz'ge nur versetzt' Dein Herz in Trauer
Und folgte Dir in's blut'ge Schlachtgefild:
Es ist der Kinder und der Gattin Bild;
Denn nicht der Tod bringt Deiner Seele Schauer.
Du dichtetest der Volksfreiheit Parabel,
Dein Ruhm fällt in der Ewigkeiten Schos;
Leicht glaubet man, so große That wär' Fabel.
Doch dies Jahrhundert hat ein nied'res Los —
Die alte Eintracht wird ein Thurm zu Babel;
Statt Dir zu gleichen, liegt es faul auf Mos.

Lacrimæ Christi.

Von J. B. Ciolina-Amrhein.

Einstens fiel's dem Heiland ein
Seinen Lieblingsstern zu seh'n,
Und Er stieg von Himmelshöh'n
Nieder in Europa's Hain.
Und so wandert Er nach Süd
Tief in's schöne Lorbeerland,
Wo auf Hügeln und am Strand
Herrlich die Olive blüht.

Und Er sah nun hochentzückt
Hin auf's Land und auf das Meer;
Doch Er fand im Kreis umher
Nirgends eine Brust beglückt.
Sklaverei nur sah Sein Aug',
Im elysischen Gefild'
Seines Vaters Ebenbild
Abgenützt zu Thieresbrauch.
Ferner noch Sein Auge sah
Unerhörte Kerkerqual,
Blutgerüste ohne Zahl,
Wie ein weites Golgatha.
Auf der großen Menschenbahn
Alle Hütten freudeleer!
Darob härmte sich der Herr
Und Er hub zu klagen an:
„Hat darum die Schöpferhand
Ihren Segen dir bescheert,
Daß dich schände Kett' und Schwert,
Du der Größe Vaterland?
Vater, ach, zum zweitenmal
Sende mich in's Menschenland,
Daß ich bringe, zornentbrannt,
Rettung diesem Thränenthal!
Feire Du das Himmelsfest,
Dem ich ahnungsschwer entfloh;
Nimmer droben werd' ich froh,
Weil Dein Arm die Welt verläßt!" —
So klagt' Jesus grambeschwert
Ob der tiefen Menschenschmach,
Und indem Er dieses sprach
Fielen Thränen auf die Erd'.
Siehe da, nach einem Jahr,
Wo die heil'ge Nässe fiel,
Wuchsen auf an grünem Stiel
Rebenbeeren wunderbar.
Reife gab der Sonnenschein,
Köstlich ward der Trauben Kraft,
Und der rothe Feuersaft
Nennt sich „Christi-Thränen-Wein".

Geistiger Zustand eines noch nicht unterrichteten Taubstummen.

Von Ulrich Karl Schöttle, Taubstummenlehrer in Bern.

Unser Album soll nicht nur ein bescheidenes Lebenszeichen unseres litterarischen Vereines sein, sondern es ist zugleich zu einer Unterstützung der Blindenanstalt, sowie der Mädchentaubstummenanstalt zu Bern bestimmt. Da ich Lehrer der letztern Anstalt bin, so fühle ich mich einerseits durch die letztgenannte Bestimmung des Albums, andrerseits durch meine berufliche Stellung ermuntert, in diesem Album Einiges über Taubstumme zu äußern, und will hiebei zum Gegenstande meiner Darlegung den geistigen Zustand eines noch nicht unterrichteten Taubstummen nehmen; und glaube hiedurch, den verehrten Lesern einen nicht unwillkommenen Dienst zu erzeigen.

Was die Taubstummen betrifft, so sind die Urtheile über sie gar verschieden, mitunter auch sonderbar und unrichtig. Schon der Begriff der Taubstummheit verdient näher bestimmt zu werden. Unter den Taubstummen unterscheidet man vorerst Taubgeborne von Taubgewordenen. Taubgeborne sind solche, bei welchen schon seit ihrer Geburt nie eine sichere Spur vorhandenen Gehörs entdeckt werden konnte, Taubgewordene aber solche, die früher gehört hatten, bei welchen aber früher oder später durch diese oder jene Ursache das Gehör, sei es in völligem oder nur partiellem Grade, sich wieder verloren hat. Die Zahl der Taubgebornen mag gering sein. Da es aber für Aeltern eine gar schmerzliche Endeckung ist, ein taubes Kind zu haben, und sie deßhalb häufig erst sehr spät an die vorhandene Taubheit ihres Kindes glauben, so mag angeborne Taubheit in manchen Fällen auch schon da vorhanden sein, wo manche Aeltern es sich nicht gerade eingestehen und lieber an ein erst späteres Eintreten derselben glauben wollten. Wenn aber auch Taubheit erst *nach* der Geburt eintritt, aber doch immerhin noch ehe das Kind sich in den Besitz der Wortsprache oder deren erste Anfänge gesetzt hatte, so bildet sich bei ihm dennoch der geistige Zustand in *derselben* Weise aus, wie bei Taubgebornen. Anders dagegen ist es bei Solchen, die das Gehör erst verloren, nachdem sie bereits der Wortsprache sich bewältigt, und nachdem der Einfluß und die Folgen der Wortsprache die von ihnen abhängige Beschaffenheit des geistigen Zustandes des Menschen schon bestimmt hatten. Solche Personen können aber auch eigentlich nie zu den *Taubstummen* gezählt werden, weil sie, wenn sie auch taub wurden, doch nicht mehr stumm werden.

Unter denen aber, welche dann noch als Taubstumme übrig bleiben scheiden sich die ganz Tauben von Denen, welche noch einen Rest des Gehörs, ein sogenanntes *Schallgehör*, behalten haben. Es gibt der Abstufungen von *völliger* Taubheit bis zur Fähigkeit, die menschliche *Rede* in gewöhnlicher Stärke zu vernehmen, viele; und für jede dieser

Abstufungen gibt es eine Anzahl Taubstummer. Je besser noch der vorhandene Gehörrest ist, für desto mehr und auch für desto feinere Schallarten ist der Besitzer desselben noch empfänglich; und wofür er durch sein Gehör noch den Maßstab für die Qualität und Stärke des gehörten Schalles besitzt, dafür hat er auch ebendadurch die Veranlassung und den Maßstab zur eigenen Nachahmung oder Nachbildung desselben. Je besser deshalb der vorhandene Gehörrest noch ist, desto mehr Bestandtheile der menschlichen Rede wird auch der Besitzer noch vernehmen, und desto leichter und zahlreicher auch die gehörten diesfallsigen Bestandtheile nachzubilden vermögen. Wie deshalb der noch vorhandene Grad des Schallgehörs zu mehr oder weniger und zu bessern oder schlechtern Sprechversuchen reizt und führt, so darf auch umgekehrt in den meisten Fällen aus den Tönen oder Sprechbruchstücken, die bei Taubstummen als eigene Naturprodukte sich bilden, ein Schluß gemacht werden auf den Grad ihres noch vorhandenen Gehörrestes; und die hiebei sich ergebenden Ausnahmen werden jedenfalls nicht zahlreich sein. Obgleich aber ein Gehörrest für den Tonsprachunterricht noch sehr wichtig ist, und diesen wesentlich unterstützt, so ist doch der geistige Zustand aller Taubstummen, bei welchen das Gehör schwächer ist, als daß sie durch dasselbe das Reden Anderer vernehmen, und durch den Verkehr mit Andern alsdann auch die Wortsprache sich selbst aneignen könnten, derselbe, und zwar ein von dem geistigen Zustande der Hörenden in manchen Hinsichten verschiedener; und taubstumm ist deshalb ein Jeder, der nicht durch sein Gehör die Rede Anderer vernehmen konnte und in Folge dessen stumm geblieben ist.

Was ist nun die Hauptentbehrung eines Taubstummen? Einfach das, daß er nicht hört, oder wenigstens nicht so gut hört, daß er die menschliche Rede hören, und auf dem gewöhnlichen Wege die Wortsprache erlangen könnte. Diese Entbehrung ist der Grund und die Quelle des geistigen Zustandes, durch den der Taubstumme sich vom hörenden Menschen unterscheidet, und den wir nun in Folgendem etwas näher betrachten wollen. Dabei will ich aber im Voraus bemerken, daß weder alle guten, noch alle schlimmen oder traurigen Erscheinungen, die bei einzelnen Taubstummen sich finden, als spezifisch den Taubstummen als solchen angehörende Züge angesehen werden dürfen, sondern nur diejenigen, für welche die Taubheit als bestimmte Ursache nachgewiesen werden kann. Denn daß z. B. mit Taubstummheit in vielen Fällen auch Schwachsinn, in andern dagegen dieser oder jener Kunstsinn sich paart, ist eine ganz zufällige Vereinigung, die keineswegs als spezifischer Zug im geistigen Zustande der Taubstummen überhaupt gelten kann. Die nothwendige Folge der Taubheit bei denen, die wir oben unter den Begriff der Taubstummen gefaßt haben, ist in erster Linie die Stummheit, in zweiter die alsdann bei solchen Taubstummen eintretende Geberdensprache. Wenn die Stummheit schon auf den ersten Anblick als ein tiefer Verlust angesehen wird, so glauben Manche in dem Eintreten der Geberdensprache wieder einen Gewinn oder gar einen Ersatz zu sehen. Wie es aber hiemit sich verhalte, wird später gezeigt werden.

Was bedeutet nun bei den Taubstummen ihre Stummheit? Stumm sein heißt bei ihnen nicht nur, nicht mehr sprechen können, sondern es heißt bei ihnen, auch die Wortsprache nie erlangt haben, und diese Entbehrung ist um ihrer tiefgreifenden Folgen willen das wesentlichste und beklagenswertheste Unglück eines Taubstummen. Schon wenn wir daran denken, daß die Wortsprache das natürlichste, sicherste und klarste Mittel des Verkehrs zwischen Menschen und Menschen ist, und der sicherste, zuverlässigste Weg, um den ganzen Inhalt und die ganze Art und Weise des geistigen Lebens nach Außen kund zu thun, und das diesfalls von Außen Kommende in uns aufzunehmen, so begreifen wir, was dem Taubstummen (der die Wortsprache nicht erlangen kann, in Folge dieses Zustandes) vorenthalten ist. Aber die Wortsprache ist auch eine Lebenskraft, mittelst deren wir allein sicher, klar und bestimmt gleichsam in das Innere eines Zöglings hineingreifen, und es nach Geist, Herz und Gemüth zu erfassen, zu bestimmen und zu leiten vermögen. Die Wortsprache allein gibt auf zuverlässige Weise dem Geiste das Mittel an die Hand, wahrhafte Begriffe zu gewinnen, in Begriffen zu denken, und in solchen Begriffen nicht nur die Außenwelt richtig zu erfassen, sondern auch in's Reich des Geistigen und Göttlichen sich zu erheben. Weil aber dieses eine Wirkung der Wortsprache ist, so ist diese Wirkung auch nur an den Besitz der Wortsprache geknüpft, fällt deshalb für den Taubstummen weg, weil er die Wortsprache ohne Unterricht nicht erlangt. Zwar bildet sich bei jedem Taubstummen, sei es in weiterem oder geringerem Umfange die sogenannte natürliche Geberdensprache aus. Aber diese hat einen von der Wortsprache wesentlich verschiedenen Charakter. Die Wortsprache ist Benennung der Gegenstände und Erscheinungen und Bezeichnung der Begriffe in benennender Weise, die Geberdensprache dagegen ist ein Hinweisen auf Anwesendes, ein Nachbilden des Nachbildbaren, ein Nachahmen des Nachahmbaren, oft ein Andeuten des Ganzen durch Einzelnes, und des Einzelnen durch das Ganze, oft sogar eine rein konventionelle Bezeichnung. Um ihrer benennenden Natur willen fixirt die Wortsprache die Begriffe des Konkreten, gibt den abstrakten ihre bestimmte Form, und erstreckt sich in gleichartigem Charakter sowohl über das Abstrakte, wie über das Konkrete. Die natürliche Geberdensprache aber ist eine Thätigkeit in Bildern, die das Reich des Abstrakten nicht erreichen kann, auch ihren Bildern keinen gleichartigen Charakter zutheilen kann. Wirkliche Begriffe, wie durch die Wortsprache, werden durch sie weder fixirt noch begründet. Die Wortsprache hat grammatischen und syntaktischen Charakter, und besitzt hierin das Mittel, Begriffe auf einander zu beziehen, sie lebenskräftig miteinander zu verbinden, sie von einander nach organischen Gesetzen abzuleiten; bei der natürlichen Geberdensprache ist vom grammatischen und syntaktischen Charakter keine Spur, deshalb in ihr auch keine Möglichkeit, z. B. die Dingbegriffe alle als Dingbegriffe, die Eigenschaftsbegriffe alle als Eigenschaftsbegriffe u. s. f. erscheinen zu lassen, die einen Begriffe aus andern zu bilden, und sie syntaktisch mit einander zu verbinden. Ist aber der Charakter der Geberdensprache spezifisch ver-

schieden von dem der Wortsprache, so muß auch die Wirkung beider auf Gestaltung des geistigen Zustandes spezifisch verschieden sein. Deshalb ist die innerliche Thätigkeit, die bei einem Taubstummen durch die Geberdensprache sich bildet, und von dieser abhängig bleibt, eine ganz andere, als diejenige, die bei Dem, der die Wortsprache erlangt, durch diese sich gestaltet. Und wie die Beschaffenheit der Sprache eines Menschen stets der getreue Abdruck seiner innerlichen Thätigkeit ist, so läßt sich auch umgekehrt die Beschaffenheit der letztern stets aus der Beschaffenheit der erstern erkennen. So muß die Beschaffenheit des Denkens, das durch die erlangte Wortsprache sich bildet, und in dieser sich ausdrückt, aus der Beschaffenheit der Wortsprache am deutlichsten erkannt werden und in dieser sich darstellen; und ebenso muß die Beschaffenheit der Geistesthätigkeit, die aus der Geberdensprache sich bildet, und diese zu ihrer Ausdrucksweise hat, auch das Spiegelbild der Geberdensprache sein. Beides läßt sich durch den Satz ausdrücken: der Hörende denkt in Begriffen, der Taubstumme in Bildern; das Denken des Hörenden ist ein begrifflich logisches, das des Taubstummen nur ein in Bildern vermitteltes und konkretes. In Folge dieses Zustandes ist die geistige Thätigkeit des Hörenden eine freie, bestimmte und normale, die des Taubstummen aber eine höchst gebundene, unbestimmte, unvollkommene und mangelhafte. Ob deshalb auch bei einzelnen Taubstummen, durch diese oder jene geistigen Umstände unterstützt, die Geberdensprache sich zu einem erfreulichen Umfange und zu ziemlicher Fertigkeit ausbildete, so würde doch auch hiedurch die Qualität des von ihr abhängigen geistigen Zustandes nicht verändert. Der Taubstumme kann durch ihre Hilfe immmerhin nur eine geringe Stufe erreichen; denn die freie geistige Thätigkeit wird durch die Beschaffenheit der Geberdensprache immer gelähmt, und kann nie zu einem Denken in wirklichen Begriffen sich gestalten, deshalb auch nie Abstraktes, Uebersinnliches oder Göttliches erfassen, was doch der Kern, die Krone und der Vorzug des menschlichen Denkens ist. Und wenn wir bedenken, daß alle Kenntnisse, die der Mensch sich aneignet, ihm vermittelst des gehörten oder geschriebenen Wortes mitgetheilt werden, so ist leicht einzusehen, daß für Den, der die Wortsprache nicht besitzt, ebendamit auch der Zugang zu all' den Kenntnissen verschlossen ist, deren Erlangung nur vermittelst der Wortsprache möglich ist. So sehen wir schon in dieser Hinsicht dem noch nicht unterrichteten Taubstummen durch seine Taubheit unglaublich Vieles vorenthalten, und keine Möglichkeit ihm gelassen, ohne Schulunterricht aus dieser tiefen Geistesarmuth sich zu erheben.

Kann aber der nicht unterrichtete Taubstumme nicht einmal dahin sich erheben, die sinnliche Welt in freier Weise zu erfassen, so ist dies noch viel weniger der Fall in Hinsicht dessen, was nur die Vernunft zu begreifen vermag. Die Entwicklung der Vernunft findet ihre Vorbereitung und Grundlage in der Entwicklung des Verstandes und der Sprache. Wo letztere mangelt oder geschwächt und verändert ist, muß nothwendig auch erste schwer darniederliegen. Deshalb erhebt sich ein nicht unterrichteter Taubstummer nicht zur Gotteserkenntniß und zur Erkenntniß seiner

eigenen Beziehungen zu Gott. Obgleich Gott auch für den Taubstummen ebensowohl vorhanden ist, wie für den Hörenden; obgleich er auch für den Taubstummen sich nicht unbezeugt läßt, auch ihm Leben und alles Gute verleiht; auch seine Schicksale leitet; auch seines Lebens Gang und Ende bestimmt; und auch ihn zum ewigen Leben bestimmt hat, so ist doch hiemit für den Taubstummen noch nicht Alles gethan. Denn wie für den Blinden die Nacht fortbesteht, ob auch die Sonne noch so hell scheint, so ist auch für den Taubstummen ohne Unterricht noch Alles, was ihn auf Gott hinweisen und mit Gott in Beziehung setzen könnte, ohne Einfluß, so lange die Bedingung fehlt, durch welche er dafür empfänglich gemacht werden könnte, nämlich die Wortsprache, die allein fähig ist, auch das Reich des Uebersinnlichen und Göttlichen zu erreichen, was der Geberdensprache nicht gelingt. Daher kann der nicht unterrichtete Taubstumme wol die Gegenstände und Erscheinungen in der Natur nachahmen; aber über die Ueberzeugung von ihrem Dasein hinaus erhebt er sich nicht zur Erkenntniß des Wesens, das die Ursache jener Gegenstände und Erscheinungen gewesen sein muß. Gewitter, Regen und Sonnenschein, Wechsel der Tages- und Jahreszeiten sind für ihn blos Gegenstände seiner Erfahrungen, aber nicht auch Veranlassungen, für sie einen Urheber noch über den Sternen zu suchen. Sterben ist für ihn Etwas, das ihm Grauen verursacht, und gerne ergibt er sich in jedes Mittel, oft in gar schmerzhafte Operationen, wenn ihm begreiflich gemacht wird, daß ihn Solches vor dem Sterben bewahren könne. Was jenseits des Grabes liege, ahnt er nicht, so wenig als das, daß das diesseitige Leben eine Vorschule für das jenseitige, der Tod der Eingang in das letztere sein soll. Und wie sollte ein solcher Taubstummer die Lehre des Evangeliums mit dem ganzen Reichthum seiner Wahrheit, seines Ernstes, seiner Gnade und seines Trostes erlangen, ohne die Wortsprache, d. h. ohne den eigenen Besitz derselben? Es ist nicht möglich. Daher ist auch Alles, was in den Einrichtungen der christlichen Kirche hierauf Bezug hat, z. B. Gebet, Predigt, Taufe, Abendmahl u. s. f. für den nicht unterrichteten Taubstummen ohne Bedeutung und Kraft. Es ist freilich noch ein Unterschied zwischen solchen Taubstummen, die in günstigeren Verhältnissen und unter günstigeren Einflüssen auf ihr Inneres aufwachsen, und Andern, bei welchen Solches nicht der Fall ist, und die auch noch sonst vernachläßigt werden; ebenso zwischen solchen, welche schon von Natur mit bessern Anlagen als Andere ausgestattet sind und diesen letztern selbst. Denn wenn z. B. eine christlich gesinnte Familie täglich ihre Hausandachten verrichtet und ihr taubstummes Kind dabei anwesend sein läßt; wenn sie vermittelst der Geberdensprache diesem zu verstehen gibt, daß oben in dem Himmel Jemand sei, an den sie betend denken, und der Alles geschaffen habe, und die Erscheinungen in der Natur veranlasse und bewirke; wenn sie bei schlechtem Verhalten ihres Kindes oder anderer Leute es darauf hinweisen, der in dem Himmel Wohnende werde das Böse strafen; und wenn der Taubstumme einem Sterben zuschaut, oder eine Leiche an sich vorübertragen oder begraben sieht, die Aeltern oder Geschwister ihn darauf hinweisen, daß nun die Seele des Sterbenden oder

Gestorbenen zu Gott komme, so wird hiedurch allerdings die Ahnung Gottes im Innern des Taubstummen geweckt, und zwar bei dem Einen mehr, bei dem Andern weniger lebhaft. Aber von dieser Ahnung bis zur Erkenntniß Gottes ist der Schritt noch sehr groß, und die diesfallsige Kluft wird bei dem Taubstummen ohne Wortsprache nicht ausgefüllt. Welche Vorstellungen aber von Gott, von seinem Wesen, seinen Eigenschaften, seiner Gesinnung und seinem Verhältniß zu den Menschen in der Seele eines solchen Taubstummen sich bilden mögen, läßt sich nicht ermitteln; und selbst auf die Zeugnisse solcher Taubstummen, die bereits durch Unterricht sich der Wortsprache bemächtigt und in derselben denken gelernt haben, wenn ihre Zeugnisse die etwaigen Vorstellungen von Gott angeben sollten, die sie im frühern Zustande, ehe sie unterrichtet wurden, sich gebildet hätten, ist nicht viel Werth zu legen. Denn bis der Taubstumme sich durch Unterricht auf jenen Standpunkt gehoben hat, auf dem er ein solches Zeugniß geben könnte, geht so viele Zeit vorüber, daß ihm das Bild seines frühern Zustandes, auf dessen Züge er ohnehin damals kaum geachtet hat, indessen gewöhnlich entschwunden ist; auch ließe ihn seine Eitelkeit dann selten das frühere Bild noch gerne in derselben Düsterheit darlegen, die es zu seiner Eigenschaft gehabt hat. Wenn aber auch durch die oben genannten günstigen Umstände in der Seele eines nicht unterrichteten Taubstummen die oben zugegebene Ahnung Gottes erwachen würde, so sind doch leider für die größte Anzahl der Taubstummen jene günstigen Umstände nicht vorhanden, und deshalb entsteht bei solchen Taubstummen nicht einmal das Wenige, was noch bei den Andern sich gebildet hatte. Wie mag nun da der diesfallsige geistige Zustand beschaffen sein? Und kommt ein solcher Taubstummer auf das Sterbebette, was mag da noch die Nacht erleuchten, die eine solche Seele gefangen hält?!

Wie verhält es sich ferner mit dem Gewissen eines solchen Taubstummen und dessen Einfluß auf sein Handeln? Das Gewissen ist eine Anlage, die in jedem Menschen ruht, und ihm gefühlsweise die Unterschiede von sittlichem Recht und Unrecht zum Bewußtsein bringen soll. Als Anlage ruht das Gewissen auch in dem Taubstummen, sowie die Fähigkeit, sich zu entzünden, auch schon im kalten Zunder liegt, und als in demselben vorhanden angenommen werden muß, weil ja sonst auch die wirkliche Entzündung des Zunders eine Unmöglichkeit wäre. Aber von der bloßen Anlage bis zur freien und bestimmenden Thätigkeit des Gewissens ist noch ein großer Schritt. Das als Anlage vorhandene Gewissen will erst geweckt, geleitet und bestimmt werden, ehe es zu seiner freien Lebensthätigkeit gelangt. Hiezu ist Erziehung und Unterricht nöthig. Da wir aber den Zustand eines nicht unterrichteten Taubstummen im Auge haben, so fällt für die fragliche Weckung und Leitung des Gewissens eines solchen Taubstummen schon der eine Faktor weg, und der andere wird um so weniger leisten, je schlechter es mit der Erziehung eines solchen Taubstummen steht; und da, wo die Erziehung eine bessere ist, und selbst auf die Weckung und Leitung der Gewissensstimme abzielt, wird sie nur Weniges erreichen, da sie

nicht durch die Wortsprache wirken kann, und die Geberdensprache hiezu ein sehr unzuverlässiger, mangelhafter, ja sogar mißlicher Vermittlungsweg ist. Wie sollte z. B. ein Taubstummer nur vermittelst der Geberdensprache vor geschlechtlichen Verirrungen und Annäherungen gewarnt, oder auf das Verbotene derselben hingewiesen werden, ohne daß gerade die mimische Warnung davor ihm die Sache nur noch anschaulicher für seine Phantasie machen müßte? In sittlicher Beziehung ist der pädagogische Grundsatz, daß Alles auf Anschauung beruhen müsse, durchaus nicht in zu weiter Ausdehnung zu empfehlen. Oder wie soll der nicht unterrichtete Taubstumme eine Handlung als eine strafwürdige erkennen, die er doch oft von einem Andern ungestraft vollziehen sieht? Um zu erkennen, ob Dies oder Jenes recht oder unrecht sei, bedarf das Gewissen auch eines Maßstabes, gestützt auf eine Autorität, die der Mensch anerkennen muß. Selbst Paulus sagte (Röm. 7, 7.): Die Sünde erkannte ich nicht, ohne durch's Gesetz. Der Maßstab und Prüfstein aber für das Gewissen liegt nicht im Gewissen selbst, sondern außer ihm, nämlich in dem, was einestheils schon menschliche Ansicht, anderntheils aber am zuverlässigsten, dauerndsten und unumstößlichsten göttliche Offenbarung als Recht und Unrecht festgestellt hat. Wie soll aber der Taubstumme zur Kenntniß, Erkenntniß und Anerkennung dieses Maßstabes kommen, ohne Unterricht, und besonders ohne eigenen Besitz der Wortsprache, die das eigentliche zureichende Gefäß zur Mittheilung jener menschlichen und göttlichen Gebote ist, und ohne Erkenntniß und Furcht Gottes, der im Gewissen sich als Gesetzgeber und Richter ausspricht? Wenn aber der innere Gesetzgeber im Menschen schlummert oder noch ganz verdunkelt ist, so kann bei ihm nur noch äußerliche Erfahrung eine Bestimmung für sein sittliches Handeln sein. Wenn ein solcher Taubstummer die Erfahrung macht, daß eine Handlung ihm Mißfallen oder Strafe von Seiten Derer zuzieht, die er zu achten und zu fürchten hat, wird er sie in der Folge vielleicht unterlassen; wenn er nach einer andern Handlung eine entgegengesetzte Erfahrung macht, sie vielleicht um deswillen wiederholen. So werden die ihm äußerlich gesetzten Schranken oder Reize für ihn ein Gesetz, so lange er die zuvor erfahrenen Folgen auf's Neue hoffen kann oder fürchten muß. Fällt aber diese Aussicht oder diese Furcht für ihn, so fällt für ihn auch das Gesetz. Daher wird z. B. ein solcher Taubstummer, der einmal um eines Diebstahls willen gestraft worden ist, nicht wieder stehlen, so lange er fürchten muß, dabei entdeckt und darüber auf's Neue gestraft zu werden, aber auch sicher wieder stehlen, wenn er sich unbemerkt glaubt. Daß seine Handlung unrecht sei, begreift er nicht, nur daß sie unwillkommen sei und gestraft werde. Ist aber dieses ein sittliches Handeln? Ist dies eine Bethätigung des entwickelten Gewissens? Und soll der Taubstumme zuerst alle die schlechten Handlungen begehen, die ihm schlimme Folgen zuziehen, und hiedurch erst die Erfahrung machen, daß sie gestraft werden, um dann sie vielleicht zu unterlassen, wenn ihm Strafe in Aussicht steht? Und wenn nun gar die äußerliche Folge einer und derselben Handlung für ihn nicht jederzeit dieselbe

ist, wenn er z. B. das eine Mal für eine Nascherei von seinen Aeltern gestraft wird, und dieselben Eltern ein anderes Mal vielleicht über eine noch auffallendere Nascherei gleichgültig wegsehen, oder gar noch lächeln können; wenn es also eigentlich von der Stimmung der Aeltern abhängt, ob eine und dieselbe Handlung diese oder andere Folgen habe, worin soll da noch für einen solchen Taubstummen die bestimmende Schranke für seine Handlungen liegen? Auch nach dieser Seite hin werden einem solchen Taubstummen gegenüber gar viele Fehler begangen, und so selbst das äußerliche Gesetz, nachdem er sich in seinem Handeln noch gerichtet hätte, wieder geschwächt, und sein Gefühl für Recht und Unrecht verdunkelt, irregeleitet und niedergehalten. Deshalb sind auch solche Taubstumme durchaus für die sittliche Seite ihrer Handlungen unzurechnungsfähig, und es ist viel gerechter gegen sie gehandelt, sie als solche Unzurechnungsfähige zu behandeln, als sie der thörichten Eitelkeit jener wenigen aufgeblasenen Taubstummen zum Opfer zu bringen, die schon behaupten wollten, jeder Taubstumme sei für sein Handeln völlig zurechnungsfähig. Aber in der Anerkennung ihrer Unzurechnungsfähigkeit liegt noch nicht ihre Berechtigung zur Straflosigkeit; denn sonst erhielte ja ein solcher Taubstummer ein Privilegium zu allem Bösen, sogar zum Stehlen und Tödten. Sondern wenn er Böses gethan hat, soll er auch die Folgen desselben erfahren, weil diese Folgen das Hauptüberzeugungsmittel für ihn sein müssen, daß seine That nicht gestattet werden kann. Aber milder sei die Strafe dieser Unzurechnungsfähigen, als die Strafe Anderer! Wie aber die Ansichten nicht unterrichteter Taubstummen über die Rechtmäßigkeit oder Unrechtmäßigkeit der Handlungen selbst meist sehr dunkel und unrichtig bleiben, so sind es oft auch ihre Ansichten über die Folgen derselben. So wollte einst ein Taubstummer, der einen Mörder zum Schaffot führen sah, und dem man bedeutet hatte, der Mörder habe einen Andern getödtet, und werde deshalb enthauptet, nachdem er die Handlung des Scharfrichters mit angesehen hatte, nun auch diesen getödtet wissen, weil derselbe ja auch einem Menschen das Leben genommen habe.

Was ferner die Willensentwicklung eines nicht unterrichteten Taubstummen betrifft, so wird er hierin einem Vollsinnigen so ziemlich gleichzustellen sein. Denn die Entwicklung des Willens gründet sich nicht sowol auf die Entwicklung der Erkenntniß, deren Unterschied im Besitz oder Mangel der Wortsprache ihren mitbestimmenden Grund hätte, als vielmehr schon auf die Erfahrungen der Genüsse und Leiden, des Angenehmen und des Widrigen; welche Erfahrungen für den Taubstummen ebenso wie für den Hörenden eintreten, deshalb auch Begierden oder Abneigungen ebenso wol bei ihm wecken werden, wie bei dem Hörenden. Aber eine gewisse Seite der Willensentwicklung bei Taubstummen scheint mir doch besonderer Angabe werth zu sein, und diese Seite ist zunächst eine hervorstechende Willensschwäche. Ich glaube in dem Menschen zwei Arten des Willens annehmen zu dürfen, einen Willen, der gleichsam unbewußt die Organe beherrscht und sie zu ihren Verrichtungen treibt, der also z. B. die einzelnen Thätigkeiten, die das

Gehen, Verbauen, Athmen und die Sinnesthätigkeiten erfordern, hervorruft, und einen solchen, der in freier bewußter Weise die Handlungen bestimmt, der also z. B. die Entschlüsse, etwas Sittliches zu thun oder zu unterlassen, verursacht. Die Willensschwäche, die ich nun vorhin genannt habe, und die sich bei so gar vielen Taubstummen zeigt, bezieht sich zunächst auf ihren unbewußten, aber auch auf ihren bewußten Willen, wo dieser das, was jener nicht leistet, verbessern sollte; und sie zeigt sich z. B. in ihrer nachlässigen Haltung, ihrem trägen Gange, ihrem schweren Athmen u. s. f. Man sucht den Grund dieser Erscheinungen gewöhnlich in einer physischen Schwäche der Taubstummen, jedoch in den meisten Fällen mit Unrecht. Es kann zwar auch zuweilen physische Schwäche die Ursache jener Erscheinungen sein, aber physische Schwäche ist nicht nothwendig mit der Taubheit verbunden, und in den wenigsten Fällen ist sie die wahre Quelle der Erscheinungen, die man oft von ihr ableitet. Sondern Willensschwäche ist meistens der Hauptgrund derselben. Diese Willensschwäche führt die Trägheit und Nachlässigkeit herbei, die bei so vielen Taubstummen jene Erscheinungen erzeugt. Wenn ein Blinder z. B. sich eine schlechte Haltung seines Körpers angewöhnen würde, so wäre es natürlich zu finden; denn er hätte ja nicht die Fähigkeit, an der Haltung Anderer ein bestimmtes Vorbild für seine eigene zu sehen. Dies ist bei dem Taubstummen anders. Er sieht die Haltung Anderer, aber er ahmt sie doch nicht nach, weil er zu träge ist, auf seine eigene Haltung zu merken, und zu wenig Energie des Willens besitzt, die bessere Haltung festzuhalten, bis sie durch Angewöhnung auch ihm zur andern Natur geworden wäre. In der Taubstummenanstalt, in der ich früher als Lehrer angestellt war, ließ ich, sobald ich bei einem Zöglinge wieder einen solchen schleppenden Gang bemerkte, ihn für einige Minuten Strümpfe und Schuhe ausziehen, den Stubenboden mit grobem Sande bestreuen und den Zögling einige Spaziergänge im Zimmer auf und ab machen, und es half meistens so gründlich, daß er so leicht gehen konnte wie Hörende. Diese Willensschwäche zeigt ihre Folgen besonders bei dem Tonsprachunterricht. Das, was der Zögling zur Hervorbringung der einzelnen Laute zu thun hat, erfordert durchaus nicht die viele Kraft, die man gewöhnlich dafür annimmt. Aber es erfordert eine Beherrschung der Sprechorgane für die von ihnen geforderten Verrichtungen von Seiten des Zöglings, und diese Beherrschung ist die Folge eines bestimmten Willens, der sich nicht nur in einer genauern Aufmerksamkeit auf den Mund des Vorsprechenden, sondern noch vielmehr in einer genauern und energischen Aufmerksamkeit auf die Thätigkeiten der eigenen Sprechorgane bei solchen Taubstummen beurkunden muß. Der Mangel oder allzugeringe Grad dieser Aufmerksamkeit, dieses beharrlichen Willens, ist die Hauptschwierigkeit, die sich beim Tonsprachunterrichte dem Taubstummenlehrer entgegenstellt. Wo jener Mangel oder jene Schwäche nicht ist, da geht es auch mit dem Sprechenlernen des Taubstummen rasch voran. Wie aber die Willensschwächen in solchen Dingen bei Taubstummen sehr zu beklagen sind, so in anderer Hinsicht, besonders da, wo es sich nur um bewußten Willen handelt, eine allzu-

zähe Hartnäckigkeit und falsche Richtung desselben; und diese erweisen sich in einem oft beinahe unbesiegbaren Ungehorsam, Trotz und Eigensinn des noch nicht unterrichteten Taubstummen. Diese Erscheinungen sind sehr oft die Frucht einer falschen Erziehung, die entweder aus übertriebener Zärtlichkeit dem taubstummen Kinde jeden Willen erfüllte, oder in sorgloser Gleichgiltigkeit die wilden, aus dem Herzen desselben hervorgehenden Gewächse ruhig fortwachsen ließ, bis sie zu stark wurden, um noch bewältigt werden zu können, oft auch die Frucht, welche in dem Herzen des Taubstummen nach erlittenen Mißhandlungen und Beleidigungen entsteht. Die Erziehung eines Taubstummen ist in Betreff seines Willens von großer Wichtigkeit, und kann sowol die Erleichterung als Erschwerung des nachfolgenden Unterrichts wesentlich bestimmen. Denn wie diese schlimmen Willenserscheinungen, so sind auch die bessern größtentheils oder in den meisten Fällen von der Erziehung abhängig, und diese sei deshalb geleitet durch ernste Liebe und liebevollen, weisen Ernst!

Denken wir endlich noch an das Gemüth des Taubstummen, so gehöre ich weder zu denen, welche in dem Taubstummen einen eigenthümlichen Träger von Schlechtigkeit oder Verkehrtheit sehen, und unter die besondern Kennzeichen seines geistigen Signalements etwa setzen möchten: Zornsucht, Mißtrauen, Wildheit u. s. f., noch zu denen, die seine unbedingten Lobredner sind, und aus lauter Sentimentalität immer nur von „armen, unglücklichen“ Taubstummen reden. Die Gemüthsanlage eines Taubstummen ist nach meiner Ansicht ursprünglich ganz so beschaffen, wie die eines Hörenden, und auch derselben guten und schlimmen Entwicklung fähig und in dieselbe übergehend, wie bei diesem. Wenn wir aber bedenken, wie tief bestimmend einerseits Verstandes- und Vernunftentwicklung, Thätigkeit und Klarheit der Gewissensstimme, und richtige Willensbestimmung für die Gemüthsrichtung des Menschen werden, so werden wir andererseits uns weniger wundern, wenn auch die gemüthliche Seite eines nicht unterrichteten Taubstummen Vieles zu wünschen übrig läßt, da die bestimmenden Einflüsse zur Hebung derselben für ihn so vielseitig niedergehalten und geschwächt sind. Uebrigens ist das Gemüth eines solchen Taubstummen auch nicht blos zu beurtheilen nach den Formen, in welchen er dasselbe in vielen Fällen äußert. Die Formen, in welchen bei ihm das Schlimme sich äußert, sind oft viel roher und sinnlicher, als bei dem Hörenden, ohne daß der Taubstumme um deswillen für schlechter anzusehen wäre; und wenn er zur Aeußerung des Guten nicht die Formen und Worte besitzt, wie der Hörende, so ist das ihnen zu Grunde liegende Gute um deswillen nicht geringer anzuschlagen. Eine gerechte Beurtheilung wird hiebei nie blos die Handlung an und für sich, sondern ebenso sehr auch den Zustand dessen in's Auge fassen, der sie vollbracht hat. Und wenn schon bei dem nicht unterrichteten Taubstummen nicht nur schlechte, sondern auch gute Seiten sich finden, so tritt noch mehr auch während seiner Unterrichtszeit und nach derselben deutlicher hervor, was schon vor derselben sein dießfallsiger Zustand gewesen ist. Und da zeigen sich z. B. neben leicht erregter Bitterkeit und Abneigung

gegen Solche, von welchen er sich etwa verspottet oder beeinträchtigt oder mißhandelt glaubt, auch eben so aufrichtige Dankbarkeit, Liebe und Anhänglichkeit gegen die, die sich seiner annehmen und wohlwollend ihm begegnen; neben Mißtrauen gegen die, die ihm desselben durch ihr Betragen werth zu sein scheinen, auch unbedingtes Vertrauen gegen die, in welchen er treue Gesinnung gegen sich findet. So zeigt auch der Taubstumme beim Unterricht freudige Aufnahme des Wortes Gottes, ein Zug, der gewiß auch auf seinen hervorgegangenen Gemüthszustand keinen Schatten wirft. Dagegen ist bei dem Taubstummen eine große Neigung, Vieles und immer wieder Neues zu sehen, nicht zu verkennen; und diese Neigung hat auch in späterer Zeit noch oft die Folge, daß der Taubstumme sich gar gerne einer allzugroßen Wanderlust ergibt, und statt zu reisen, um Arbeit zu finden, das Reisen selbst zu seinem Zwecke macht, weil es ihm immer wieder Gelegenheit verschafft, seine Neugierde zu befriedigen. Ob diese oder jene andere Erscheinungen, die eine Frucht und Darlegung des Gemüthszustandes eines Menschen sind, z. B. Hang zur Nascherei, zum Läugnen, zur Grausamkeit, zur Wollust u. s. f. dem Taubstummen vor Andern angehören, wage ich nicht auszusprechen. Der Taubstumme ist auch Mensch, wie Andere, und auch ihn, wie Hörende, trifft das göttliche Zeugniß, daß das Dichten und Trachten des menschlichen Herzens böse sei von Jugend auf; und wenn Christus sagt, daß aus dem Herzen hervorgehen arge Gedanken u. s. f., so gilt dies auch von dem Taubstummen, aber von ihm wol nicht gerade mehr, als von Hörenden, und gewiß mit geringerer Verschuldung, als bei diesen. Einen Gemüthszug aber bei Taubstummen, für welche sicher ihre Taubheit die Ursache gewesen ist, glaube ich besonders oft bemerkt zu haben und hier noch erwähnen zu dürfen, nämlich den, daß sie in der Dunkelheit sich nicht fürchten, oder daß wenigstens ihre Furcht keine Gespensterfurcht ist, so lange nicht auf muthwillige Weise eine solche in sie hineingepflanzt wird.

Zur Erweiterung der Beschreibung des geistigen Zustandes eines nicht unterrichteten Taubstummen sollte ich nun noch andeuten, wie es auch mit gewissen andern geistigen Kräften bei demselben sich verhalte, z. B. mit dem Gedächtniß, der Phantasie, dem Kunstsinn u. s. f. Aber ich finde in diesen Beziehungen zwischen Taubstummen und Vollsinnigen keine bemerkbaren Unterschiede. Die genannten Kräfte finden sich bei Beiden theils in diesem, theils in jenem Grade, theils in dieser, theils in jener Beschaffenheit, wenn sie ausgebildet werden, deshalb auch wol in ihrer Anlage schon vor ihrer Ausbildung. Der Phantasie allein möchte ich unter ihnen bei Taubstummen im Allgemeinen eine weitere Ausbildung zugestehen, als bei den Vollsinnigen, weil schon die Geberdensprache eine Sprache, und das Denken des Taubstummen vermittelst derselben ein Denken in bloßen Bildern ist, also in höherem Grade die Phantasie in Anspruch nimmt und beschäftigt, als die Wortsprache, sie deshalb auch leichter und in weiterem Umfange sich üben muß, als bei dieser. Wenn aber Manche glauben, die Natur habe dem Taubstummen gleichsam als Ersatz für das vorenthaltene Gehör eine höhere Schärfe des Gesichts

gegeben, so will ich ihnen diese Ansicht nicht gerade benehmen; ich selbst aber sehe nicht ein, wie sie zu beweisen wäre. Denn wenn auch jede Kraft durch ihre Verwendung, und jeder Sinn durch vielseitigere Beschäftigung an Schärfe noch gewinnen muß, und deshalb auch das Gesicht des Taubstummen, bei dem solche vielseitigere Beschäftigung sich findet, hiedurch sich mehr schärfen sollte, als bei Hörenden, so ist doch daneben zu bedenken, daß die von Außen veranlassende Beschäftigung nicht die einzige, sondern daß die innerlich hinzukommende Willensbestimmung und Willensenergie eine eben so wichtige zweite Bedingung jener Schärfung, letztere aber, wie oben gezeigt wurde, bei nicht unterrichteten Taubstummen meistens sehr schlecht erfüllt ist. Wer dagegen glauben würde, der Taubstumme habe in seinem Unterrichte oder in seinen Arbeiten weniger Störungen, als Hörende, würde sich eben so leicht täuschen. Denn je weniger auch der Taubstumme sich ursprünglich bemüht, Etwas scharf zu sehen, was eine bestimmte Aufmerksamkeit und Energie von seiner Seite verlangen würde, desto eher ist ihm daran gelegen, Vieles zu sehen, um seine Neugierde zu befriedigen, und dieser Trieb läßt ihn Störungen suchen, auch wo diese den Taubstummen nicht gerade gesucht hätten.

Hat man sich aber nun den geistigen Zustand eines noch nicht unterrichteten Taubstummen vergegenwärtigt, so könnte leicht die Frage entstehen, in wiefern der geistige Zustand, den die Taubheit nach sich ziehe, sich unterscheide von demjenigen, den die Blindheit verursache, und wer deshalb wol unglücklicher sei, der Taube oder der Blinde. Ohne gerade Anspruch darauf zu machen, daß ich in Betreff jenes Unterschiedes das unumstößlich Richtige angeben würde, möchte ich solchen Unterschied in folgender Weise bestimmen: die Taubheit hebt die Genüsse des Ohres auf, also z. B. die Genüsse des Gesangs u. s. f., verändert die Qualität der Auffassung, des Denkens und des Gedankenausdrucks, beschränkt und fesselt hiedurch den ganzen geistigen Zustand des Menschen nach Verstand, Vernunft, Gewissen, vielleicht auch nach Willen und Gemüth, und isolirt den Menschen mitten in der menschlichen Gesellschaft von allen Einflüssen und Wirkungen der Wortsprache. Die Blindheit vermindert nur die Summe der Wahrnehmungen, schneidet aber die Wortsprache nicht ab und läßt deshalb in Betreff des geistigen Zustandes noch alle die Wirkungen zu, die der Wortsprache auf Gestaltung des innern Zustandes des Menschen zukommen. In geistiger Beziehung kann der Blinde bei Weitem nicht verlieren, was dem Tauben die Taubheit vorenthält. Aber weil der Mensch den Grad und die Empfindung seines Glückes oder Unglückes meist nach der Summe und Beschaffenheit der ihm zugänglichen Genüsse bemißt, so wird der Blinde sich gewöhnlich für viel unglücklicher ansehen, als der Taube. Hat ja doch einst ein Taubstummer gesagt: „Ein Taubstummer habe Nichts verloren; wer Nichts verloren habe, habe Nichts zu beklagen; und wer Nichts zu beklagen habe, könne nicht unglücklich sein; folglich könne auch ein Taubstummer nicht unglücklich sein." Diese Aeußerung zeigt, daß ein Taubstummer sich nicht unglücklich fühle. Daß dieselbe aber eine bloße

Sophisterei sei, in der jener Taubstumme nur ein Zeichen seiner Gelehrtheit habe geben wollen, damit seine Eitelkeit sich daran vergnüge, ist leicht herauszufinden. Ja es ist gerade eine traurige Folge der Taubheit, wenn der Taube auch bei seinem dadurch verursachten gebundenen geistigen Zustande doch ganz und gar zufrieden ist und denselben ganz und gar nicht für ein Unglück anzusehen vermag. Wer aber diesen Zustand kennt und auch einen bessern kennt, wird gewiß herzlich wünschen, daß dem Taubstummen geholfen werde, und sich freuen, daß bereits in allen zivilisirten Staaten Taubstummen-Anstalten bestehen, die durch Unterricht und Erziehung die geistigen Folgen der Taubheit wieder aufzuheben suchen; auch sich freuen der Thatsache, daß wenn auch die Taubheit die Entwicklung der edeln geistigen Anlagen des Menschen niederhalten und verändern mochte, sie doch die Keime jener Anlagen nicht zerstören konnte; und daß diese Keime auch bei dem Taubstummen erfaßt, geweckt, bestimmt und ausgebildet werden können, sobald ihm die Wortsprache angeeignet wird, die die Bedingung jener Einwirkungen bildet. Daher möchte ich Jedem, der hiezu Etwas beitragen kann, zurufen: Sorgt, daß die Taubstummen Unterricht erlangen, und schenket den Taubstummen-Anstalten Eure Unterstützung, Euer Vertrauen und Eure Liebe!

Der Bäs'=ris=Dönel.

Sage in Solothurner Mundart von Fr. Jos. Schild.

Wenn d'Bure mit der Arbet fertig si,
Wenn's Winter isch, wenn's chutet und wenn's schneit,
Und's Jörgibeth bi's Fenner's Lächema
Am Spinnrad sitzt, so bringt's is jedi Nacht
Bim Obesitz es G'schichtli uf's Tapet.
Grad nächti het's e-n-ernsti Miene g'macht,
Het's Spinnrad nöcher zuenim g'noh
Und druf im Chunkleglas der Finger g'netzt,
Und g'seit: „Jo wägerli, uf Ehr und Treu!
Wer sett's vo-n-euch nit wüsse-n-und wer het's
I g'wüsse Nächte nit scho mänggisch g'hört?
So wie's am Chilchthurn z'Grenche zwölfi schlat,
Wenn dört der letschti Gloggeschlag verchlingt,
Isch uf der Egg bim unger Grencheberg
Es G'johl und G'schrei, das eim dür d'Glieder dringt,
Do meint mer mänggisch, 's rief e-n-alte Ma,
Der duß im feistre Wald verirret isch
Und nümme weiß, wo's ane goht, und doch
Die selbi Nacht no gern i d'Heimet möcht.

Druf brüelet do und dört im Wald e Chutz,
Und do und dört e Wiggle-n-und e Spächt,
Die selbem Rüefe flißig Antwort gä,
As wette si-n-ihm ordlig säge, wo
Der rechti Weg zur rechte Heimet füehrt.
Und wieder jutzget druf e Sennebub
Und betet dann und wann am Englisch'-Grueß.
Doch's Bete geit nit recht, dä fluecht er druf,
Schlat mit're-n-Achs a d'Tannli hi und chlopft
Und thuet, as müeßt der Wald i churzer Zit
Bim Stümpli g'haue sie, und do was geit?
Es chräschlet wie der Donner düre Wald
Und helli Flamme brönne d'Tanne-n-uf.
Und husch, es fachle Liechtli uf der Weid
So viel und dick, mir chönnt derfür kei Zahl.
Die Liechtli tanze-n-übr'e Bode weg,
Si werde groß und werde wieder chli.
Und husch, es zeigt si mitz im helle Für
Der Bäs'-ris-Dönel ime Chüeiherchleid;
Er treit e Fackle-n-i der rechte Hang,
Und uf sir Achsle lit e halbi Chueh,
Der Dönel schwingt si Fackle-n-i der Luft
Nimmt uf der Weid die allerschönsti Chueh
Lauft mit der große Schärmetanne zu
Und hänkt se z'oberst dri a d'Hörner uf.
Und husch, der Dönel steit bim Sennehus,
Macht weidli 's unger Rebepfeister uf,
Schlüft ine, düselet vor's Meisters Bett,
Schlot mit der Fust a d'Glogge-n-a der Wang,
Daß Meister, Chnecht' und Mägd' erwache thüe.
Und husch, do g'hört mer druf der Cheßitanz[1],
Und 's Ankefaß im Ankeschrage gigst,
Und dreiht si notno g'schwinger z'ringetum.
Wenn grad es Chäsli i der Chuchi isch
Das i der Präßi lit, so springt der Järle[2].
Au d'Chäller blibe nit verschont, au dört
Verderbt dä unbeliebig Gast no Mängs.
Und isch es Chnechtli oder 's G'striehl[3] im Stall,
So tribt er au no dört si Geisterspuk,
Bingt zwei und meh a glichlig Stumpe[4] -n-a,

[1] Das Fegen des großen Bergkessels, in der Nachahmung eines Tanzes, oft von den Käsern zur Belustigung der Bergreisenden ausgeführt.
[2] Ein etwas breiter Ring von Holz oder Rinde, womit der neugemachte Käse eingefaßt wird.
[3] Schmalvieh.
[4] Ein Seil, womit das Vieh an die Krippe gebunden wird.

So daß si mänggisch fasch nit z'löse si.
Und wenn es Chnechtli uf der Bühni lit,
Das nit i-n-alle Theile guet uf Gott
Vertraut und nit das besti G'wüsse het,
So lauft der Dönel g'schwing der Hoge [1]) -n-uf
Und wörgt und quält die armi Seel uf's Bluet.
Und seit der Chnecht i-n-alter, frommer Wis
E-n-ernste, fromme Bibelspruch doher,
So brüelet drümol nochenand die Chueh,
Die wo der Dönel ufem Rügge het,
Und husch, mir g'seht und g'hört kei Dönel meh."
Und 's Jörgibeth, das het e Süfzger g'lo,
Het d'Chunkle wieder nöcher zue-n-ihm g'noh,
Im Chunkleglas der Finger wieder g'netzt
Und g'seit: „Jo wäger, mini gute Lüt!
Es isch doch gäng e Strof, e g'rechti Strof,
Die chunt, wenn Eine öppis Un'grechts macht.
Jo hätt' der Dönel doch zuer selbe Zit,
Wo-n-er as Senn vom unger Grencheberg
Mit Chnechte-n-und mit Mägde g'huset het,
Am Mäßtag [2]) d'Wog lo si und nit verfältscht,
So hätt' au jede Bur, der berget [3]) het,
A Chäs und Anke-n-übercho was recht,
Und billig isch, doch i sir schwarze Seel
Het Lug uf Lug und Trug uf Trug si g'büst,
Eis Laster het das anger' g'nährt und groß
Erzoge, bis es gnue g'si-n-isch am End
Und bis Verzwiflig ihn zur Tanne g'füehrt,
Zuer Schärmetanne, wo-n-er ame Seil
Si eige Richter g'macht, Gott b'hüet is doch
Dervor! und as e Sünder g'endet het.
Doch, lieber Gott, er muß no mänggisch cho,
Bis alles Guet i rechte Hänge-n-isch,
Das er uf schlechti Art erworbe het."

---

[1]) Eine Leiter mit nur einem Leiterbaum in der Mitte, durch welchen die Sproßen gehen.

[2]) Zu Anfang und zu Ende des Sommers wird auf den Bergen die Milch jeder Kuh gewogen und der Eigenthümer derselben wird im Herbst nach einer Durchschnittsberechnung an Käs und Butter ausbezahlt.

[3]) Das auf den Berg treiben und Obenseinlassen der Kühe den Sommer über.

Eine kleine Selbstbiographie,

von Jeremias Gotthelf.

Die Zeit rückt immer näher, wo man von Tagesrücksichten frei die Größe des Volksschriftstellers Bitzius froh und freudig anerkennt. Wenn Gottfried Keller ihn das größte epische Genie der Neuzeit nennt, so stimme ich ihm bei und glaube überhaupt, daß — die schönsten Werke und Stellen Gotthelf's im Auge behalten — seit Homer und Goethe kein größerer Epiker gelebt habe.

Ich lernte den würdigen Mann bei Gelegenheit meiner Vorlesungen im freundlichen Burgdorf kennen. Noch jetzt bleibt er und sein Haus, sein Familienleben mir unvergeßlich, und die Briefe, die ich aus seiner Hand besitze, halte ich wie einen Schatz hoch. Der hier mitgetheilte ist auf die Bitte, mir einige Notizen für meine litteraturgeschichtlichen Vorträge mitzutheilen, entstanden und war an mich nach Burgdorf — Lützelflüh liegt etwa 1½—2 Stunden davon — adressirt.

Möge der Brief den zahlreichen Freunden des Dichters ein willkommenes Gedenkblatt sein.

Dr. L. E.

Lützelflüh, 26. Februar 1851.

Geehrter Herr!

Ihrem Wunsche gemäß theile ich Ihnen folgende Notizen mit, sie sind nur kurz. Aber erstlich weiß ich nicht viel und zweitens bin ich mit Geschäften überhäuft.

Ich bin geboren 1797, 4. Oktober zu Murten, wo mein Vater Pfarrer war, daneben Bürger von Bern aus regimentsfähiger Familie. Im Jahr 1805 wurde mein Vater Pfarrer in Utzenstorf und unterrichtete mich bis in's Jahr 1813, wo ich auf's Gymnasium kam. Mit der Pfarrei war eine bedeutende Oekonomie verbunden, an welcher ich thätigen Antheil nahm, besaß zugleich eine unersättliche Lesesucht, die ganze damalige Romanenwelt wurde mir nach und nach bekannt, doch waren Reisebeschreibungen, Biographien und Geschichte eben so willkommen. Im Jahr 1814 wurde ich Student, arbeitete tüchtig, trieb mich aber auch viel in der Berner-Gesellschaft herum und ward 1820 Candidat. Vicar bei meinem Vater 4 Jahre lang, von denen jedoch eins in Göttingen zugebracht wurde. Die Schule beschäftigte mich besonders und so 25 Jahre lang, bis das Jahr 1845 mich unthätig machte und jedes Wirken von

mir zur Unmöglichkeit. In den Jahren 1829 und 1830 als Pfarrverweser in Bern wurde ich mit dem dortigen Armenwesen bekannt. Darauf kam eine rege Zeit, Leben strömte durch alle Verhältnisse wie im Frühjahr durch den Schoos der Erde. Ich war unterdessen Pfarrer geworden, fand viel zu thun in der Gemeinde, gab Unterricht in der Geschichte in einem Wiederholungskurse zu Burgdorf, nahm Theil am gesammten Volksleben und wurde endlich getrieben, ein Wort darein zu reden, das geschah im „Bauernspiegel", der im Jahr 1836 herauskam. Der hatte hauptsächlich das Armenwesen im Auge. Darauf kam der „Schulmeister" u. s. w. Die meisten Bücher entstunden aus einer innern Nöthigung, etwelche indeß auch auf Wunsch und Bitte. Vorher im Jahr 1833 hatte ich mich verheirathet, was nicht wenig zu meiner Bildung beitrug, darauf kamen drei Kinder, halfen mich ebenfalls bilden und erziehen bis dato. Das, mein werther Herr, ist alles, was ich von mir sagen kann. Beifügen hätte ich noch können, daß ich keinem Menschen geglaubt hätte, der mir Schriftstellerei vorausgesagt, denn das Sitzleder ging mir vollständig ab, das Leben im Freien war mein Glück und Jagen meine Liebhaberei.

Es wird mich sehr wohl freuen, wenn wir bald das Vergnügen haben, Sie bei uns zu sehen. Sie wissen, der Tisch ist für Sie immer gedeckt, und der Weg von Burgdorf schön und nicht weit.

Mit aller Hochschätzung und freundlichem Gruß Ihr ergebener

Alb. Bitzius.

Ueber Alb. Bitzius und dessen Erzählung „Geld und Geist"*).

Von Joh. Wirth.

Jeder großen epochemachenden Periode der deutschen Litteraturgeschichte ging eine vorbereitende voraus; so mußte zuerst die deutsche Sprache ausgebildet, und die gottsched'schen und französischen Theorien über das Drama durch neue verdrängt werden, bevor die Dichterheroen Schiller und Goethe auftreten konnten. Ich möchte die Gegenwart auch als eine vorbereitende Periode der deutschen Litteratur bezeichnen und zwar einerseits deshalb, weil sie mehr die Form, die Reinheit des Versbaues

*) Versuch der Beurtheilung einer epischen Dichtung nach Herrn Dr. Eckart's „Anleitung, Dichter zu lesen." Jena, Karl Hochhausen. 1857.

den Wohllaut der Sprache auszubilden sich bestrebt, anderseits aber auch, weil gegenwärtig die Stoffe der Litteratur meistens dem Volksleben entlehnt werden. Das ist ein Zeichen unserer Zeit, daß in der Musik das Volkslied wieder kultivirt werden soll und immer mehr zu seiner wahren Bedeutung gelangt, daß die Litteratur die Sagen jeder Nation sammelt, und daß in der Epik Volkszustände, Volkssitten geschildert, die Charaktere dem wirklichen Leben entlehnt werden. Albert Bitzius (Jeremias Gotthelf) hat in seinen Schriften dieser Richtung Bahn gebrochen; er hat gezeigt, daß das Volksleben für die epische Dichtung eine reiche Fundgrube sei und glücklichsten Stoff zu derselben darbiete.

Ruhig und glücklich verfloß sein Leben; es bietet uns keine der tragischen Momente, wie viele andere Dichterleben. Glücklich war er in seiner Familie, glücklich auch in der Wahl seiner Freunde. In seiner Pfarrgemeinde, namentlich in Lützelflüh, wurde er allgemein geliebt, obschon seine Kanzelvorträge nicht sehr ansprachen *). Sie waren zwar reich an Inhalt; aber ihm fehlte die Begeisterung des Redners und die Gabe, das Volk durch den Vortrag zu fesseln: daß er sich dennoch der Liebe seiner Pfarrgenossen erfreute, mag seinen Grund wol darin finden: er schloß sich nicht, wie die meisten seiner Pfarrgenossen, vom Volke ab, sondern lebte mit ihm und theilte seine Freuden und Leiden; er verschmähte es nicht, mit den Bauern bei einem Glas am gleichen Wirthshaustisch zu sitzen, mit ihnen zu plaudern oder ihren Gesprächen zu lauschen. Im Armenwesen hat er sich große Verdienste erworben; hört man hingegen die Lehrer, so steht er als Freund des Schulwesens in einem etwas zweideutigen Lichte, wenigstens wird er nicht als Lehrerfreund geschildert. Es mag sein, daß dieses Urtheil deshalb über ihn gefällt wurde, weil gegenseitiges Vorurtheil jeder nähern Kenntniß und Verbindung den Faden abschnitt. Wahr ist's, daß Bitzius von Vorneherein Mißtrauen gegen die jüngere Generation der Lehrer zeigte, diese hinwieder zu dem strengen Kritiker der jungen Schule überhaupt und zu ihrem politischen Gegner nie recht Zutrauen gewinnen konnten; hingegen möchte ich obigem Urtheil doch nicht unbedingt beistimmen; denn mir ist's unerklärlich und es scheint mir ein Widerspruch zu sein, daß ein Volksschriftsteller wie Bitzius kein Freund des Schulwesens sein könnte. Am meisten wurde Bitzius in der Politik angefeindet, obschon im strengen Sinne des Wortes er kein Politiker war. Merkwürdig bleibt hier wiederum, daß Bitzius auf der einen Seite auf dem Extrem des streng konservativen Stand-

---

*) Ich habe nur einen gehört; obwol er Wiederholungen enthielt und etwas trocken war, zeichnete er sich durch Gehalt von manchen andern gerühmten aus. Dr. L. E.

punktes steht, hingegen auf der andern Seite in der Litteratur einer neuen Richtung Bahn bricht, — hier sehr radikal zu Werke geht, während dessen er dort den Radikalismus mit einer oft in Galle getauchten Feder bekämpft. Alle größern Dichter der deutschen Litteraturgeschichte wurden von ihren Zeitgenossen sehr verschiedenartig beurtheilt und oft mißkannt; Bitzius theilte in der Beurtheilung als Schriftsteller mit ihnen ihr Schicksal. Man wußte entweder nur die Schattenseiten seiner Schriften zu tadeln oder man lobte das Schöne derselben zu übermäßig und beachtete das Tadelswerthe nicht. Gehen wir auch hierin die goldene Mittelstraße und stellen das Schöne neben dem Unschönen seiner Dichtungen in's rechte Verhältniß! Seinen Schriften im Allgemeinen, vielleicht mit der einzigen Ausnahme von „Geld und Geist" mache ich den Vorwurf, daß in denselben wie in den Malereien der Niederländer die Warze als Schönheit gemalt ist; der Dichter hebt mehr das Unedle als das Edle und Schöne des Volkes hervor, und es erscheint uns oft, als wolle er dasselbe, statt zu heben, noch tiefer hinabziehen. Freilich wird das zu grelle Schildern der Gebrechen in den verschiedenen Ständen einigermaßen entschuldigt, wenn man bedenkt, daß die Dichtung dem Verfasser nicht Selbstzweck war. In der „Armennoth des Emmenthales" wollte er auch sein Scherflein zur Hebung derselben beitragen; im „Dursli" und „wie fünf Mädchen im Branntwein umkommen" suchte er dem überhandnehmenden Branntweingenuß Halt zu gebieten u. s. w. Ist es da zu verwundern, wenn er, um Abscheu zu erregen, die Folgen des Branntweingenußes zu grell dargestellt? So ließe sich in allen seinen Schriften dieser lehrhafte Ton nachweisen, und dieses Belehren war der Impuls zu den meisten seiner Arbeiten.

Einen weitern Fehler finde ich darin, daß die Erzählungen gar zu oft durch Reflexionen des Dichters unterbrochen werden, die herbeigezogen sind und nicht immer aus denselben hervorwachsen. Auch das Polemisiren hätte der Dichter vermeiden sollen; es ist nicht zu läugnen, daß er jede Gelegenheit benutzt, seinen Gegnern einen Hieb zu versetzen; ja es erscheint uns oft, als gefalle er sich in dieser Suade und wälze sich mit Wollust darin. Wahr ist ferner, daß er den Leser hie und da mit zu grobem Witz und zu pöbelhafter Sprache quält, auch viele kleinere Erzählungen etwas handwerkermäßig ausgearbeitet hat. Das Letztere namentlich hätte der Dichter vermeiden sollen und können, weil sein Amt ihn jeder Nahrungssorge enthob.

Das sind die Schattenseiten von Bitzius Schriften; seien wir aber gerecht und heben auch das oft unübertrefflich Schöne derselben hervor. Vergessen wir vorerst nicht, daß Bitzius der Gründer einer neuen Richtung ist, und daß alle Anfänge sich nicht zur Vollkommenheit emporschwingen können. Und wenn er das Volksleben oft nicht von der schönen Seite auf-

faßte, so hat er uns doch einzelne wunderliebliche Charaktere aus dem Volksleben vorgeführt; denken wir nur an „Mädeli" in Schulmeisters Leiden und Freuden, an „Käthi, die Großmutter", an „Eisi, die seltsame Magd" und an „Anne-Mareili" im II. Theil von Geld und Geist. Wie Goethe in Zeichnung von Frauen die größten Triumphe feierte, so war auch Bitzius in der Darstellung der Frauencharaktere weit glücklicher als in der Zeichnung von Männern, weil er selbst ein tiefes Gemüth besaß und daher das des Weibes mit Seelenkunde und reiffster Beobachtung darzustellen wußte. Unser Dichter hatte uns keine Männer wie Schiller in seinen Dramen vorgeführt; aber wer erinnert sich nicht an Goethe's „Dorothea", wenn er „Eisi, die seltsame Magd" handeln sieht?

Wie Schiller's Drang zu handeln und wirken ihn zu der Dichtungsweise hinzog, deren Wirkung eben auf lebendiger Handlung beruht, so mußte unser Dichter, der ruhige, beschauliche, dessen Leben sich breit hinzog und still endete, wie das Epos, sich mehr zu diesem hingezogen fühlen; im Epos, das die Zustände ruhig, ebenmäßig und breit erzählt, mußte seine Kraft liegen. Wenn er darin wirklich Großes, Unübertreffliches geleistet hat, so möchte ich doch dem Urtheile Gottfr. Keller's, „daß Bitzius das größte epische Genie der neuern deutschen Litteraturgeschichte sei," nicht unbedingt beistimmen; mir will scheinen, als sollte namentlich Goethe auch im Epos über ihn gestellt werden. Darin darf aber Bitzius ohne Bedenken jedem Dichter der deutschen Litteraturgeschichte an die Seite gestellt werden, daß in seinen Schriften jede Handlung so wohl motivirt ist, und Ursache und Wirkung so wechselweise bedingend und bedingt zusammen hängen, wie in wenig andern Dichtungen; bewundern müssen wir die psychologischen Wahrheiten in den meisten seiner Schriften. Ebenso groß ist Bitzius im Darstellen und Beschreiben; er schildert nicht nur das Volksleben, sondern entrollt vor unsern Augen solche Landschaftsgemälde, daß nicht zu viel gesagt wird, wenn man behauptet: das Emmenthal sei durch Bitzius Schriften ebenso bekannt geworden als das Oberland durch seine Reisenden.

Nun zur speziellen Beurtheilung der Erzählung „Geld und Geist" übergehend, mache ich vorerst aufmerksam, daß ich dabei blos den I. Theil derselben im Auge halte, und zwar aus dem Grunde, weil ich glaube, der II. Theil sei in vielen Beziehungen nur eine Wiederholung des ersten. Dort und hier zeigen sich die gleichen Zerwürfnisse; nur sind die Liebenden weniger daran schuld, als Resli's Eltern an dem zwischen ihnen entstandenen. Die Ungunst äußerer Verhältnisse thut das Meiste, und durch den Eigennutz des Dorngrütbauers wird die Liebe der jungen Leute geläutert und im Feuer gehärtet. Der größte Werth des zweiten Theiles liegt jedenfalls in der Charakterzeichnung von

„Nesli und Anna Mareili"; letztere darf den gelungensten Charakterzeichnungen des Dichters beigezählt werden.

Es gab eine Periode des Dichters, in der er durch den Ruf seiner ersten Schriften verleitet wurde, sich in andern Stoffen, als bisdahin, in Sagen und Schilderungen der Zeiten des Mittelalters, zu versuchen; aber das waren eben nur Versuche. Bald kam der Dichter wieder zu dem Bewußtsein, daß im Schildern des Volkslebens und der Gegenwart seine Kraft liege. Diesem Bewußtsein, diesem Zurückkehren zur Gegenwart, verdankt der I. Theil vorliegender Erzählung die Entstehung, und wahrlich, diese Erzählung rechtfertigt jenes Bewußtsein auf das Glänzendste; durch die Wahl und Bearbeitung des Stoffes entstund eines der köstlichsten Gebilde des Dichters.

Der Stoff der Erzählung ist dem wirklichen Leben entnommen; die Begebenheit mit den 5000 Pfund hat sich wirklich in der Nähe vom Wohnorte des Dichters zugetragen, und es würde Demjenigen, der die Geschichte kennt, nicht schwer sein, das stattliche und gesegnete Bauernhaus zu Liebewyl aufzufinden. Diese Erzählung stellt, wie „Uli, der Knecht" und dessen Fortsetzung, das Bauernhaus und das Leben in demselben dar, aber in andern Beziehungen und Verhältnissen. Dort finden wir das arbeitende, erwerbende Bauernhaus, des Bauers Arbeit, Last und Kampf; hier wird uns mehr das Ruhende, die Sonnseite, das Ehrwürdige des Bauernhauses vorgeführt; deshalb sehen wir dort mehr äußere Handlung, hier mehr innere. Äußerlich spinnt sich hier die Erzählung ruhig ab; aber desto mehr finden wir die innern Kämpfe des Volkes abgespiegelt. Der Dichter steigt in die Tiefen einer Bauernfamilie; er entrollt uns die innere Geschichte, den wunderbaren Reichthum, die Entwicklung des Familenlebens in derselben; er beweist uns ferner, wie oft an den unscheinbarsten Fäden das Glück oder Unglück einer Familie hinläuft.

Im Anfange der Erzählung entrollt der Dichter vor unsern Augen mit ein paar kräftigen Zügen ein Familiengemälde im glücklichen Zustande; man sollte meinen, dieses Zusammenleben sollte auf die Dauer gesichert sein. Doch die beiden Hauptpersonen werden, ohne daß bedeutende Fehler zu Tage treten, unbemerkt nach einer gefährlichen Tiefe gezogen. Die unbewachten Herzen der Beiden täuschen sich selber, und es droht der Friede und das Glück des Hauses zu verschwinden; denn immer weiter gehen die im Zwiespalte verstrickten Gemüther auseinander. Das Uebel wird durch die Zaghaftigkeit vor dem ersten Schritt, sich selbst zu überwinden, noch immer größer; doch, wenn die Seele auch nach und nach von einer einzigen, oft unscheinbaren Leidenschaft unterjocht wird, die gute sittliche Natur rafft sich endlich auf, und die alte Liebe erwacht zu neuem Sieg.

Aus dieser kurzen Darstellung der Erzählung ersieht man, daß dieselbe stetig und ohne Lücken fortläuft, daß die Gestalten dem wirklichen Leben angehören und als solche geschildert werden. Der Dichter hat in Betreff psychologischer Wahrheiten eine wahre Meisterschaft bewiesen, namentlich zu Anfange und in der Darstellung des Zwiespaltes. Auch die Uebergänge sind trefflich geschildert. Nichts Ueber- oder Unnatürliches führt die Katastrophe herbei. Die Herzen der Eheleute mußten einfach zur Versöhnung reif werden, und psychologisch richtig mußte dieselbe sich zuerst im weiblichen Herzen zeigen. Nach des Dichters Ausspruch mußte eine „unendliche Demuth“ über „Aenneli“ kommen, und wie fruchtbarer Regen die Pflanzen erquickt und erstarken läßt, so mußte auch die Predigt des Pfarrers auf das weich gewordene Herz der Mutter wirken und ihr Kraft geben, den ersten Schritt zu thun und so das Glück des Hauses wieder herbeizuführen. Es wird vielen Erzählungen von Bitzius der Vorwurf gemacht, daß durch Vielheit der Episoden die nöthige Einheit des Ganzen gestört werde; von der vorliegenden kann dies nicht gesagt werden; wenn irgend, so ist hier die nöthige Einheit der Handlung beobachtet; nur eine Episode, die Begegnung im Bade, steht, streng genommen, nicht in unmittelbarer Verbindung mit der Haupthandlung; doch sie tritt ihr weder hemmend noch verwirrend entgegen. Auch ist es psychologisch richtig, daß dem lebensfrohen Resli die Heimath, wie sie jetzt war, nicht mehr genügen konnte, und er deshalb Zerstreuung außerhalb derselben suchte. Zudem steht durch das Zerwürfniß der Hauptpersonen die Haupthandlung hier still, und es ist ein Verdienst des Dichters, daß er es verstanden hat, in die unerquicklichen Zerwürfnisse der Familie durch dieses liebliche Zwischenereigniß Abwechslung zu bringen. Man fühlt sich durch diese Scene über das fernere Schicksal der beiden Eheleute beruhigt; man sieht sie im Geiste schon wieder vereinigt; denn eine innere Stimme sagt uns, daß der gleiche Geist, der die jungen Leute hier zu einander hinzieht, dort die Entzweiten wieder vereinigen und versöhnen werde. Weil diese Episode die Entwicklung der Haupthandlung vorbereitet, so zieht sie das Interesse nicht von derselben ab; im Gegentheil, in ihr und in der frühern Charakterschilderung der beiden Eheleute liegen die Keime, welche die Entwicklung der Haupterzählung herbeiführen mußten. Der Schluß der ganzen Erzählung wirkt allerdings versöhnend, weil sich die Herzen der Beiden wieder finden; allein die Form, die Darstellung befriedigt nicht ganz; das Ende ist zu rasch und etwas merkwürdig durch den Ruf der Feuerglocken herbeigeführt. Wir sehen zwar die Hauptpersonen wieder glücklich, und ihre Liebe im Feuer der Trübsal bewährt; allein das fernere Schicksal der Nebenpersonen möchte man noch zu gerne vernehmen. Daß die Erzählung in der Weise noch nicht zum Abschluß gekommen ist,

mochte der Dichter auch gefühlt haben, als er später in einem zweiten Theil dieser Erzählung diese zu den Haupthelden machte. Ich halte aber dafür, daß erst mit einem dritten Theil die Erzählung zum vollständigen Abschluß gekommen wäre.

Was die Charakterzeichnung der auftretenden Personen betrifft, so sind sie durchweg konsequent durchgeführt; in allen Situationen sehen wir das Bezeichnende jedes einzelnen Charakters hervortreten. Sie lassen sich aus zerstreuten Zügen ungefähr so zusammenstellen:

1) **Christen, der ältere.** Christen ist ein Bauer nach altem Schrot und Korn, ausgestattet mit all' den Vorurtheilen, Schwächen, aber auch schönen Seiten dieser Leute. Der Dichter nennt ihn eine „behagliche Natur"; es kostete Mühe, bis der erste Schritt zu einer Arbeit gethan wurde, war aber dieser überwunden, so that es ihm selten Einer zuvor an Geschick und Fleiß. Aus seiner Langsamkeit im Denken und Handeln entsprang dann auch das unbedingte Festhalten am Alten. Die Traditionen von Vater und Urgroßvater waren ihm weit werthvoller, als alle Erfindungen und Fortschritte der Neuzeit. Von der rationellen Landwirthschaft wollte er nichts wissen, sondern schimpfte über sie als eine lächerliche Neuerung; er führte seinen Pflug „im gleichen Loche", wie seine Vorfahren bis ins dritte und vierte Geschlecht zurück. Unwissend, wie er war, beurtheilte und schätzte er den Menschen nicht nach den Kenntnissen und Leistungen, sondern nach dem Gute, das auch er besaß, nach dem Gelde. Der Bauernstolz des ganzen Jahrhunderts ist in ihm gekennzeichnet, wenn er sagt: Hier sitzen 100,000 Pfunde nieder. Daneben, wenn er auch das Geld liebte, war er nicht geizig; er war menschlich gegen die Dienstboten und dienstfertig gegen Jedermann. Sprach er auch nicht viel von Religion und Christenthum, so übte er doch manche schöne Tugend; durch den Unfrieden seines Hauses lernte auch er einsehen, daß nicht Geld es ist, was glücklich macht. Der Bauernstolz ist verschwunden, wenn er sagt: „Früher habe ihm immer „Geld", „reich sein" in den Ohren geklungen und die erste Frage nach Jemanden sei immer gewesen, „het er öppis"; jetzt aber soll „Friede", „fromm sein" in seinen Ohren sein; auch wenn er nach dem Werthe eines Menschen frage, so wolle er seine Frage anders stellen.

2) **Aenneli, seine Frau** war in einigen Beziehungen gerade das Gegentheil von ihm; wie Christen langsam, war sie „rührig", rasch und „kuraschirt". Ihre Arbeit war vollbracht, bevor Christen Zeit gehabt hätte, zu bestimmen, wenn er anfangen wollte. Sie ist die ordnende, sorgende Mutter des Hauses; hie und da möchte sie auch in das Mannes Wirkungskreis eingreifen, doch leicht läßt sie sich wieder in ihre Gränzen zurückweisen. Zwar ist auch sie nicht frei von den Fehlern der

Evastöchter; es plagt sie namentlich die Eitelkeit; ihre große Wohlthätigkeit mag einestheils wol hierin ihren Grund finden. Aenneli hing mit wahrhafter Innigkeit an ihrer Familie; sie will aber nicht nur Liebe geben, sondern auch Liebe empfangen. Heiße Thränen weinte sie, als der Gedanke über sie kam, sie könnte als ein Stein des Anstoßes sterben. Doch nach dem Zerwürfnisse verschwindet alle Eitelkeit und Empfindlichkeit; die Liebe Aenneli's wird, wie früher die Großmutter, zum schützenden und bewachenden Genius über des Hauses Frieden.

Diese beiden Charaktere, die Hauptthelden der Erzählung, werden uns von Anfang an als „fertig" vorgeführt, sie werden nur von ihren Schwächen befreit; was hingegen die andern Charaktere betrifft, so sind sie erst im Werden, doch sehen wir an ihnen die Merkmale verschiedener Charaktere aufgedrückt. Christen, der ältere Sohn, suchte seine Welt mehr in, als außer sich; er sagte wenig, aber empfand viel. Bei nur oberflächlicher Beobachtung konnte man ihn als geistig unthätig und gleichgültig bezeichnen; aber wenn ihm irgend ein Schlüssel den Mund aufthat, dann zeigte es sich, daß Vieles in ihm war, an das man gar nicht dachte. Eine liebliche Erscheinung ist uns die Liebe und Anhänglichkeit desselben gegen Resli, seinen jüngern Bruder. Resli, der jüngere Sohn, ist das Gegentheil vom Vater; rasch, thätig, „gwäbig", wie der Dichter ihn nennt, glich er mehr der Mutter. Ist der Vater Repräsentant des Bauers nach altem Schrot und Korn, so ist dieser mehr derjenige des rationellen. Unser vollstes Interesse gewinnt er in seiner Vermittlungsrolle, obschon er darin unglücklich war; im Geheimen jene Erscheinung im Bade liebend, war es ihm immer schwerer, den Schmerz über des Hauses Unfrieden zu ertragen.

Wie bei dem Vater, so kostete es auch bei Annelise Kampf, bis eine Arbeit angefangen war; auch sie ist stolz, eine Bauerntochter. Sie machte Ansprüche, wollte immer, wie der Dichter sagt, „aufgestrubelt und aufgedonnert" erscheinen. Sonst war Annelise ein Mädchen, das besser war als ihre Worte; sie konnte mit Worten gegen die Armen hartherzig sein und mit den Brüdern zanken, und doch klopften Hülfesuchende nicht vergeblich bei ihr an, und doch verbirgt sie hinter ihrem Groll, ihrer Fröhlichkeit große Liebe für die Brüder. Sie gleicht dem Sohne im Evangelium, der den Gehorsam versagt und doch nachher die Arbeit vollbringt. Die Dorngrüttochter gewinnt schon mit den wenigen Andeutungen in diesem Theil der Erzählung unser vollstes Interesse. Wie treu, wie wahr der Dichter alle diese Charaktere aus dem Volksleben genommen hat, beweist der einzige Umstand, daß der Leser in dieser und jener Gegend gar häufig in seiner Umgebung dieses Bauernhaus aufsucht und zu erkennen meint.

Der Dichter beantwortet in dieser Erzählung die Frage: Welches ist des Menschen höchstes Gut, ist es Geld, oder der Geist der Liebe und der Versöhnung? Daß es das Geld nicht ist, hat er im Zwiespalte der vorgeführten Bauernfamilie angedeutet; er hat gezeigt, wie dasselbe den innern Frieden des Einzelnen und ganzer Familien stören, und wie Geiz und Habsucht, diese Leidenschaften ungebildeter Geister, wohlhabende und früher glückliche Leute um alles Lebensglück bringen könne. Klar und deutlich hat uns der Dichter in dem Bilde der versöhnten Familie auch bewiesen, daß der Geist der Liebe und des Friedens, der Geist Christi es ist, der wahrhaft glücklich macht.

Diese Idee der Dichtung hat Bitzius einer Nebenperson, dem Pfarrer in der zweiten Predigt, in den Mund gelegt. Der Dichter hat mit ächt poetischem Reiz die einzelnen Scenen dargestellt, mit vieler Frische und Lebendigkeit der Farben die Außenwelt vor uns erscheinen lassen; aber dessenungeachtet liegt das größte Verdienst dieser Dichtung in der feinen und doch kräftigen Charakterzeichnung der Personen, in den psychologischen Wahrheiten. Die Herzen der Menschen, das innere Leben und seine Bewegungen sind unübertrefflich dargestellt; schon von Anfang an zieht die Erzählung nach des Herzens stillen Räumen. Der Dichter hat gezeigt, daß er das Volksleben durch und durch kennt, sowol das Schöne, wie das Unschöne desselben, wenn ihm auch seine Tendenz, die zu wirken und zu veredlen, mehr das Unschöne darzustellen befahl.

Diese Erzählung zeichnet sich von den Schriften Bitzius auch darin vortheilhaft aus, daß sie nicht so sehr mit Reflexionen überladen ist. Die wenigen, die hier vorkommen, könnten füglich auch noch weggedacht werden, ohne daß dadurch in der Erzählung eine Lücke entstehen würde. Die zwei Predigten sind zu nahe auf einander, und mir will scheinen, als ließen sich beide wol in eine verschmelzen; wenn nicht, so könnte die zweite wegbleiben, weil sie den Grundgedanken der Dichtung darstellt und so als Wiederholung gestrichen werden könnte.

Zum Schlusse noch ein Wort über den sittlichen Gewinn, den das Lesen dieser Erzählung bringen muß. In unsrer so materiellen Zeit, in der Alles nur nach Prozenten berechnet wird, hört man in allen Klassen den Grundsatz als höchste Weisheit predigen: „Erwirb so viel als möglich irdisches Gut, denn nur durch dasselbe kannst Du das Leben so recht genießen; was willst Du Dich um alles Andre grämen, nur durch Jenes kannst Du des Lebens froh werden.“ Wahrlich, gegenüber diesem krassen Materialismus thut es noth, lauter und immer lauter zu verkünden: Der Geist des Friedens, der Genügsamkeit, der Geist Christi ist die höchste Gabe, die Gott dem Menschen werden läßt, und um deren Gewinn setzet das Leben und jeden Genuß desselben daran! Abgesehen

vom poetischen Werth der Erzählung können wir deshalb dem Verfasser nur Dank wissen, daß er hier eine siegreiche Waffe gegen den Materialismus führt und eine edlere Fahne aufpflanzt. Möge sich das Volk um diese scharen!

Die Wallfahrt.

Reisebild aus dem Berner-Oberlande.

Von Balth. Reber.

Aus meinem Alpenstübchen schau ich
Ins Rosenlaui-Thal hinaus:
Zu meinen Füßen wogengraulich
Des Reichenbaches wild Gebraus;
Und jenseits nahe, schier zum fassen,
Des hohen Wellhorns stotz'ge Massen,
Dran ketten sich in weitem Rund
Das schwarze Dossenhorn, die grauen
Hörner der Engel; und es schauen
Die Felsenhäupter all' im Bund
Mit stillem Stolz herab auf's große
Das mächt'ge Kind in ihrem Schose,
Den prächt'gen Gletscher azurblau,
Daraus die weißen Bächlein schlüpfen,
Durch Tannengründe blendend hüpfen,
Dann über Pfade gäh und rauh
In Fällen, in harmonisch schönen,
Zum Reichenbach herniedertönen.

O Thal, du Eden der Touristen,
Wo mir's gelang, mich einzunisten,
Entfliehend heißer Städte Qualm,
Zu trinken kühle Luft der Alm,
Was sah ich wunderbare Christen
Während der Wochen, die ich hier
Verlebt in dieses Edens Zier!

Von allen Seiten Karawanen,
Von Meiringen tief herauf,
Von Scheideck hoch herab die Bahnen,
Vom Gletscher Züge dicht zu Hauf';
Das glöckelt schon beim Sonnendämmern,
Das glöckelt noch beim Abendstern,

Die Hufe auf den Felsen hämmern
Wie eine Schmiede nah und fern;
Reitende Herrn, reitende Damen,
Getragene in Sesseln weich,
Fußgänger doch der dichtste Samen,
Mit Papa und Mama zugleich
Wie Orgelpfeifen Mädchen, Buben
Ziehn hintendrein die Kinderstuben,
Und gar gleichwie Heuschreckenfluten
Schwärmt es daher von Instituten!
Es sind nicht Menschen, die hier wandern,
Hier zieht die Menschheit selbst, gesellt
Aus diesem Lande nicht und andern,
Hier wandert durch die ganze Welt:
Von Lissabon bis Asiens Grenzen,
Und drüben aus Amerika,
Die Männer in der Freiheit Kränzen
Stehn neben Rußlands Sklaven da,
Sie freuen sich die freien Mächt'gen
Der Schwesterrepublik, der prächt'gen,
Vom schönen Ayres und Chile
Hereilen sie zum schönern Ziele;
In allen Sprachen steigt gen Himmel
Zum Preis des Thales Ruhmgewimmel
Aus Mohren-Munden und aus weißen,
Am laut'sten aber hört man preisen
Mit «magnifique» und «very fine»,
Das deutsche tönt wie Glocken drein.
Doch all' das Feuerwerk der Zungen,
Römisches Licht, bengal'sche Flammen,
Granaten Spaniens, allzusammen
Sind das nur blasse Dämmerungen
Gegen der Kleider Prunk-Standarte,
Der Trachten Erdball-Musterkarte:
Die Crinolinen hoch zu Roß,
Geschwellte schimmernde Ballone,
Steigen aus dunkeln Thales Schos,
Man ahnt nicht, daß im Rock-Koloß
Tief drinnen eine Dame wohne;
Die Herren, neben solchen Frauen
Die dicksten bohnenschlank zu schauen;
Die Herren aber ziehn einher,
Pelzzottige wie Lapplands Bär,
Arab'sche luft'ge Beduinen
Turbane um die bärt'gen Mienen,
Weißwandelnde gleich Schneelawinen,
Glutrothe wie ein Lavameer;

Auf heißen Nasen, kupferdunkel,
Der Gletscherbrillen schwarz Gefunkel,
Ein grauenvoll Uhugeschlecht;
Und an den Füßen ein Geflecht
Hellschillernd wie der Regenbogen;
Des Stiefels Farben sind, des Schuh's,
Bei Jedem anders und bei Jeder,
Ein Regenbogenspiel von Leder,
Als kämen trippelnd hergezogen
Mit grau, blau, roth und gelbem Fuß
Aus des Aequators Urwald-Thor
Von Papagai'n und Kakadu's
Ein greller trop'scher Vögelchor.

Uns Baslern kommt dies Schauspiel vor
Wie Faßnacht, eine kolossale,
Wir Staunenden mit Einemmale
In Basels Faßnacht, in die krasse,
An freier Straß' und Eisengasse,
Sind mitten wir hineinverpflanzt,
Sind von des Menschenthums Vertretern
Als Harlekins und dummen Petern
Hoch an des Gletschers Fuß umtanzt!

Und dennoch, zu der Menschheit Ruhme,
Ist dieses Schauspiel ernst gemeint,
Trotz aller Narrheit, die erscheint:
Das ist der große Wallfahrtstrom,
Der jährlich durch die Alpen steigt,
Wie einst nach Petri Dom zu Rom,
So hier zum höhern Heiligthume,
Zu den Großmünstern der Natur,
Wo des allmächt'gen Schöpfers Spur
Dem Geist am deutlichsten sich zeigt.
Sie tragen lange weiße Stäbe
Der Pilgerschaft in ihrer Hand,
Und auf die Stäbe eingebrannt
Wird jede neue Bergstation,
Wo hingelangt die Prozession,
Daß man auch wohl daran noch lebe
Daheim, und sich das Herz erhebe;
Den Pilgern dienet zum Brevier
Der Bädecker in rother Zier,
Man glaubt an ihn gleichwie an Mosen;
Ihr Rosenkranz die Alpenrosen;
Dem Zug voraus der Führer Schar,
Im Kleid im landesüblich braunen,
Als Mönche stellen sie sich dar,

Fromm leitende zum Bergaltar;
Man darf nicht ob des Bilds erstaunen,
Die Führer sind im Oberlande
Banditen gleich verrufen zwar,
Doch auch die Mönche sind fürwahr
Ja Wölfe meist im Schafsgewande;
Und, wie es zu der Wallfahrt paßt,
Die Prozession ist eingefaßt
Von Bettelhorden, wie noch nie
Des Bettelthumes Industrie
Erschien mit solcher Phantasie:
Alphörnerblasen und Gesinge,
Zithergeklimper und Gespringe,
Kopfüberpurzeln und Geschwinge,
Des Böllerknalls Echogeklinge,
Marmotten, Füchse in der Schlinge,
Erdbeerensträußchen, Blumenringe,
Tannzäpfchen, Raupen, tausend Dinge
Von Lahmen, Blinden, garst'gen Kröpfen,
Gesunden Tröpfinnen und Tröpfen
Geboten dar zum Beutelschröpfen.
Das ist der große Wallfahrtsstrom,
Der jährlich durch die Alpen steigt,
Und zwanzig Wochen brauchet Frist
Der Zug, bis er vorüber ist.

Dies ist ein schwaches Bildchen nur
Des Rosenlaui-Fremdenzuges,
Wie sie tagtäglich durch die Flur
Des Thales ziehen raschen Fluges.
Wer drunten tief in Zentnerschwere
Und schweißgebadet vorwärts keucht,
Der wallt hier oben gemsenleicht
In der krystallnen Atmosphäre.

Hinter dem Wellhorn, Scheideck zu,
Des Wetterhornes Pyramide,
Thronend in blauer Sonnenruh,
Es blitzt der Schnee um deine Fluh,
Ein Riesendiamant bist du
Und blendest mich im Augenlide.
Heut aber raucht es um dein Haupt,
Du schüttelst dunkle Wolkenlocken;
Der Senne, welcher aufwärts schaut,
Murmelt ein Wort, an das er glaubt,
Er murmelt's pfeifenschmauchend trocken:
„Das Wetterhorn ein Wetter braut!“

Und dunkler dehnen sich die Flocken
Sturmschnell am schwülen Himmel aus.
Der heiße Tag kehrt sich in Nacht,
Die Blitze zucken, Donner kracht,
Rund widerhallt die Wolkenschlacht,
Platzregen stürzen, Hagelbraus.
Jetzt füllt sich Rosenlaui's Haus,
Zwar immer Gästeschwirrend, jetzt,
Daß sich Frau Brunner selbst entsetzt;
Eindringt der weit zerstreute Knäul
Der Fremden als ein einz'ger Keil.
Der Schirme buntgemalte Stulpen
Herwogend wie ein Wald voll Tulpen,
Eindringen sie in's Haus von Brettern,
Verfolgt von immer wildern Wettern:
Wie spött'scher Blick der Blitze Streifen,
Wie Hohngelach des Donners Schmettern,
Wie Schadenfreud' des Windes Pfeifen;
Die Berge hinter Wolkenschleiern
Bückend ins Thal sich tiefer dichter
Sie schneiden grinsende Gesichter.
Ich aber kann nicht länger frieren:
Geworden ist das Häuschen eng
Ein Erdenkugel-Sprachen-Babel,
Zur Erdenkugel-Trachten-Fabel!
Ich breche durch das Weltgedräng,
Ich breche durch die Alpenstöcke,
Durch all' der Führer trief'ge Röcke,
Durchs Roßgestampf und wirr Geglöcke
Hindurch ein zweiter Winkelried,
Mach' eine Gasse mir ins Freie;
„Gottlob und Dank!" wie ich das schreie,
Da hell das Wetter sich verzieht,
Und perlt, in der erfrischten Luft,
Das Thal in dreifach klarem Duft,
Und alle Höhen winken: „Weile!"
Allein der Schrecken war zu groß,
Ich packt' zusammen, riß mich los,
Und kehrte heim in stürm'scher Eile.

Vater und Tochter. *)

Novelle von Dr. Ludwig Eckardt.

I.

Eine jener milden Frühlingsnächte senkte sich auf die Erde nieder, die so recht geeignet zu sein schienen, Blumen und Herzen aus winterlicher Erstarrung zu befreien und neuen kommenden Sonnenstrahlen aufzuschließen. Wie gebeugt muß ein Gemüth sein, das in einem solchen Augenblicke nicht neue Knospen treibt! Das Posthorn tönt durch die Stadt, eine fröhliche Fanfare, die die Wanderlust in uns erregt, uns in die Ferne zieht, dagegen den vom Vaterlande Entfernten mit Heimweh erfüllt. Es ist ein eigenes Gefühl, die Post an uns vorbeirasseln zu hören, weil wir durch nichts lebendiger an die tausend verschiedenen Wünsche, die im Menschen auf und abwogen, gemahnt werden. Was treibt wol gerade die, die jetzt an uns vorüberflogen? Suchen sie Zerstreuung? oder jagen sie Geschäften nach? oder wollen sie einem unruhigen Gewissen entfliehen? oder neue Menschen suchen, die den alten nicht gleichen? oder hoffen sie eine Zukunft in der Fremde zu gewinnen?

Die Kutsche hält am Posthause; das Licht der starkerhellten Einfahrt gestattet, die Aussteigenden genauer zu betrachten. Ein älterer Herr zieht unsere Aufmerksamkeit auf sich; er ist schwarz, einfach, aber mit Wahl gekleidet, von stattlicher Größe, die noch mehr hervortreten würde, wenn nicht die Haltung eine von der Last der Jahre oder der Sorgen gebeugte wäre; der Kopf zeigt eine edle Bildung, eine hohe sinnende Stirne, ein dunkles, schwermüthiges Auge, einen kleinen, zuweilen schmerzlich zuckenden Mund und ergrauendes Haar. Er scheint nicht allein zu sein; denn er blickt mit zärtlichem Ausdrucke in die Kutsche zurück und dann mit ängstlichem Blick auf den Tritt des Wagens und die Straße, fast, als ob er einem überirdischen Wesen den Pfad auf der Erde bereiten wollte. Wir haben uns nicht geirrt. Eine zarte, schlanke Frauengestalt erscheint, ohne Zweifel die Tochter. Auch sie trägt ein schwarzes Kleid ohne Schmuck, mit Ausnahme einer weißen Rose vor der Brust. Das Gesicht

*) Diese Novelle errang sich bei der deutschen Preisnovellenausschreibung in Hannover unter 106 Mitbewerberinnen die Ehre der Auszeichnung. Das tragische Ende des ungarischen Dichters Graf Maylath rief die Erzählung hervor. In neuester Zeit hat Leopold Schefer in Westermann's „Monatsheften“ denselben Stoff behandelt.

ist nicht so sehr schön, als vielmehr anziehend, die Farbe blaß, das Auge blau und tief wie eine Seele voll Sehnsucht, die Lippen zart geröthet und geschlossen. Blonde Locken umspielen die liebliche Erscheinung unter dem runden, blau bebänderten Strohhute.

„Befindest Du Dich wohl, mein Kind?"

„Ich bin ja bei Dir."

Der Vater nimmt die linke Hand des Mädchens, das etwa achtzehn Jahre zählen mag, legt sie in seinen rechten Arm und drückt sie leise an sich. Einige Lohnbediente drängen sich heran und fragen, nach welchem Gasthofe er geführt sein wolle; er nennt einen bescheidenen, in der Vorstadt gelegenen. Die Fremdenführer lächeln mitleidig. Zuletzt finden sich zwei Knaben, die den Reisekoffer zu tragen und das seltsame Paar zu geleiten versprechen. Vater und Tochter schreiten stumm nebeneinander durch die Straßen der Stadt, von immer größerer Stille begleitet, je mehr sie sich dem ärmeren Theile derselben nähern. Welchen Gedanken mögen sie nachhängen? Man betritt eine neue Stadt, an die man vielleicht die Hoffnung seines Lebens knüpft, nicht ohne innere Bewegung, man sucht überall nach glückverheißenden Vorzeichen, man geht zu den fernsten Bildern der kindlichen Phantasie zurück, um sich zu fragen, ob man nicht einst diese Stadt, diese Thürme, diesen Himmel in einem prophetischen Traume gesehen habe. So ist der Mensch; bald will er nichts auf Träume geben, und bald wäre er mit der bloßen Erinnerung an einen zufrieden, um sich damit die Leerheit der Gegenwart wegzutäuschen.

Unsere Reisenden stehen vor ihrem Ziele; ihre Blicke hatten sich gerade begegnet, sie Beide sahen zum Abendsterne mit seinem freundlich tröstenden Lichte auf. Die Wirthin, eine schlichte, alte Frau, erscheint, empfängt die Gäste mit einem wohlthuenden Willkommen und führt sie in zwei neben einander gelegene Stübchen. Nach einiger Zeit kommt sie mit dem Fremdenbuche wieder. „Halten zu Gnaden, es ist wegen der strengen Polizei, bitte um den Namen."

Der alte Herr stand auf und schrieb: „Graf Anton*** und seine Tochter Marie."

„Graf — o Herr Graf verzeihen, daß ich mit dem Buche da kam; ach, ich hätte es Ihnen ja ansehen sollen, aber die neuen Paßvorschriften — es gibt jetzt so viele Leute, die kein Heim haben und so in der Fremde herumstreichen. Ja, es ist jetzt böse; es ist nicht blos eine theure, sondern auch eine ungesegnete Zeit. Aber ich verplaudere mich. Bleiben Excellenz noch längere Zeit da? Haben Sie noch Gepäck auf der Post? Wünschen Sie etwas zu genießen?"

„Vor Allem, liebe Frau, wünschen wir Ruhe."

„Ruhe?" wiederholte die Wirthin schmollend.

„Ob ich länger dableibe, das muß sich noch entscheiden. Auf der Post ist“ — der alte Herr seufzte dabei — „nichts mehr, weiteres Gepäck wird nachkommen.“ Er schlägt den Blick nieder, als schäme er sich vor der eigenen Tochter wegen dieser Lüge, und bestellt kleinlaut nur noch zwei Teller Suppe.

Die Tochter der Wirthin, ein vierzehnjähriges unschuldiges Kind, bringt das Geforderte. „Die Mutter läßt gute Nacht wünschen und sagen, sie habe noch ein Ei in die Suppe gethan.“

Man setzt sich, schöpft leise, als ob keins das andere stören möchte, auf seinen Teller und speist, ohne ein Wort zu sprechen. Plötzlich sieht Graf Anton auf: „Mein Kind, Du weinst?“

„Nicht um mich, um Dich; daß ich Dich im Herbste Deines Lebens so ungewohntem Mangel preisgegeben sehe.“

„Kind, im Herbste trägt sichs leichter, als im Frühling Deines Alters. Doch, laß uns heiter sein, laß uns den ersten Abend in dieser Stadt nicht ohne ein Sternchen der Hoffnung enden. Ich für mich würde nicht mehr zu hoffen wagen, hielte, wenn ich allein stände, mich von Gott vergessen; aber von Dir, meiner Tochter, von Deinem reinen Gemüth, von Deinem aufopfernden Sinn muß er wissen. Als Du die schwere Wahl vor Dir hattest und den freudlosen Pfad an der Seite des Vaters zu gehen beschlossest, da glaubte ich mich gegen das Schicksal, das mich so lange verfolgt hat, gefeit: ich hatte ja einen Schutzengel. Nein, Gott kann nur Segen für ein solches Kind haben, und der Fluch auf meinem Haupte muß machtlos werden, wenn ich Deine Hand fasse. Nein, Gott wird es nicht zugeben, daß ich Dich in mein Verderben mit hinabziehe; er wird es Dir gestatten, auch mich in Dein Glück einzuschließen. Nicht wahr, Marie? und darum laß uns heiter sein!“

„So recht! Wie erfreut es mich, Dich muthiger sprechen zu hören. Schon dieser erwachende Muth ist ein Geschenk des Himmels. Sieh, ich glaube, er will uns bald eine recht große Freude, ein Christfest gönnen, und bereitet uns daher mit verstellter Ungüte darauf vor. Es kommt gewiß Alles gut.“

„Alles? arme Marie, Alles? Was Du mir geopfert hast, auch das? die tausend bittern Thränen, die Du noch weinen wirst? —“

„Wenn es mir keinen Kampf gekostet hätte, wäre es auch kein Opfer gewesen. Du irrest, wenn Du glaubst, meine Thränen seien noch jetzt bitter. Im ersten Augenblick mag das thörichte Mädchen solche geweint haben; jetzt bin ich stärker, und mein Schmerz ist sanft. Ich fliehe die Erinnerung meines einstigen Glückes nicht mehr, ich suche sie vielmehr auf und verweile mit stiller, süßer Wehmuth bei ihr, ohne heftige Bewegung.“

„Wenn Dich nur Dein blasses Gesicht nicht Lügen strafte!“

„Du täuschest Dich, Väterchen, das kommt von der Ermüdung der Reise. Darum laß uns auch zur Ruhe gehen.

Der Schlaf bringt Stärkung und frische Gedanken. Die Stadt ist freundlich; ich hoffe, auch die Bewohner werden es sein. Du hast einflußreiche Verbindungen und Empfehlungen; gewiß, es wird uns glücken, hier eine neue Heimath zu gewinnen."

„Heimath! Heimath!"

„Ist sie nicht überall, wo Liebe um uns ist? Sieh, böses Väterchen, auf welchem unschönen Gefühle ich Dich betreffe. Meine Heimath ist überall, wo Du bist, und Du hingegen entbehrst des Vaterlandes trotz meiner Nähe?"

„Du hast meinen Ausruf mißverstanden. Ich dachte an Dich, nicht an mich. Die Heimath eines Greises liegt ja nicht mehr auf dieser Erde. Schlafe wohl, mein Kind! Ich wollte, der Traumgott wäre in meinem Solde; ich würde Dich mit den lieblichsten Bildern erfreuen lassen. Ich kann nichts thun, als diese Engelsstirn betend küssen, als meine Hand segnend auf Dein Haupt legen. Bete, bete für mich!"

Der Vater drehte sich rasch, um seiner Herr zu bleiben, und eilte aus dem Zimmer. Marie war allein; sie sah sich scheu um und brach dann in ein stilles Weinen aus, indem sie sich auf die Knie warf und ihren Kopf auf das Bett legte. Sie war halb eingeschlafen, als ein Geräusch auf der Straße sie weckte. Sie fuhr auf. „Ob er wohl schläft? Du armer, armer Vater! Du siehst so blaß wie damals, als Dein Antlitz in meine Fieberträume ängstlich wachend hineinsah. Jetzt leidest Du und unendlich mehr als ich damals. Ich will mich in seine Stube schleichen, sehen, ob er schläft, und seine abgehärmte Wange noch einmal küssen."

So leise sie schlich, hörte Graf Anton sie; denn er wachte. Um das theure Kind zu beruhigen, schloß er die Augen und zwang sich, an etwas Heiteres zu denken. Marie, das Licht mit der Hand verhaltend, auf den Zehen schwebend, kommt heran, sieht mit unendlich glücklichem Gefühle ein Lächeln um den Mund des Vaters, neigt sich zu ihm und kehrt ähnlich still in ihre Stube zurück. Sie entkleidet sich langsam, zieht ein Bildchen schüchtern hervor, legt es neben das Bett und kniet vor der Madonna, deren Statue an der Wand befestigt ist, nieder. „Mutter meines Heilandes, jungfräuliche Königin des Himmels, höre mein Flehen. Nimm meinen Vater in deinen Schutz und sprich für ihn bei deinem Sohn; sei auch um Julius, den ich einst mein nannte, und bewirke, daß das Andenken an mich aus seiner Seele schwinde, damit er mich leichter entbehre. Laß ihn ein Mädchen finden, das ihn tröstet, das ihn liebt . . . wie ich . . . du weißt es, Vertraute meines Herzens, wie ich ihn geliebt habe. Mir aber, mir leihe deine Kraft im Schmerze und lehre mich lächeln, damit ich des Vaters trüben Sinn zerstreue! Er hat ja Niemanden als seine Tochter." —

II.

Um die Leserin in das Verständniß des Erzählten einzuführen, muß ich einen Blick in die Vergangenheit werfen.

Graf Anton war aus einer nur mäßigreichen Familie hervorgegangen, die ihrer bescheidenen Lage wegen auf einem Gute, fern von der Hauptstadt, lebte. Was er in gesellschaftlicher Beziehung entbehrte, wurde ihm durch das innige Seelenverständniß der Seinen im reichsten Maße ersetzt, durch jene leider allmälig aussterbende Liebe des Hauses und das Stillleben eines Kreises, der sich die Welt war. Wohl dem, der dieses Glück genoß; denn er wird den Glauben an eine bessere Menschheit nie ganz verlieren! aber auch wehe ihm! denn er wird mit einem zu liebevollen Gemüthe in die Außenwelt treten. Graf Anton, schon als Knabe kränklich, wuchs still in sich gekehrt heran und war von früh an eines jener Kinder, die sich mit einem Buche, einem Bilde Stundenlang allein zu beschäftigen verstehen. Lärmende Freuden zogen ihn nicht an. Es ist nicht schwer, ähnlichen Menschen schon in den ersten Jahren ihrer Entwicklung die Zukunft zu verkünden, ohne daß man einen einzigen Stern zu befragen brauchte. Wonach es dich zieht, das wird dir gegeben werden. Denke an Marie und Martha im Leben des Heilandes! Geistige und irdische Freuden werden selten einem Sterblichen gleichzeitig zu Theil. Wählst du jene, mußt du diesen entsagen. Die Sehnsucht wird dir dann voran gehen, die Schwermuth folgen; du wirst dich dann zu den Menschen zählen, die zum Unglücke geboren sind. Vergiß aber, wenn du dann mit dem Himmel haderst, nie, daß du selbst das sogenannte Glück verschmähtest, daß du es nie aufsuchtest, ja daß du ihm, als es dir gegenüber trat, den Rücken kehrtest.

Anton machte seine ersten Studien zu Hause an der Seite eines jungen katholischen Theologen, der ihm ziemlich freie Hand in der Wahl des Lehrstoffes ließ und sich damit begnügte, der Richtung, welche die immer lebhafter werdende Wißbegierde des Knaben und Jünglings einschlug, nachzugehen. Der Bildungsgang war daher wol anregend, aber ohne stetigen inneren Zusammenhang, ohne festen Abschluß, mehr schöngeistig, als streng wissenschaftlich; die Phantasie überwältigte den Verstand. Da die Unterrichtsanstalten des Vaterlandes auf einer niederen Stufe standen, wanderte der junge Graf nach einer auswärtigen Hochschule, wo er sich vorzugsweise mit Sprachen, philosophischen Studien, Geschichte und Dichtkunst beschäftigte. Während seines Fernseins erlagen Vater und Mutter einer plötzlichen heftigen Krankheit. Hat der Himmel es ihm verwehren wollen, den Geliebten das brechende Auge schließen zu dürfen? oder war es Huld, das ihm nun verstattet war, das Bild seiner Aeltern unberührt von der entstellenden Hand des Todes in seiner Brust

zu tragen? war es Huld, daß er sich noch lange mit dem Unglauben an einen ihm nicht denkbaren und von ihm nicht gesehenen Tod der Liebsten täuschen konnte? Als er wieder heimkam, war das väterliche Schloß, sein Erbe, noch stiller geworden; die Schwester hatte sich vermält, der jüngere Bruder in ein Stift begeben. Er suchte einen Wirkungskreis, um der einen mächtigen Leidenschaft, die ihn durchloderte, dem heißen Wunsche, im Angesichte seines Volkes nach dem höchsten Kranze zu streben, Spielraum zu verschaffen, und begab sich daher nach der Hauptstadt des Reiches. Das Andenken seines Vaters, der in jüngeren Jahren eine sehr einflußreiche Stellung am Hofe eingenommen hatte, verschaffte ihm den vielgesuchten Platz eines Schriftführers im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten. Leider nöthigte ihn eine Augenkrankheit, den Staatsdienst zu verlassen und allen geistigen Arbeiten für einige Zeit zu entsagen. Mit Mühe wurde er von dem schwarzen Staar gerettet, aber nicht ohne die ängstliche Andeutung der Aerzte, daß er später, zumal im höheren Alter doch erblinden könnte, wenn er sich übermäßig anstrenge oder von einem schweren Leide getroffen würde. Er beschloß nun, da sein Vermögen zu gering war, um damit allein in einer Weltstadt seinem Range angemessen leben zu können, wol auch, um einem inneren Triebe zu genügen, sein bisheriges Stillschweigen zu brechen und als Schriftsteller aufzutreten. Er that es in doppelter Richtung, als Dichter und Geschichtschreiber. Das Urtheil über ihn war nicht einstimmig; die Einen ehrten die edle Gesinnung, die aus jedem seiner Verse hervorleuchtete, die Andern behaupteten, sein Wollen sei größer als sein Können, sein Geist mehr empfangend als schaffend, sein Streben erhitzt und eitel. Aehnlich wurde die von ihm verfaßte Geschichte seines Vaterlandes, die mit dem heiligen Feuer der noch ungebrochenen Jugend für Wahrheit geschrieben worden war, und freilich hie und da bei dem lautersten Streben überstürzt und leidenschaftlicher gehalten erschien, als dem Historiker geziemt, hier mit warmem Beifall, dort mit Achselzucken oder einem vornehmen Nichtbeachten aufgenommen. Das Lob spornte, der Tadel reizte ihn. Wie oft kam dann nicht eine schwermüthige Stimmung über ihn, in der er wohl fühlte, daß alles Streben und aller Ruhm sein Herz nicht vollkommen erfülle, daß eine große Leere bleibe, daß er eines liebenden Wesens bedürfe, das immer gleich über ihn denke, nicht wechselnd wie die Welt und der Tag, das nur ihm lebte und nicht, wie diese Menschen um ihn her, ihrem kleinen Ich. Graf Anton machte nun den großen Fehler, daß er die Liebe suchte, anstatt sie an sich kommen zu lassen, daß er zu rasch glaubte, dieses oder jenes Wesen sei das ihm bestimmte. Meist mußte er nach kurzer Zeit, vielleicht schon beim zweiten Zusammentreffen seinen Irrthum erkennen und mit Wehmuth den Goldglanz von dem betreffenden Mädchen schwinden sehen,

mit dem nur seine allzubereite Phantasie es ausgeschmückt hatte. In solchen ruhigeren Augenblicken, in denen der Verstand das Richteramt übernahm, lebte ein Musterbild in ihm stets wieder auf, das der Mutter, gegen das jedes andere verbleichen mußte. So kam es, daß der keineswegs leicht-, sondern tiefsinnige junge Dichter ein Stück Don Juan zu sein schien. Er knüpfte an, redete sich Liebe ein, erschrack plötzlich, als er durch einen Riß des Nebelgewölkes seiner Phantasie die dürre Wirklichkeit sah und zog sich zurück. Er war Don Juan, nicht, weil er viel liebte, sondern weil er lieben wollte. Die Gefahr, die ihm drohte, war, einst in seinem Irrthume zu weit zu gehen, um noch umkehren zu können. Es geschah. Er glaubte, Julia, eine stattliche Schönheit, die Tochter eines reichen Edelmanns, zu lieben, schwärmte sich immer mehr in seine Leidenschaft hinein, riß alle Hindernisse nieder und trat mit ihr an den Altar, er sechsunddreißig, sie einundzwanzig Jahr alt. Julia war ein von ihrer Tante verzärteltes Kind, mit ihrem ganzen Wesen nach Außen gerichtet, flüchtigen Sinnes, nach Sinnenrausch, Glanz und Flitter haschend. Wie konnten aber zwei so entgegengesetzte Charaktere sich finden? Die Poesie führt sie zusammen. Julia fühlte sich geschmeichelt, die Liebe eines oft genannten Dichters zu erringen, und Graf Anton ward von dem glänzenden Lobe bestochen, das sie seinen Versen spendete. Er hatte sie da kennen gelernt, wo man Mädchen leicht in einem falschen Licht sieht, auf einem glänzenden Balle. Wie manche Liebenswürdigkeit erbleicht im Hauskleide, die dort mit erborgtem oder trügerischen Schimmer zu glänzen vermag! Anton sah bald mit tiefem Schmerz, daß er nicht gefunden, was er erwartet hatte. Julia hatte keinen wahren Sinn für ein häusliches Glück und geistige Freuden, keine wahre Theilnahme für das Streben und Dichten ihres Gatten, kein Verständniß für seine Empfindungen, keinen Trost für seine Schwermuth, kein Wort der Erhebung, wenn er verkannt, getadelt wurde, vielleicht sogar noch ein Wort des Scherzes. Ihre Gedanken weilten außer dem Hause, in der Welt. Das Unglück des Dichters läßt sich nicht beschreiben; gerade was sein Glück, sein höchstes und einziges, werden zu sollen schien, die Ehe, zu der er ein gefühlvolles, zärtliches Herz wie kein Zweiter mitbrachte, wurde eine Quelle bitteren Leides. Er rieb seine Seele in dem vergeblichen Versuche, Juliens kaltes Herz mit Liebe zu erfüllen, fast auf. Und doch hoffte er noch lange, daß es seinem überströmenden Gefühle gelingen solle, hoffte noch lange, mit ihr den Vollendungsgang zu Gott empor gehen und diese Seele ihm verschönerter zurückführen zu können. Mitten in seinem Schmerze schrieb er über sein Schreibpult: „Sursum cor!“ „Auf, mein Herz!“ — Juliens leichter Sinn nöthigte ihn zu vergrößerten Ausgaben, die er ihr nicht verweigern wollte, so lange sie die von ihr gebrachte reiche Mitgift

nicht überstiegen. Er schwieg, zog sich meist in sein Arbeitszimmer zurück, und suchte in verdoppelter Anstrengung Vergessenheit. Seine einzige glücklichere Zeit waren die wenigen Sommermonate, wo sich Julia der Mode wegen auf das stille Landgut ihres Gatten begab; zuweilen traten dann Augenblicke ein, wo sich der Dichter wenigstens die Möglichkeit, daß ihre Herzen sich gefunden hätten, vorlügen konnte. Um sich zu zerstreuen, ließ er sich endlich bewegen, die Stelle eines Abgeordneten am Landtage anzunehmen. Unabhängig, wie er war, und menschlich freidenkend stellte er sich auf die Seite des Volkes, — ein Umstand, welcher ihn seiner Gattin, deren Haus zur fürstlichen Sache unbedingt hielt, nicht näher bringen konnte.

Eine ungeahnte Quelle des Glückes erschloß sich dem nach Liebe Dürstenden, als im im sechsten Jahre seiner Ehe ein Töchterchen geboren wurde; er gab ihm den auserwählten Frauennamen, den Namen der hehren, unsterblichen Dulderin, des in ihrem Herzen ewig jungfräulich gebliebenen Weibes — Marie. Es war auch der Name seiner Mutter, der sie auf eine rührende Weise glich. Welche reine Seligkeit überströmte ihn, als er sein Kind zum ersten Male an sich drückte! Wie unwürdig erschien er sich dieses Glückes, wie versöhnt war er mit Welt und Schicksal, zumal mit ihr, die ihm diesen Engel geboren hatte! Es war ihm, als wäre er heute ein neuer Mensch geworden, und die edelsten Vorsätze erwachten in seiner Brust. Er war von solcher Liebesfülle durchdrungen, daß er die Gleichgültigkeit der Mutter, welcher das Kind fast eine Last war, kaum bemerkte. Er lebte nur mit und für seine kleine Marie und blieb nur zu gern auf dem Lande zurück, als seine Gattin ein oder zwei Jahre bei Verwandten ihres Hauses in Paris zuzubringen wünschte. So war jede Mühe und jede Freude der Erziehung, das erste Lächeln und die erste Thräne, das erste Lob und die erste Strafe, der erste innige Blick, der erste Laut der Stimme, der erste Schritt — sein! Das Kind liebte ihn leidenschaftlich und wollte Tag und Nacht nur in seiner Nähe sein; in den bittersten Thränen hielt es ein und lächelte, wenn es ihn sah. Er lehrte es „Papa" und „Mama" sagen; aber es gab ihm beide Namen, weil er Vater, Mutter, weil er dem Kinde Alles war. In diesem lieblichen Verhältnisse lernte er die Wonne einer echten Mutter ahnen, die wie der Pelikan Alles für das kleine Geschöpf hingibt und nie stärker ist, als wenn sie sich Abends ermüdet neben die Wiege setzt, nie reicher, als wenn sie in ihrem aufopfernden Sinne Nichts für sich zurückbehalten hat.

Die Frau schrieb selten und nur, wenn sie Geld brauchte; Graf Anton war schwach oder gleichgültig genug, ihr bei seinem Wechselhause unbedingten Credit zu öffnen. Sie ging, weil jedem Bedürfnisse der Heimkehr fremd, mit den erwähnten Verwandten auch nach England und Italien; die böse Zunge be-

hauptete, daß ein ferner Vetter, der Reisegefährte war, ein Grund neben anderen gewesen sei, in der Fremde zu bleiben. Mehr dieser Umstand, als die Verschwendung Juliens überzog zuweilen Anton's Stirn mit düsteren Wolken. Das Kind an seiner Seite, geistig frühentwickelt, besaß schon zeitig die Gabe des weiblichen Herzens, Unausgesprochenes zu ahnen und tiefen inneren Schmerz mitzuempfinden; es hatte gar wohl bemerkt, daß der Vater nie betrübter war, als wenn der Briefträger mit seinen Hiobsposten kam, ja, daß er einmal sogar seine kleine Marie unwillig wegwies. Freilich rief er sie gleich wieder zurück und küßte sie mit Heftigkeit, als er sie in trostloses, nicht enden wollendes Weinen ausbrechen hörte. Einst vernahm er einen heftigen Schrei des Kindes von der Pforte des Hauses her; er eilte hinab. Was sah er? der Postbote stand laut lachend da mit einem Briefe in der Hand, und vor ihm das kleine Mädchen, welches das ohnmächtige Fäustchen gegen ihn ballte und nach ihm schlagen wollte: „Fort, Du böser Mann! Du machst, daß mein Papa weint! Fort mit Deinen häßlichen Briefen! Du darfst nicht in das Haus! Hektor, komm, beiß den bösen Mann!"

„Was hast Du denn, mein Kind? Sei ruhig. Der Mann kann ja nichts dafür. Gehe jetzt hin, nimm ihm hübsch den Brief ab und bitte ihn um Verzeihung."

Die Kleine sah schmollend zum Vater hin; endlich entschloß sie sich, nahm den Brief und reichte dem Boten die Hand, ohne aufzusehen. „Sei wieder gut, böser Mann!"

Der Vater nahm Marie an die Hand und ging in die Gartenlaube; es wurde ihm schwer, den Brief zu öffnen, warum? er wußte es nicht. Endlich riß er ihn auf. Die Nachricht von Juliens Tode! Er fuhr zusammen.

„Vater, was ist Dir?"

„Deine Mutter ist gestorben."

„Mutter? Du hast in Deinem Zimmer, wo Du arbeitest und in das ich nie gehen sollte, das Bild einer lieben, guten Frau; die nennst Du Deine Mutter und bist traurig, so oft Du zu ihr aufsiehst. O, es muß schön sein, eine solche Mutter zu haben! Habe ich auch eine Mutter?"

„Du hattest sie. Sie ist todt."

„Todt? was heißt das?"

„Die schwarzen Männer haben sie fortgetragen, wie gestern unsers Nachbars Kind, und in die Erde gesenkt."

„In die Erde?" Da ist es ja finster und ohne freie Luft. Ich weiß, wohin meine Mutter ist. Dorthin!" Sie wies gegen Himmel. „Wir kommen Alle dorthin."

„Wer hat Dir das gesagt?"

„Es hat mir geträumt."

„Jetzt sind wir allein, Marie!"

„Ja? gewiß? Ach, das ist schön! Ich habe es nie gern, wenn wer zu Dir kommt. Wenn wir nur immer allein sein könnten."

„Gutes Kind! Wir werden aber nicht immer beisammen bleiben können. Du wirst andere gute Menschen finden, und ich werde vor Dir sterben." —

„Das darfst Du gar nicht. Willst Du mir etwas versprechen? Nicht wahr, Du sagst es mir, wenn Du einst sterben willst. Ich gehe dann mit Dir. Vergiß nicht."

„Gewiß nicht!"

„Aber schreibe es Dir auf. Du hast erst gestern dem Knechte gesagt, man vergesse, was man nicht aufschreibt."

Graf Anton zog gerührt sein Taschenbuch und verzeichnete Tag und Stunde.

Es stellte sich nun nach dem Tode der Gräfin heraus, daß sie nicht nur ihr angeerbtes Vermögen verschwendet, sondern noch Schulden gemacht hatte. Der Gatte deckte diese und rettete daher kaum sein Landgut aus dem Schiffbruche, ja auch das nicht ohne eine bedeutende Geldsumme, die darauf lasten blieb. Er schlug diesen Verlust als den geringsten an und bemühte sich nun doppelt, in Mariens Herzen geistige unvergängliche Schätze anzulegen, um den mangelnden äußeren Reichthum durch inneren Gehalt zu ersetzen. Und wie reiche unberechenbare Freudenstunden wurden ihm von dem Augenblicke an, wo er sie mit dem ersten Buchstaben bekannt machte, bis zu ihrem reiferen Alter herauf, wo er ihr die Dichtkunst erschließen und ihren Sinn an hohen Bildern der Geschichte großziehen konnte. Ein heftiges Nervenfieber zerstörte dieses reinste Glück der Erde, eine geliebte Seele der Wahrheit und der Schönheit zuzuführen. Heute noch blühend, anscheinend gesund, nur zärtlicher als sonst, lag sie am folgenden Tage auf dem Krankenbette in glühender Hitze, in erregtesten Träumen der Phantasie. Der Vater wich dreißig Tage und Nächte nicht von ihrem Bette, belauschte jeden Athemzug, lauerte auf jeden Augenblick ruhigeren Schlafes, folgte dem Irrreden, das immer den Ursprung eines reinen Herzens noch verrieth, mit Spannung, und hauchte den Krankheitsstoff, wenn ihn die Leidende, ohne ihn zu kennen, wüthend an sich preßte, ohne Furcht ein. Ihren Tod zu denken, schien ihm unmöglich; nur zuweilen war es ihm, als ob die Erde zu gering sei, um solche holdselige Wesen dauernd zu beherbergen, als ob sie nur vorübergehend diese Welt besuchten, um den Zug nach dem Höheren durch die Sehnsucht, die ihnen beim Scheiden folgt, in uns zu verstärken. Sie genas; aber die Freude, die schon lieblich ausgemalte Freude, die Gerettete, um die der unwiderstehliche Zauber einer Genesenden, jene milde Heiterkeit, die dankend empor und liebend um sich zu blicken scheint, schwebte, in das Freie, an jedes ihrer Lieblingsplätze, zu der

Aussicht auf der Höhe, an den See zu begleiten und an der neuerwachenden Lebenslust des Töchterchens die eigene Welke zu erfrischen — diese Freude fiel dahin; denn er erkrankte und bedurfte selbst der Pflege im hohen Grade, konnte auch nur mühsam gerettet werden. Leiden binden noch fester als Freuden. Die Diener des Hauses, selbst die rohen Bauern der Umgebung konnten die immer wachsende Liebe zwischen Vater und Tochter nie genug rühmen; man blieb auf dem Wege stehen, um dem schönen Anblicke nachzusehen. Es kam noch hinzu, daß vom Leiden des trefflichen Grafen eine zuweilen große Schwäche der Augen zurückblieb, die ihn nöthigte, sich wie Oedipus und Ossian dem Führerarme der Tochter, einer neuen Antigone oder Malwina, anzuvertrauen. Wenn man sie Beide kommen sah, glaubte man gern das Wort des Evangeliums, daß Gott seine Engel vor uns herschicke, uns den Weg zu bereiten. Eines Tages überraschte er sie mit seinem Bilde. Sie betrachtete es einen Augenblick, warf sich dann an die Brust des Vaters und rief: „Der Maler hatte nicht das Auge Deiner Marie!"

Marie, allmälig zum Mädchen herangereift, zeigte an sich eine Vereinigung schöner Vorzüge: der erste und rühmlichste war kindliche Offenheit und Wahrheit, ein fester Grund echt weiblichen Wesens. Sie besaß Hingebung und zugleich, weil an der Seite eines Mannes herangewachsen und frühzeitig die kleine Frau des Hauses, eine gewisse Selbstständigkeit, zwei Tugenden, die sich nicht so fremd sind, um sich nicht vermählen zu können. Ohne diese Selbstständigkeit hat jene Hingebung keinen Werth, weil sie nur Schwäche ist, ohne diese Hingebung aber jene Willenskraft etwas Unweibliches. Marie besaß auch eine gewisse religiöse Innigkeit, die durch jeden Ton ihrer glockenreinen Stimme durchdrang. Als einen Fehler würde ein kühlerer und älterer Beobachter als ich die vom Vater geerbte schwärmerische Richtung des Geistes tadeln; doch wurde diese bei ihr durch einen Zug von zuweilen hervorbrechender natürlicher Heiterkeit gemildert. Von ihm hatte sie wol auch die Sitte geerbt, sich täglich von ihren Empfindungen in einem Taschenbuche Rechenschaft zu geben. So war sie in vieler Beziehung das weibliche Nachbild des Vaters, der sie ganz sich herangezogen, ja nach sich gezogen hatte. Er pflegte schon seit längerer Zeit ihr seine Schriften zu diktiren; kein deutscher Schriftsteller besaß einen liebenswürdigeren Schriftführer. Er fand überdies bei ihr, was er bei seiner Gattin vermißt hatte, die regste Theilnahme an seinen geistigen Arbeiten, Mitfreude bei jedem gespendeten Lobe, ein beruhigendes oder ermunterndes Wort im Falle des Tadels. Zum Gedächtniß dieser Beziehung des Dichters zu seiner Tochter widmete er ihr eine märchenartige Dichtung mit folgenden Worten:

„Mein heiteres Kind!

Seit Du erfahren, daß Dein Vater Bücher schreibt, hast

Du wiederholt den Wunsch geäußert, er möchte Dir einmal eines zueignen. Du konntest Deines Wunsches gewiß sein. Ich würde Dir einen Stern vom Himmel holen, wenn ich es vermöchte. Wie sollte ich Dir nicht zueignen, was aus meinem Herzen kommt? — ist doch mein ganzes Herz Dir eigen. Was ich Dir hier biete, ist ein Märchen, dessen erster Gedanke weit zurückliegt. Er kam mir, als ich einst an Deinem Krankenbette saß, und Du da lagst wie eine Elfe, die von mir scheiden will.

Der Besitz erschien mir damals zuweilen selbst wie ein Märchen, das zu entflattern, wie eine Luftspiegelung zu zerfließen drohte. Ich wollte Dir kein Werk aus der rauhen Wirklichkeit zueignen, sondern eine Poesie, ideal und jugendlich, wie Du selbst, einen dichterischen Traum. Als helles Märchen schwimmt ja die Welt vor Deinem Auge; möge sie Dir an Glück Alles bieten, was die Märchen ihren Auserwählten verheißen; möge es Dir — so flehe ich zum Himmel — so wohl ergehen, daß Dein Glück im Andenken Deines Volkes fortlebe und nach Jahrhunderten noch die Sage von der glücklichen Marie von Mund zu Mund gehe. Mein bester Segen sei mit Dir Dein ganzes Leben über!"

Eines Tages kam der Vater ziemlich aufgeregt an der Seite eines jungen Mannes heim. Marie war ihm mit kindlicher Hast entgegengeeilt, blieb aber mit jungfräulicher Züchtigkeit stehen, als sie den Fremden sah. Sie schaute zu Boden und fühlte, wie sein Auge glühend auf ihr ruhe. Julius von B*** war in der That eine stattliche Erscheinung, die durch die glänzende Uniform des Reiteroffiziers günstig hervorgehoben wurde; das schwarze Haar und das schwarze Auge verriethen eine Seele, die verlangt und strebt, weder den Kampf noch die Freuden dieser Erde verschmäht. Er war ein trefflicher, kraftvoller Charakter, auch nicht ohne ein inneres Gefühlsleben, doch stand es unter der Herrschaft eines bezwingenden Verstandes und trat daher nur schwer hervor; er liebte selbst Poesie und Kunst, nur mußte sie ihm einen gewissen Lebenszweck erfüllen, entweder erheitern oder erheben, durch große Vorbilder begeistern oder durch kleine Nachbilder des Lebens zum Lachen reizen. Ohne leichtsinnig zu sein, nahm er das Leben etwas leichter als der Graf, weil er fest überzeugt war, daß die Schwermuth uns nur schwäche und der gefährlichste Bundesgenosse unserer Gegner sei. Julius war vor kurzer Zeit mit seinem Regimente in die Nähe des Schauplatzes, auf dem unsere Erzählung spielt, verlegt worden und hatte Mariens Vater bei einem sonderbaren Anlaß kennen gelernt. Dieser ging am See, in Gedanken vertieft, spazieren, als er plötzlich einen Schrei der am Ufer Stehenden vernahm. Ehe er noch um die Ursache desselben fragen konnte,

sprang ein junger Offizier — es war Julius — in einen Kahn, fuhr in den See hinein, hielt einem aus den Wellen auftauchenden Arme die Ruderstange hin und zog auf diese Weise ein Mädchen an sich. Dasselbe hatte sich um einer kindischen Liebe willen ertränken wollen, sich aber im Wasser, wie es scheint, kühlere Gedanken geholt und daher noch rechtzeitig um Hülfe gekreischt. Als Julius landete, ging Graf Anton ihm entgegen, drückte ihm die Hand und lud ihn auf sein Schloß. Obwol sehr verschiedener Ansichten, befreundete sich der ältere Mann mit dem jüngeren, der etwa siebenundzwanzig Jahre zählen mochte, rasch.

Sie setzten sich in die Laube, Marie mit einer Stickerei neben den Vater, der zuerst mit seinem Gaste eine Partie Schach spielte, sie nach manchem glücklichen Zuge verlor und nun ein Gespräch eröffnete, das den Staat, die Dichtkunst, die Religion betraf. Als Politiker sprach sich Julius ziemlich scharf gegen die Meinung des Grafen und zu Gunsten der herrschenden Grundsätze aus, weil er in dem Volke nichts als einen beweglichen Haufen sah und eiserne Ordnung für die Grundsäule des Staates hielt. Verletzte er in dieser Beziehung, so versöhnte er seinen Wirth wieder durch einige freundliche Worte, die er einem größeren Lehrgedichte desselben spendete. Ein dort ausgesprochener Grundsatz, den er anfechten zu müssen glaubte, führte zu folgender Erörterung:

„Sie sagen, Herr Graf, der Mensch solle nicht hoffen, solle entsagen?"

„So ist es, und Sie würden mir Recht geben, wenn Sie älter wären. Die bittersten Schmerzen entstehen daraus, daß wir zu sehr in der Hoffnung leben und nicht zu entsagen verstehen. Nur der Verzichtleistende ist stark und weise."

„Ich muß widersprechen. Ich glaube vielmehr, nur der Schwache entsagt, der Starke tritt mit seinem Geschicke in den Kampf. Nicht die Hoffnung, nur die falsche Hoffnung ist schädlich. Dem über meine Kräfte hinaus Liegenden entsage ich nie, weil ich es nie begehre. Dagegen beharre ich auf dem, was mir zu gebühren scheint. Wir haben auch ein Anrecht an die Erde und ihre Freuden!"

„Aber wie viele Hoffnungen werden getäuscht!"

„Und wie viele Gebete bleiben unerfüllt? Sollten wir deßhalb nicht mehr beten, weil wir nicht erhört wurden, wenn wir falsch beteten? Sie selbst hoffen noch, ja Sie selbst, und wenn nicht für sich, so doch für dieses geliebte Kind."

Marie erröthete tief.

„Aber spricht nicht gerade der heutige Fall für mich. Hätte das Mädchen das entsetzliche Vergehen eines Selbstmordes begangen, wenn es nicht thörichter Weise gehofft hätte?"

„Sie sind mir ausgewichen; doch ich will auf Ihre Frage

eintreten. Sie behaupten, dem Mädchen wäre es besser gewesen, wenn es nicht gehofft hätte; ich sage umgekehrt, einen solchen verdammenswerthen Schritt kann nie ein Mensch thun, der hofft, der — Wahres und wahrhaft hofft!"

„Wir streiten uns um Worte. Ich bekämpfe ein eitles, irdisches Hoffen, und Sie sprechen von einem himmlischen."

„Nicht einmal so ausschließlich. Ich trage den Waffenrock und nicht die Stola des Priesters. Geben Sie Acht, ob das Mädchen nicht noch glücklich wird und später dem Himmel dankt, daß ihre erste Liebe mit einem kalten Bade endete. Dieser frevelhafte Leichtsinn, mit dem sich die Kinder der Jetztzeit in die Arme des Todes werfen, ist mir grauenhaft; ein vergangenes Geschlecht dachte noch strenger und beerdigte solche von Gott Verlassene in ungeweihtem Boden. Heute aber sind diese Opfer der modernen Gottesleugnung fast Gegenstand einer allgemeinen Rührung, man weint um sie."

„Ich unterschreibe Ihr strenges Urtheil. Es beschleicht mich immer ein Schauergefühl," entgegnete der Graf, „wenn ich von einem Selbstmorde sprechen höre. Der Mensch muß sehr gesunken, geistig krank sein, der ihn begehen kann. Ich kenne kein Verbrechen, das größer ist; es ist auch das einzige, das sich der menschlichen Gerichtsbarkeit entzieht und den ewigen Richter selbst aufruft."

Marie nahm schüchtern und zitternd das Wort: „Ich weiß nicht, ob es sich geziemt, daß ein Mädchen Männern gegenüber ein Wort ausspreche?"

Julius verneigte sich, und der Vater sagte ermunternd: „Sprich, mein Kind!"

„Ich glaube, daß das Urtheil, das eben gefällt wurde, doch ein zu strenges ist. Ich sehe in einem Selbstmörder einen Unglücklichen, aber keinen Verbrecher, wenigstens keinen, den wir als solchen bezeichnen dürfen; denn er verletzt kein menschliches Gesetz. Der himmlische Vater wird milder urtheilen als Ihr harten Männer, gewiß aber milde über eine Seele, die — zum Beispiel — des Gegenstandes ihrer Liebe beraubt, nicht länger zu leben vermöchte, sondern dem Zuge des Heimwehs zu Gott empor, nachgäbe."

Marie sprang auf, umschlang ihren Vater, küßte ihn und eilte fort.

Ich will den Leser nicht ermüden und daher im Fluge erzählen, daß Julius von diesem Tage an öfter kam, die Achtung des Grafen und zuletzt auch die Liebe Mariens gewann, die ihm gerne zuhörte, wenn er ihr von der Welt und den großen Städten erzählte, nach denen sie aber gleichwol nicht begehrte, oder ihren schwärmerischen Geist mit Verstandesgründen zu mildern suchte. Ihre Charaktere ergänzten sich. Sie liebte ihn innig, ohne jedoch den Vater im Geringsten zu vernachlässigen;

ja sie verdoppelte ihre Zärtlichkeit gegen diesen, da es ihr einmal schien, als ob er doch einer kleinen Eifersucht fähig wäre. So waren etwa sechs Monate vergangen, als plötzlich jene politische Bewegung eintrat, die vor einigen Jahren Europa und auch das Vaterland des Grafen heftig erschütterte. Obwol er vor den Märztagen ein Gegner der alten Staatsgrundsätze war, billigte er jedoch auch nicht ihren gewaltsamen Umsturz, zerfiel deshalb mit den jüngeren Führern des Volkes und zog sich von aller Politik zurück. Die Bewegung endete, wie er erwartet hatte, mit der Niederlage der Freiheit, ein Ereigniß, das ihn schwer befiel, schwerer als der fast gleichzeitig eintretende Verlust seines ganzen, ohnehin nicht bedeutenden Vermögens. Das Wechselhaus, mit dem er in Verbindung stand, verunglückte nämlich, und unfähig, die noch auf seinem Gute haftende und jetzt in der geldarmen Zeit aufgekündigte Summe herbeizubringen, mußte er es mit großem Verluste verkaufen. Es war eine bedeutende Vergünstigung, daß es ihm gestattet wurde, noch einen Winter mit seiner Tochter an dem Orte seiner Jugend und seines Mannesalters zu verleben. Marie war gefaßter, als er erwartet hatte, um so mehr, da Julius, mit dem sie, seit er gegen die Aufständischen in das Feld gezogen war, nur brieflich verkehrte, in seinen Gesinnungen unverändert blieb. Graf Anton war nun an seine Feder gewiesen und genöthigt, Etwas zu schreiben, was sicher einen Verleger findet. Er ließ sich hinreißen, eine neueste Geschichte seines Vaterlandes, also der letzten unglücklichen Bewegung zu schreiben, und zwar in einem unbefangenen freimüthigen Tone, der aber auf beiden Seiten, am Hofe wie beim Volke, anstieß. Er hatte es mit diesem seinen Werke, wie man sagt, bei Allen verdorben; die Achtung, die gesteigerte Verehrung der wenigen Ruhigdenkenden war sein einziger Lohn. Diese lobten seine Ansichten, während ihn die auswärtigen freisinnigen Zeitschriften als einen Rückschrittsmann verhöhnten, und gleichzeitig seine Oberbehörde ihn bei der Bewerbung um eine Professur der Geschichte als einen Freund des entschiedensten Fortschrittes abwies. Graf Anton fühlte die Zurücksetzung tief und drückte sich den vergiftenden Pfeil mit einer gewissen Wollust des Schmerzes immer mehr in die Brust, indem er dem düstern Gedanken, von einem undankbaren Vaterlande verstoßen zu sein, nachhing, bis er erkrankte. Der Arzt, ein Hausfreund, der die Quelle des Uebels kannte, rieth ihm, eine andere Luft und andere Menschen aufzusuchen. „Ja, das will ich," rief der Graf mit jener fieberhaften Hast, mit der ein Schiffbrüchiger nach dem rettungverheißenden Boote greift, „ja, fort will ich und den Staub meiner Heimath von den Füßen schütteln und in fremder Erde vermodern. Ja, das will ich. Schon der Gedanke macht mich gesund. Und wenn ich auch nicht wollte, ich müßte, um nicht im Vaterlande

zu betteln. Aber — Du, mein Kind? was soll mit Dir werden?"

„Willst Du mich zurücklassen?"

„Und Julius?"

Marie erbleichte. „Julius? Ich will ihm schreiben und bitten, daß er mit uns ziehe. Er ist frei und er liebt mich. Wir sind verlobt. Nein, Dich verlasse ich nicht. Ich war Dir lieb, wie der Stern des Auges, als ich klein und hülflos war; jetzt, wo sich der Schleier einer künftigen Erblindung um Deinen Blick zu hüllen droht, muß ich in Wahrheit Dein Augenstern sein, Dich leiten. Ich schreibe augenblicklich."

Es geschah. Die Antwort war kurz, männlich gerade und entschieden.

„Mein Kind!

Dein Brief hat mich zuerst erschreckt. Du forderst mich auf, mit Euch zu ziehen. Betrachte es nicht als Mangel an Liebe, die ich jetzt, fern von Dir, doppelt empfinde, wenn ich Dir sagen muß, daß Du Unmögliches von mir verlangst. Du weißt, ich bin Soldat. Wie, ich sollte jetzt in dem Augenblicke, wo der Thron kaum wieder befestigt ist und neue Wolken am südlichen Himmel des Reiches drohen, die Fahne verlassen? Nein, Marie, Du wirst nimmer verlangen, daß ich von Pflicht und Ehre scheide; auch wäre ich nie im Stande, mein Vaterland zu verlassen. Ich liebe Dich; aber mein Vaterland ist mir, dem Manne, das Höchste. Würdest Du nicht bald selbst den Mann verachten müssen, der thäte, was das Evangelium dem Weibe vorschreibt, Vater und Mutter und Alles verlassen, um — doch, ich glaube, es gibt noch einen anderen Weg. Dein Vater ist gekränkt worden. Er wird es noch oft werden, er ist für die Welt zu gut. Darum bitte ihn in meinem Namen, diese arge Welt ganz aufzugeben. Was will er in der kalten Fremde? Ich führe Dich als meine Gattin heim; was ich an Glücksgütern besitze, ist auch Dein: warum soll nun der Vater nicht bei uns bleiben können, aller Sorgen frei, unabhängig? — es müßte denn unsere Liebe ein drückendes Band sein. Ich bitte Euch mit wenigen, aber herzlichen Worten. Saget Ja. Viel schreiben ist meine Sache nicht. Deiner bin ich gewiß; denn Du liebst mich und weißt, daß Du in meiner Liebe geborgen bist. Wende nun alle Deine weibliche Beredtsamkeit bei Deinem Vater an. Ich küsse im Geiste Deine reine Stirne.

Julius."

Marie weinte beim Lesen dieser Zeilen, so sehr sie dem Geliebten Recht geben mußte; denn sie ahnte, was der Vater entgegnen werde.

Graf Anton weigerte sich entschieden, das Gnadenbrod seines Schwiegersohnes annehmen zu sollen, und schloß sich in

seine Stube ein, um, wie es schien, einen schweren, auf seiner Stirne arbeitenden Gedanken durchzudenken. Marie stand einem ernsten, Entscheidung gebietenden Augenblicke ihres Lebens gegenüber. Der Vater oder der Geliebte? Sie trat vor das Bild ihrer Großmutter, sah sinnend empor, als wollte sie diese unbeweglichen Züge beleben, diese Lippen um Sprache anflehen und ging endlich langsam an das Schreibepult.

„Mein Julius!

Diese Zeilen sind vielleicht die letzten, die ich an Dich richten werde. Ich bin in einer Stimmung, als sollte ich von dem Liebsten scheiden, als hätte ich in diesem Augenblicke erfahren, es gebe keinen Gott, und müßte nun diesen beseligenden Glauben für immer aufgeben. Was und wie will ich Dir schreiben? Ehe ich die Feder ergriff, war mir Alles klar; jetzt liegt ein Nebel über meinem ganzen Inneren. Ach, Julius, der Vater beharrt auf seinem Entschluß! Er läßt den Wanderstab nicht mehr aus der Hand, der Würfel fällt; wer kann ihn im Fluge haschen? Was soll nun Deine arme Marie? Zu Dir kommen und den armen, alternden, vielleicht erblindenden Vater seiner Noth überlassen? Oder mit dem Vater ziehen und Dir entsagen? Du schiltst mich vielleicht kalt und lieblos, wenn ich das Letzte thue; wäre ich aber nicht auch kalt, nicht auch lieblos im ersten Falle? Ich bin ein einfältig Mädchen und weiß nicht, woran Ihr Männer, wenn Ihr an einen Scheideweg kommt, den rechten Pfad erkennt; doch möchte ich glauben, es sei der dornenvollere. In Deinen Armen erwartet mich Jugend, Liebe, Glück, — an der Seite des Vaters vielleicht die Armuth. Sollte mich nicht dies schon bestimmen, die Entsagung statt der Hoffnung zu wählen? Du erinnerst mich an das Wort des Evangeliums: das Weib solle dem Gatten folgen. Verzeihe, mein Geliebter, der Spruch ist mir noch zu neu; ich kannte bisher nur das vierte Gebot. Gebot? Mir war es keines, mir war es eine Quelle der reinsten Freude. Ach, wenn Ihr Männer doch empfändet, wie wir Frauen! Keiner von Euch will nachgeben, und unsere Herzen mögen immerhin darüber brechen. Du willst Dein Vaterland nicht lassen, der Vater die heimathliche Luft nicht länger athmen. Wer will da ausgleichen? Was heißt das: Vaterland? Das Stück Boden, auf dem wir leben? Ist nicht die ganze Erde des Herrn? Oder ist es das Volk, das uns umgibt? Sind Dir diese vielen fremden Menschen mehr als ich? Sieh, Julius, ich würde mit Dir und dem Vater ziehen, wohin Ihr wollt; mein Vaterland ist, wo Ihr lebt. Du meinst, ich würde Dich verachten, wenn Du die Fahne verließest und mir folgtest? Wir Frauen denken weniger und empfinden mehr, wenn wir urtheilen. Im Auge eisiger Männer mag es höher gelten, einem Stücke Tuch nachzulaufen; wir verdammen nicht, wo wir sehen,

daß Liebe mehr als Alles gilt. Ich kenne Dich und Deinen festen Sinn; ich wage es nicht, Dich noch einmal zu bitten; doch — — ich überlese so eben meinen Brief und sehe, daß es mir nicht möglich werden will, meinen Entschluß niederzuschreiben. Ich möchte diesen Brief zu Bogen ausdehnen, um es möglichst lange zu vermeiden. Was würdest Du wol an meiner Stelle thun? Soll ich mich mit dem Gedanken trösten dürfen: das, was ich? Mein Julius, ich gehe mit dem Vater. Zürnst Du mir? Zweifelst Du an meiner Liebe? Sieh, ich habe mir zuletzt nur eine Frage vorgelegt: wer von Euch kann mich leichter entbehren? Du bist so gut, so edel; Du wirst wieder geliebt werden von Mädchen, die Deiner Liebe würdiger sind, als ich. Aber mein Vater, er, der so wenig Liebe in der Welt erfahren hat, er in der Fremde? Soll er seine Tochter nur herangebildet haben, um den neuen Schmerz zu fühlen, sie zu entbehren? Ich weiß, wie wehe ich Dir thue, ich fühle es an meinem eigenen Herzen; aber laß uns einmal gute Kinder sein, die nicht an sich, nur an denjenigen denken, der unsrer am meisten bedarf. Ich hatte Dir so Vieles zu sagen — Aufträge für die ganze lange künftige Lebensreise; doch will ich abbrechen, um nicht weich zu werden. Lebe wohl, mein Julius, und erlaube mir nur, Dein Bild mit mir zu nehmen; es soll mein Gefährte und Tröster sein. Meinen Verlobungsring lege ich bei, Du bist frei. Antworte mir nicht; ich könnte vielleicht schwach und in meinem Entschlusse wankend werden. Lebe wohl, ewig wohl! Einst — und immer

Deine Marie."

Marie klingelte und gab den Brief dem alten Schloßgärtner mit dem Auftrage, ihn schnellstens auf die benachbarte Postablage zu bringen; sie war erst ruhig, als das entscheidende Papier aus den Händen hatte, außer dem Hause wußte. Nun ging sie an die Thür des Schlafzimmers ihres Vaters, klopfte an und nannte ihren Namen. Erst nach einiger Zeit ward aufgethan. Der Vater stand mit bleichem, verstörten Angesichte da. Marie warf sich an seine Brust.

„Vater, nimmst Du Deine Tochter mit? Oder willst Du mich nicht?"

„Kind, was willst Du an der Seite des verdorrten Baumes? Ich gehe — allein. Julius ist ein Ehrenmann!"

„So eben ist mein Brief an ihn abgegangen. Ich habe ihm —"

Der Graf zitterte. „Du hast —?"

„Ihm Lebewohl gesagt."

„Mein Engel! Nein, dies Opfer ist zu groß, und ich bin seiner nicht werth. Nein, — wo ist der Brief?"

„Fort.“ Der Vater wollte antworten; aber das Mädchen verschloß ihm den Mund mit Küssen. Ihre Thränen flossen in einander.

Den folgenden Morgen bestiegen sie den Postwagen. Das Ziel ihrer Reise war die Hauptstadt eines Nachbarstaates.

III.

Blätter aus dem Tagebuch des Vaters.

„Marie hat meinen Bitten nachgegeben und ist ausgegangen, um sich in der freien Luft zu erholen. Sie ist leidend, obwol sie es verbergen will; das Opfer fällt ihr schwerer, als sie glaubte. Ich bin das Hemmniß ihres Glückes. Wozu lebe ich noch? Um als ein Sechzigjähriger den Hoffnungen eines achtzehnjährigen Mädchens in den Weg zu treten? Will ich für mich noch etwas? Nein. Mein Lebensmuth ist dahin, ich lebe nur in ihr noch, ich arbeite nur für sie, ich hoffe blos um ihretwillen. Sie glücklich zu machen, ist die einzige Aufgabe meines endenden Lebens. Aber dabei peinigt mich der Gedanke, daß sie gewiß glücklicher wäre, wenn ich nicht mehr lebte. Sie opfert sich für mich. O, es ist seliger, sich zu opfern, als der zu sein, für den man sich opfert. Geben erhebt, Nehmen demüthigt. Freilich erfahren wir den Grad, wie wir geliebt werden, nur aus einem solchen Opfer, und sollten uns daher reich, beseligt fühlen. Reich? nein, ich fühle mich vielmehr arm, weil ich diese Liebe nicht belohnen kann. Goethe spricht in seinem „Tasso“ von dem Schmerze, den man empfindet, wenn man den Kranz in den Händen hat und das Haupt nicht findet, das den Schmuck verdient. O, noch größer ist der Schmerz dessen, der das Haupt kennt, dem aber der Kranz fehlt!“

„Es sind bereits acht Tage, daß ich hier verweile. Was habe ich gemacht? was erlangt? Besuche — Verheißungen. Mein Name als Schriftsteller, vielleicht noch mehr mein Grafentitel hat mir die freundlichste Aufnahme verschafft. Und nun? Die Leute sprechen sämmtlich von ihrem guten Willen, von ihrem Wunsche, mich hier festzuhalten, von ihrer Absicht, im Herbste oder Winter, wenn der Hof zurückkehrt, für mich zu wirken. Ja, ja, es mag so sein; ich will Euch am Ende glauben, aber bis dahin? Ich schämte mich, ihnen zu sagen, daß mein Schicksal von Wochen, ja von Minuten abhängt. Meine Barschaft ist klein, in einem oder zwei Monaten bei aller Sparsamkeit erschöpft. Und Ihr wollt mir im Winter helfen? Ich danke nur dem Himmel, daß er uns in diesen Gasthof geführt, so sehr man auch über mich lächelt, wenn ich meine Wohnung den vornehmen Herrschaften angebe und etwa beifüge,

daß ich die ländliche Stille liebe. Die Wirthin ist eine wackere Frau, und ihr Kind, das meine Tochter sehr liebt und ihr stets Blumen bringt, ein drolliges Mädchen. Sie macht uns zuweilen noch lachen. Der Himmel lohne es ihr. Ich habe es in dieser Zeit erfahren, wie viel es werth ist, ein heiteres Wesen in seiner Nähe zu haben. Die Thräne soll eine Wohlthat des Himmels sein; das Lachen ist eine weit größere. Ich arbeite immer etwas leichter, wenn sie da ist. Horch, sie kommt!

Aennchen meldete mir einen Diener des Unterrichtsministers, der mich rufen ließ. Was erfuhr ich? war es das Trinkgeld werth? Er habe vor, zu beantragen, daß man mich zunächst zum Honorarprofessor ernenne; er wisse ja, daß mir die Ehre mehr als der Gehalt sei. Er sprach von den mißlichen Geldverhältnissen, von dem Kriege, von der nothwendig gewordenen Ausrüstung der Truppen und in diesem Tone fort. Was konnte ich dazu sagen? Ich schwieg. Hätte ich von meiner Noth gesprochen, so würde er wahrscheinlich sein Benehmen geändert und mich am Ende der Unterredung gar nicht mehr gekannt haben. O die Menschen! Wenn man sie braucht, findet man sie gewiß nicht, am wenigsten, wenn man gezwungen ist, sie wie Diogenes am Markte, in der Oeffentlichkeit des Staatslebens zu suchen. Ich weiß, daß es gute Menschen gibt; aber man findet sie nur in der Stille des Hauses. Wer aber sagt mir hier in dem fremden Orte, wo diese Menschen wohnen? Ich ging gestern spät durch die Stadt; hie und da brannten noch Lichter. Ich dachte unwillkürlich: schlägt vielleicht dort ein Menschenherz? O Allwissender, gieb mir nur einen Strahl deines die Welt durchdringenden Auges! Es ist ja traurig, zu denken, vielleicht ist nicht weit von dir ein Geist, der dich verstände, und wieder zu denken, wir sind zu beschränkt, wir wissen Nichts davon! O, daß ich Menschen fände! Herrlicher Jean Paul, nie fühlte ich diese Sehnsucht brennender, als wenn ich ein Werk von Dir gelesen hatte. Wie gern wäre ich einem Emanuel an die Brust gesunken! Warum fand ich ihn aber nie? Sind Deine Gestalten nur Phantasie, nur Lüge?"

„Geist Jean Paul's, verzeihe! Ich sehe heute bei ruhigerem Blute, daß Du wahr gewesen. Ich glaube an Deine Menschheit, wenn das Bild meines Vaters, dieses großmüthigen, unabhängig denkenden Mannes, an dem ich mich so oft emporgerankt habe, oder meiner Mutter, deren Leben eine ewige Hingebung für das Wohl Anderer war, in mir lebendig wird. Ja, Jean Paul, ich glaube selbst an Deine Engel, wenn ich sie sehe, die treue Tochter. — Ich will nicht undankbar sein: ich habe Zeit meines Lebens hie und da auch treue Freunde gefunden, denen ich meine so allgemeine Verwerfung der Menschheit ab-

bitten muß. Sie werden mir verzeihen, wenn sie Menschenkenner sind; denn sie wissen dann, daß das Unglück bitter macht, daß man im Schmerze gerade gegen seine Freunde am ungerechtesten ist. Man sucht Gründe des Mißtrauens, weil es in solcher Stimmung bitterlich wohl thut, sich von der ganzen Welt verlassen zu wissen. Eine einzige Ausnahme stieße ja die Regel um und ließe unsern Timon-Groll als ungerechtfertigt erscheinen."

„Marie und ich werden vielfach und in die besten Kreise eingeladen. Ich begreife. Sie singt vortrefflich, und ich soll ein erträglicher Gesellschafter sein. Wenn man von Etwas spricht und nichts weiter weiß, schlägt man mich — Dank meinem guten Gedächtnisse — als ein bequemes Konversations-Lexikon auf. Ich begreife. Wenn ich Laffen treffe, die in Aemtern stehen, ohne ein weiteres Verdienst, als — doch wozu von ihnen sprechen — kann ich sogar witzig werden, zum Todtlachen witzig. Marie ruft mich. Wir sind eingeladen. Sie geht meinetwegen und bliebe lieber daheim. Und ich? ich gehe für sie, um meine Professur zu betreiben."

„Die Hausfrau sagte mir gestern beim Scheiden, sie habe sich noch nie so vortrefflich unterhalten. Es war auch ein köstlicher Stoff, auf den wir kamen. Wir sprachen von den Thoren, die einen idealen Lebensweg einschlagen und nicht ahnen, daß nur der Philister der wahre Mensch ist. Ich riß Witze über den Künstler, der vor Lorbeerkränzen kaum zu Lorbeerblättern für seine Mittagstafel kommt, über den Dichter, der sich einbildet, die Welt hänge von seinen Versen ab, und werde ihm die Geduld, sie zu lesen oder anzuhören, etwa noch bezahlen. Ich lobte den klugen Mann, der statt Versfüße Münzen zählt, der auf der Erde bleibt und sich nicht in die Wolken versteigt, der mit allen Menschen gut auskommt, weil er ihnen durch nichts auffällt, der treu dem Beispiel seiner Väter von der Wiege in die Schule, in den Krämerladen, unter den Pantoffel, in das Grab kommt. Die Gesellschaft lachte mit; sie glaubte, das sei mein Ernst, und merkte nicht, daß ich sie verhöhnte. O, über die Philister! dieses Volk ist so alt wie die Juden, aber weit zahlreicher!"

„Es fällt mir ein Gedicht aus jenen Tagen, da ich noch nicht vermält war, in die Hände. Ich erschrecke, wie so Manches auf mein Heute paßt. Nur bezieht sich jetzt, was damals mir allein galt, auf Marie und mich. Wir stehen vereinsamt. Wer liebt uns, wenn wir uns nicht lieben? Die Verse lauten:

O, weinen möcht' ich, weinen bittre Thränen,
  Wenn ich so einsam, so verlassen bin.
Wer achtet nur mein unverstandnes Sehnen:
  Zieht Alles doch so kalt an mir dahin.
Ich hätt' ein Herz, mit Liebe zu umfassen
  Die weite, große, unermess'ne Welt;
Sie aber bleibt bei meinem Fleh'n gelassen,
  Sie hört mich nicht, weil Gold sie eben zählt.
Ein Echo fand ich selbst in stein'gen Klüften,
  Doch unter Menschen find' ich's nimmermehr. —
Die Besten, die ich liebte, ruhn in Grüften,
  Die Andern treibt die Selbstsucht vor sich her.
Dem Waldstrom gleich ich, der im Felsenthale
  Mit keinem Wesen zärtlich Grüßen tauscht,
Und wild daher mit jähem Wasserfalle
  Den Sturm in seinem Innern überrauscht.
Und tret' ich unter Euch, seht Ihr mich scherzen,
  Dann glaubt mir nicht, ich lüge Heiterkeit;
Ich überklebe nur den Riß im Herzen,
  Ich weine blutig unter'm Narrenkleid!"

„Ein Hoffnungsstern! Wir sind gerettet. Aennchen, das Glückskind, brachte mir gestern eine unerwartete Freudenbotschaft. Einer der ersten deutschen Buchhändler fordert mich auf, eine Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts zu schreiben; die Bedingungen sind wahrhaft glänzend. Ich habe jährlich zehn Hefte zu liefern gegen ein Honorar, das mich nicht nur jedem Mangel überhebt, sondern mir sogar ein behagliches sorgenfreies Dasein in Aussicht stellt. Auch der Stoff zieht mich lebhaft an. War ich nicht ein Thor, daß ich schon mit dem Schicksal zu grollen anfing, daß ich mit den Menschen haderte? Wie schwach war mein Vertrauen zu dem ewigen Lenker der Welt und dem Führer meiner Tage! Ich stehe beschämt vor ihm und gelobe kindliche Ergebung von heute an; kein Zweifel an der Vorsehung soll mich je wieder beschleichen. Ich könnte heute jeden Menschen vor dankbarer Rührung an mein Herz drücken. Nein, die Menschen sind nicht schlecht; man muß sich nur die Mühe nehmen, ihr Gutes zu beachten. Ich will sie nie wieder hassen. Ich fühle es am freudigen Klopfen meines Herzens, die Tage der Prüfung sind vorüber. Ich werde wieder reich werden, Dich, meine Marie, wieder glücklich machen können. Was Du wünschest, was ich Dir an den Augen absehe, soll Dir erfüllt werden. Du entbehrst Deines Klaviers, wie ich — der freundlichen lieben Klänge, die unter Deinen Fingern aufzusprossen pflegten; übermorgen, vielleicht schon morgen sollst Du eines haben. Du liebst Blumen? Ich will alle Gewächs-

häuser der Stadt plündern, bis Du alle Deine Schwestern um Dich versammelt hast. Ach, Marie, wie glücklich wollen wir dann sein und von der Zukunft träumen und . . . und, daß ich daß ich das Beste nicht vergesse, was ich erspare, soll Deine Mitgift werden. Ich schreibe jährlich ein Buch mehr und setze darunter: Zur Aussteuer meiner Tochter! Ich werde jung, ich lebe auf bei dem Gedanken, die Tage der Trauer liegen hinter mir. O Gott, laß dieses Glück beständig sein, ich könnte seinen Wechsel nicht tragen. Jetzt muß ich glücklich werden, hörst Du, Allgerechter; denn ich war es noch nie. Ich klatsche wie ein Kind — Niemand sieht mich, Marie ist im Garten — vor Jubel in die Hände. Mariens Rosenwangen werden wieder aufblühen, sie wird wieder ohne Zwang lächeln."

„Dank Dir, Allgütiger, Dank! das Glück kommt nicht allein. So eben brachte man mir die Zeitung; Marie las vor, plötzlich hält sie ein und zittert . . . Julius hat sich auf dem südlichen Kriegsschauplatze ausgezeichnet, der Erste einen Wall erstiegen, ist auf dem Schlachtfelde Major geworden. Der Brave! Marie hat sich das Blatt von der Wirthin ausgebeten und trägt es nun bei sich; sie hat es dem gutmüthigen Aennchen schon fünfmal vorgelesen. Das Kind hört ganz verdutzt zu und begreift nicht, wie ein Schlachtbericht einem Mädchen so gefallen kann. Ist es glücklich zu preisen, weil es noch so einfältiglich dahinlebt, oder zu bedauern, weil es noch kein Liebesleben in sich trägt? Marie ist auf der Stiege, ich höre sie kommen; sie singt seit längerer Zeit zum ersten Male aus freiem Antriebe. Wenn ich nur die Kraft habe, das Glück, das uns plötzlich so reich beschenkt, zu tragen. Unglück ist in gewissem Sinne doch eine leichtere Last."

„Ich habe dem Verleger bejahend geantwortet und einen Plan zugesandt, bin aber nun seit vierzehn Tagen ohne Antwort. Was soll ich davon denken? Schwarze Gedankenspinnen laufen durch mein Gehirn. Wenn ich mich getäuscht haben sollte? Es wäre mir jetzt schwerer, mich an meine ehemalige Hoffnungslosigkeit zu gewöhnen, als früher, sie zu tragen. Die höchste Gnade bewahre mich vor solcher Verzweiflung!"

„Der Schlag war schwer; aber er hat mich nicht niedergeworfen. Ich sehe trotz meiner Lage stolz auf.

Der Verleger hat mir geantwortet, aber wie? Er hat mir den Ton vorgeschrieben, in welchem das Werk verfaßt werden soll; ich war in der Meinung, ein geschichtliches Werk auf der

Höhe der Wissenschaft und in einem über die Parteien erhabenen Sinne schreiben zu können, ich habe mich bitter getäuscht. Der Buchhändler, eine Krämerseele, will einen Parteistandpunkt eingenommen wissen: ich soll Gervinus gegenübertreten. Nie hat mich in meinem Leben etwas so entrüstet, ich zittere noch an jedem Nerv. Was habe ich gethan, daß er sich erfrechen konnte, mit einem solchen erniedrigenden Antrage an mich zu kommen? Las er etwa in den Zeitungen, daß ich kein Freund des Umsturzes ohne Ziel und Plan bin? Oder weiß er — der bloße Gedanke an diese Möglichkeit treibt mir das Blut zum Kopfe — oder weiß er von meiner Armuth? Glaubte er mich kaufen zu können? O, arme Marie! Du warst mein erster Gedanke! Dahin alle meine Hoffnungen! Aber du bist mein würdiges Kind. Was sagte sie, als ich ihr diese Wendung der trügerischen Glücksgöttin mittheilte und die Wahl ließ, ob wir Reichthum oder Armuth wählen wollten? (Ich meinte es ernst, als ich ihr die Frage vorlegte; denn ich wäre für sie selbst in ein Leben der Schmach gegangen.) Sie sprach: „Bewahre Deinen reinen Namen, er ist mein schönster Reichthum."

Ich habe so eben verneinend geantwortet. Diese Aussicht ist dahin, und unsere Kasse fast erschöpft. Was nun? Mir graut vor der Zukunft; doch — sie mag kommen mit ihren Schrecken; sie kann uns brechen, aber nicht beugen, nicht entehren. Wir haben eine schwere Probe bestanden."

„Marie ist mein rettender Engel gewesen; sonst wäre die Noth, die nun doch wie ein Schreckgespennst dasteht und sich nicht mehr verscheuchen läßt, längst über uns hereingebrochen. Sie hat vorgestern ihr letztes Schmuckgeräth heimlich verkauft; Aennchen verrieth es mir, ich hatte keine Ahnung. Ich zürne nur, daß mein erstes Gefühl nicht Theilnahme und Bewunderung der hochherzigen Tochter, sondern eine brennende Scham war. Ich fürchtete nämlich, unsere Noth sei entdeckt, und beruhigte mich erst, als mir das Kind strenge Verschwiegenheit, selbst gegen die Mutter, gelobte. Wie schwach sind wir, selbst die Freiesten unter uns; wie sehr hängen selbst die noch vom Urtheile der Menge ab. Warum bin ich nicht so unabhängig, daß ich es über mich brächte, mich so arm zu zeigen, wie ich bin? warum lüge ich? weil ich weiß, daß man mich dann ganz fallen ließe? O, der Reiche ist glücklich, der die Welt entbehren kann. Wer nie arm war, wer nie von den Menschen abhing, kennt das Leben nicht; er würde dann den Armen milder beurtheilen, wenn dieser unter dem sein Ehrgefühl zerquetschenden Drucke zuletzt wird, was die Welt schlecht nennt und was sie nach verschiedenen weisen Theorieen bestraft. Wohl dem, der wenige Bedürfnisse hat und leicht entbehrt. Mit jedem hinweg

geworfenen Bedürfniß wird auch die Fessel leichter, die uns an die schale, engherzige Gesellschaft der Menschen kettet."

„Seit drei Tagen leben Marie und ich nur von Kaffee, den wir zweimal, Morgens und Abends, zu uns nehmen, und Brod. Um Mittag gehen wir aus. Die Wirthin glaubt unserer Angabe, wir seien eingeladen. Ich zittere von nun an nur vor der Frage, wo wir speisen, weil ich fürchte, das Erröthen verräth uns. Das Lügen fällt uns schwer. Von solchen Augenblicken des Lebens wißt ihr freilich nichts, ihr Dichter; man suchte in euren Dramen und Romanen vergebens darnach. Eure Helden werden geboren, thun große Dinge, kämpfen mit Riesen oder Windmühlen, verlieben sich mit Hemmnissen, verbluten sich vielleicht auch auf der letzten Seite; aber sie hungern nicht. Es geht ihnen wie den Raben: der Herr muß sie füttern, ihr ließet sie an Nahrungsmangel sterben. Freilich, es ist auch gar prosaisch, an den Magen zu erinnern! wie viel lieblicher klingt das Wort: „Herz." Doch Scherz bei Seite; ich will euch ein Wort blutigen Ernstes sagen. Ihr meint, man solle den Menschen nur im Kampfe um ideale Lebensgüter, mit gewaltigen Hindernissen darstellen, aber nicht seine kleinen Sorgen und Mühen. Erlaubt mir, zu sagen, daß ihr in einem großen Vorurtheile befangen seid, so groß als das war, dem zufolge früher nur Könige im Trauerspiele auftreten sollten. Was wollt ihr darstellen? Ich glaube das Leben, das Leben in seiner ganzen Breite und Tiefe, nicht blos den Helden auf dem Schlachtfelde, sondern auch den im Leben, der stillere, aber oft schwerere Kämpfe kämpft. Der Krieger bedarf zuweilen nur eines augenblicklichen Muthes, um eine Großthat zu verrichten; aber um wie viel größer, um wie viel beharrlicher muß der Muth eines Schiller gewesen sein, als er in den Tagen seiner Flucht fast wie ein Bettler leben und trotzdem seinen „Fiesco" aus der ermatteten Seele herauspumpen mußte, als er trotz Noth und Verkennung an seinem Berufe festhielt? Geht, geht, ihr Versemacher, und klagt nie wieder, daß ihr den vom Leben gebotenen Stoff erschöpft hättet! Es versteht sich, daß es nicht Sache des Künstlers ist, den Hunger zu beschreiben; aber die Empfindungen dessen malt einmal, auf dem tausend Sorgen lasten, der heute nicht weiß, wovon er morgen leben soll, der dabei das reizbarste Ehrgefühl, die keuscheste Scham hat, der endlich auch in dieser Lage seine Männerwürde behauptet, seinem Ziele treu bleibt, keinen Schritt von dem Pfade der Tugend und der Wahrheit weicht, der in diesem Kampf nur größer, unabhängiger, freier wird, erst recht zum Manne sich läutert.

Ja, ja, ihr Dichter, schildert einmal einen Helden, den hungert!"

„Ich habe kleinere Aufsätze an verschiedene Zeitungen geschickt; sie werden wol aufgenommen werden, doch können sie mich für den Augenblick nicht retten. Die Abrechnung geschieht viertel- oder halbjährlich, und ich brauche jetzt Geld. Ich will kein ehrliches Mittel, Verdienst zu finden, scheuen. Die heutigen Blätter enthalten folgende Anzeige:

Bitte.

Ein älterer Mann, der überdies nicht allein steht, befindet sich in bedrängter Lage; er wünscht eine Beschäftigung als Abschreiber und verspricht, zuverlässig und verschwiegen zu sein. Nur ist er genöthigt, die Arbeiten zu Hause zu machen; auch ersucht er, seinen Namen verschweigen zu dürfen. Auskunft ertheilt Herr Graf Anton ***, wohnhaft in . . . .

Marie und ich wollen kopiren, wenn das Schriftstellern noch weniger einträgt. Ob die Anzeige beachtet werden wird? Die Einrückungsgebühr war für uns, was für einen Kaufherrn die Ausrüstungsumme eines Schiffes: wir wagten."

„Wer beschreibt meine Verlegenheit, als vor einer Viertelstunde Baron B***, ein Mann, der mir großes Wohlwollen zu schenken scheint, zu mir kam und mittheilte, er habe eine dauernde Beschäftigung für meinen Schützling und wolle sich die freilich sonderbaren Bedingungen um meinetwillen gefallen lassen. Ich wußte nicht, was sagen; ablehnen mußte ich. Er kennt meine und Mariens Handschrift. Hätte er den wahren Verhalt der Sache entdeckt, so würde er mir seine Unterstützung angeboten, ja aufgedrungen haben. Gerade das wollte ich vermeiden. Ich sagte daher nach einer peinigenden Pause, der Kopist sei gegenwärtig schon zu sehr beschäftigt. Er bedauerte es und fügte bei, er werde das auch zwei Bekannten von ihm sagen, die nächstens aus dem gleichen Grunde zu mir kommen wollten. Ich stand stumm da. Marie hatte Geistesgegenwart genug, B*** mit freundlicher Miene an die Stiege zu geleiten. Wenn ich könnte, ich ginge nach Amerika. Dort hat keiner eine hemmende Vergangenheit und ich könnte es trotz des Grafentitels doch noch zum — Abschreiber bringen."

„Ich habe heute wieder einmal ein freundliches Zeichen des Geschicks empfangen, ein Buchhändler hat mir unaufgefordert das Honorar eines längeren Aufsatzes übermacht. Leider tritt er von seinem Geschäfte zurück und übergibt es einem mir unbekannten Mann. Wir sind nun im Stande, unsere Wirthin

zu bezahlen und ein paar Wochen sorgenfreier zu leben. Kein Reicher sitzt heute mit froherem Muthe an seiner Tafel, als wir bei schwarzem Kaffee und einem gemeinsam gebrochenen Stück Brod. Ihr kennt die kleinen Freuden des Armen nicht, noch weniger seine Leiden. Gestern Abend ging Marie — sie meinte, ich sehe es nicht — zum Schranke, in welchem wir unser Brod verwahren; sie fand keines, weil unser auf die Dauer zweier Tage berechneter Vorrath bereits erschöpft war. Ich war tief erschüttert. Zufällig zog ich die Lade des Eßtisches auf, und fand zu meiner Freude einen vergessenen Kuchen, den man mir in einer Gesellschaft lachend in den Sack gesteckt hatte. Es war mir, als hätte der Herr ein Wunder gewirkt, so unerwartet kam es. Marie nahm ihn nur unter der Bedingung an, daß ich ihn mit ihr theile. O, wohl dem Manne, der einst Deine Liebe erringt, und sie dauernd besitzen darf; er wird nie nach dem versprochenen jenseitigen Himmel verlangen. Wenn es immer ginge, wie heute, wollten wir gern jede Entbehrung tragen, ohne Mühe; denn wir haben uns beherrschen und den für den folgenden Tag bestimmten Brodtheil ohne Murren und Verlangen bei Seite legen lernen, — wir trinken Wasser, wenn uns hungert. — Von jenem Tage an, wo ich nicht mehr einen Mittagstisch zu bezahlen vermochte, habe ich jede Einladung zu einer Mittagstafel abgelehnt; ich war in Gesellschaft nie spröder, nie mäßiger als jetzt. Es würde mich tödten, wenn einst meine Noth an den Tag käme, und nur Ein Mensch dächte, ich sei zu ihm gekommen, um mich satt zu essen. Ich kenne ferner, seit ich nur das Nothwendigste genieße, nichts Kläglicheres als einen Menschen, der an der Tafel schwelgt, dem die Nahrung nicht ein bloßes Mittel, den Lebensprozeß zu unterhalten, sondern Zweck, vielleicht der höchste Zweck ist. Ich frage mich jetzt nur, ob eine Speise nahrhaft sei, und welche die nahrhafteste bei dem geringsten Geld- und Zeitaufwande, sie zu bereiten und zu genießen. Alles, was nur die Zunge kitzelt, ist mir jetzt widrig. Wenn ich eingeladen bin, unterhalte ich mich gegenwärtig auf Kosten der Schmarotzer; ich quäle, ich verhöhne, ich geißle sie, ich lasse sie Spitzruthen laufen unter dem Gelächter der Umgebung. Wenn ich nicht dieses, freilich boshafte Vergnügen hätte, ich würde mich in diesen unvermeidlichen Soiréen, die trotz aller Wehen meine Professur noch immer nicht gebären wollen, zum Sterben langweilen. O, diese Besuche! Wenn sie vergeblich sein sollten! Die weißen Handschuhe, die wir anziehen müssen, kosten uns das Essen einiger Tage!"

Gestern flüsterte eine sentimentale, alte Jungfer mir zu, ich müßte unendlich glücklich leben, da ich ein so liebevolles

Wesen in meiner Nähe habe. Sie meinte, sie wisse das aus eigener Erfahrung, und kratzte dabei ihrem Mops hinter den Ohren."

„Eine Kritik meines letzten Aufsatzes fällt mir in die Hände; der Verfasser meint: ich hätte mich überlebt, mein jugendliches Feuer sei dahin. Das Urtheil ist hart; aber es mag wahr sein. Woher soll ich jedoch dieses gewünschte Feuer nehmen? Nach Moleschott könnte man manche Heldenthat auf ein reichbesetztes Frühstück zurückführen; warum konnte jener Kritiker von meinem magern Geschreibsel auf eine magere Mittagstafel schließen und milder urtheilen? Mein Feuer ist also dahin? Ich bin ausgebrannt? Wozu ist ein Vulkan, der nicht mehr Feuer speit? Schüttet ihn zu! Ich habe mich überlebt, heißt es. Habe ich denn je wahrhaft gelebt? Heißt leiden — leben? Marie war mein Leben. Wie lange wäre ich schon zusammengesunken, wenn sie mich nicht aufrecht erhielte. — Ja, ja, man kann mich nicht mehr brauchen; darum habe ich erst gestern drei Aufsätze zurückgeschickt erhalten. Ich kann sie nicht an andere Zeitungen senden, muß sie liegen lassen; denn mir fehlt das Geld, um sie auf der Post freimachen zu können. So ist der Arme an allen Händen gebunden, und doch fordert man von ihm, daß er mit dem Reichen wetteifere. Vielleicht ist es auch besser, wenn sie liegen bleiben; es ist ja möglicher Weise wahr, daß ich altersschwach geworden bin. Ein deutscher Schriftsteller bemüht sich seit Jahren, eine Anstalt zu Gunsten verarmter Dichter und Gelehrten zu gründen. In die paßte ich, in ein Invalidenhaus der Litteratur, wenn man nicht etwa — was vielleicht passender wäre — das Narrenspital in jeder Stadt zu diesem Zweck erweitern wollte. Der gute Camoëns! der starb den echten Dichtertod. Bedlam ist das uns geziemende Pantheon. Oder ist der nicht ein Narr, der in diese Welt voll Prosa mit poetischem Wirrwar kommt? Erfindet eine neue Kochmaschine und ihr werdet der Menschheit willkommener sein, als mit einer neuen Iliade? — Was habe ich gelesen? Ich sehe es plötzlich in einem ganz anderen Lichte. „Ich hätte mich überlebt?" Wie, ich, dem nur die Liebe zu ihr und die Dichtkunst, die Wissenschaft die Kraft verleiht, im drückendsten Mangel auszuharren, der den Musen nie treuer, nie reiner gedient hat, ich besäße kein Feuer mehr? Auf den Wahlplatz, mein schlanker, junger Herr, die Feder ergriffen! Ich gehe heute noch an ein neues Gedicht; ich will Ihnen zeigen, daß ich noch lebe. Schlagt mich nur an euer krittisches Kreuz; die Auferstehung soll nicht ausbleiben."

„Das erste Blatt wäre vollendet, ich habe es: „Ein Dichterleben" überschrieben. Camoëns ist mein Held. Ich fühle mich wieder glücklich, meine schönsten Stunden kehren zurück, wenn ich Vers für Vers Marien diktire. Mit welchem seelenvollen Blick hängt sie in jeder Pause an meinem Munde, mit welcher tiefen Ahnung erräth sie schon den kommenden Gedanken, ehe ich kaum selbst das Wort für ihn gefunden habe! Marie, Du bist meine sichtbare Muse. Mag es immerhin sein, daß es erst der aus mir entspringende Gedanke ist, der Dich in Begeisterung versetzt, mir scheint es, — und es ist mir ein tröstlicher Glaube — als stammte meine Begeisterung von Dir her, als ginge sie von Dir auf mich über. Heilige Dichtkunst, sei dreimal gesegnet! Wie erweitert sich meine Brust, seit du wieder in mir eingezogen bist. Ich fühle mich reiner, mein Auge verklärter, meinen Sinn geweihter; alle Sorgen der Erde fliehen weit von mir. Heißen Dank dir, daß du mich mit deinem Kusse begnadest. Der Mensch, der dich nicht hat, muß verstummen und doppelt leiden, weil der stumme Schmerz die Seele zerquetscht; dem Dichter gab „ein Gott zu sagen, was er leide". Freilich bedarf er auch mehr denn ein anderer Sterblicher dieser Gabe; denn sein Herz gleicht einer Sensitive, die bei der leisesten Berührung bebt. Dies Zartgefühl macht ihn oft im Leben eben so unglücklich, als in der Poesie groß. Berufen, ein Sprecher der Menschheit zu sein, muß er in seinem Herzen gleichsam alle zerstreuten Gefühle, wie in einem Brennpunkte sammeln, sich in alle leicht versetzen können, um ihrer Darstellung fähig zu sein. Alle Schmerzen der Menschheit muß er empfinden, damit sein innerstes Herzblut hervortrete, und aus jedem Tropfen sich ein Lied gestalte. Aber wenn der Dichter auch aus diesem Grunde eine Tasso-Tragödie leben, in Folge seiner Weltanschauung mit der Welt zerfallen, ein Opfer seines hohen Berufes werden muß, so hat er hingegen einen Stab, der ihn wieder hebt, einen Stern, der ihm voranleuchtet — dich, heilige Poesie. Wie die Jünger von Emaus zu ihrem scheidenden Lehrer möchte ich dir am Ende meiner Tage zurufen: „Bleibe bei mir; denn es will Abend werden!"

„Ich komme aus dem Theater, das ich seit langer Zeit nicht besucht hatte, wir waren eingeladen worden. Marie ist sehr angegriffen heimgekommen. Man gab Holtei's „Lorbeerbaum und Bettelstab", die Leidensgeschichte eines deutschen Dichters; Einige sagen — Kleist's, desselben, der sich das Leben nahm. Das Stück machte auf mich einen höchst peinlichen Eindruck. Es war mir, als ob man mich und meine Schmerzen auf die Bühne gebracht hätte; es war mir, als sehe ich mein Herz noch zuckend in einem mit Weingeist angefüllten Glase,

wie man anatomische Präparate aufbewahrt, und daneben einen alten vergilbten Professor, der erklären wollte, warum dies Herz gebrochen sei. Und vor wem fand diese Fastnachtsposse statt? Ich sah mir das Publikum an. Da waren junge Frauen, um zu begaffen und begafft zu werden, junge Stutzer, die mit einander plauderten, wahrscheinlich von Pferden und Grisetten, lebendig gewordene Bierhumpen, die sich über die unaussprechliche Magerkeit des Dichters bekreuzten, Geldmenschen, die ihre Kinder mitgebracht hatten, damit sie ein warnendes Beispiel mit sich heimnähmen. Und vor solchem Volke sollen die Mysterien eines Dichterherzens geöffnet werden? Welche Entweihung! Will man denn diese bettelhafte Menschheit in ihrer Anbetung des goldenen Kalbes der Prosa noch bestärken? Oder meint ihr, ihr könntet sie umwandeln, der Poesie geneigter machen? Ehe strömt die Donau rückwärts. Doch, ich thue euch Unrecht. Es thut eurem verletzten Gemüthe wohl, seine Schmerzen auszukünden, seine Wunden gerade denen zu zeigen, die sie geschlagen haben. So schleppt der unglücklich Liebende seine Trauergestalt am Fenster der Treulosen vorüber, in dem Wahne, sie durch seinen Anblick zu strafen. Er sollte aber stolzer sein, das Leid verwürgen und seine innersten Gefühle nicht zum Schaugegenstande der ewig neugierigen Menge machen. Und auch der Dichter sei stolzer, keuscher! Zieht lieber eine Schellenkappe an, und versteckt den Trauerflor unter ihr!"

Marie hatte Besuch, und ich ging, um den schönen Sommertag zu genießen, mit dem jüngsten Knaben der Wirthin über Land. Wir kamen, ohne bestimmtes Ziel dahinschlendernd, in ein ziemlich abgelegenes Dorf und wurden auf meine Frage, wo man Milch bekommen könnte, zum Hause des Schullehrers geführt. Derselbe saß auf einer Bank, an einem Vogelbauer arbeitend und von einer Schar fröhlicher Kinder umgeben. Er überraschte mich; denn er hatte, obwol er sehr einfach gekleidet war, nichts Bäuerliches an sich. Der Gesichtsausdruck war edel, eine wohlthuende Mischung von Ernst und Milde, das Haar wie bei einem Christuskopfe gescheitelt und reich herabfallend. Das Auge spiegelte innere Ruhe und sah mit Wohlwollen auf uns. Haus und Eigenthümer schienen einen Hauch der seligsten Zufriedenheit zu athmen. Gastfreundlich erhob er sich und lud uns ein, einen Augenblick in seine Stube zu treten, bis das einfache Abendmal, das unser harrte, unter der schattigen Linde bereitet sein werde. Gleich beim Eintritt fiel mir ein Bücherschrank auf; ich trat hin und fand zu meinem Erstaunen nicht nur die neueren, sondern auch griechische und römische Classiker in der Ursprache; selbst ein aus meiner ersten Zeit stammendes Schriftchen: „Denksprüche für die Jugend",

lag in einem Fache. Der Rückkehrende schien, was in mir vorging, zu errathen; denn er trat lächelnd zu mir: „Sie sind überrascht, diese Bücher hier zu finden; Sie würden, wenn Sie mein Leben wüßten, weit mehr über mein Hiersein staunen. Wissen Sie, was mich hiehergeführt? — Ein Spruch aus dem Büchlein, das Sie eben in der Hand halten."

„Aus diesem?" Es war das meine.

„Ja, und ich bin dem Verfasser zum ewigen Danke verpflichtet."

„Geben Sie mir Ihre Hand. Der Dichter feiert selten solche Triumphe, und doch sind sie seine schönsten. Ich bin der Verfasser."

„Sie?" Das Auge des Mannes leuchtete hell. „Kommen Sie unter die Linde. Sie sind mein Gast. Dort will ich Ihnen mein Leben erzählen. Kommen Sie, mein Retter!"

Nachdem wir uns gesetzt und ländliche Erfrischungen zu uns genommen hatten, begann er: „Mein wahrer Name würde Ihnen vielleicht nicht unbekannt sein, wenn ich Ihnen denselben mittheilte; denn ich trat seiner Zeit mit mancher Poesie in die Welt. Ich war jung, feurig, ruhmbegierig; ich glaubte, der erste Lorbeerkranz, den mein Volk zu vergeben habe, gebühre meiner Stirne. Ich trat mit jugendlicher Anmaßung, einer Zukunft gewiß, anspruchsvoll vor die Gegenwart hin und forderte von dieser Anerkennung meiner unreifen Leistungen. Man wies mich spottend zurück. Und ich? wurde ich etwa klüger? Ich sah einen verkannten Genius in mir, schmückte mich mit dem heiligen Schein des Märtyrerthums und schalt das undankbare Vaterland; denn ich schrieb meine Zurücksetzung nicht meinem noch ungeklärten, gährenden Geiste, sondern dem Umstande zu, daß ich manche rücksichtslose Wahrheit ausgesprochen hatte. Ich verachtete meine Gegner als Lügner und Heuchler, und sah überall nur Selbstsucht, blos in meinem Streben Uneigennützigkeit, weil ich übersah, daß Ehrgeiz auch Selbstsucht sei. Meine Seele war voll wachsender Bitterkeit. Ich strebte nach einer akademischen Laufbahn; man verschloß mir alle Möglichkeit, mit Vorlesungen aufzutreten, da man meine Gesinnung kannte. In fieberhafter Aufregung ließ ich mich endlich hinreißen, eine Schrift gegen die Lenker meines Vaterlandes zu veröffentlichen. Ich wurde verhaftet, aber um meiner Jugend willen begnadigt. Kaum war ich entlassen, so schickte der Vater eines Mädchens, das ich wegen seiner hohen Begabung als Sängerin leidenschaftlich liebte, mir meine Briefe, Gedichte, kleine Geschenke mit der Aufforderung, sein Haus zu vermeiden, zurück. Ich stand wie ein vom Blitze entlaubter Baum da, meine Zukunft schien zerstört. Zuerst machte ich ohnmächtige Versuche, meine hohen Pläne dennoch auszuführen, hob wie das stürmende Meer mich mit dem überstürzten Eifer des Wahn-

witzes zum Himmel empor, aber sank machtlos, immer gedemüthigter wieder zurück. Endlich erfaßte mich der trübste Gedanke, den der Mensch denken kann: ich nahm Gift. Glücklicherweise wurde es rasch entdeckt und ich in das Haus eines Oheims gebracht, der mich in einer langwierigen Krankheit mit väterlicher Sorgfalt pflegte. Nie kam er auf das Geschehene zurück, nie machte er mir den leisesten Vorwurf. Seine ganze Leitung bestand darin, mich zur Ruhe zu ermahnen, durch seine Kinder hie und da ein Stündchen aufheitern zu lassen und mir in zahllosen stummen Beweisen seine Liebe zu bethätigen. Später brachte er mir Bücher, welche einen eigenthümlich weihevollen, ja religiösen, obschon nicht kirchlichen Ton anschlugen und mich allmälig befähigten, einen Spruch zu verstehen, den mein Oheim an die meinem Bette gegenüberstehende Wand befestigt hatte; er ist von Ihnen:

Bescheide dich, so wird auch dir beschieden,
Was wahrhaft dich beglücken kann hienieden!

Je mehr ich ihn verstand, desto größerer Friede überkam mich, mit desto größerer Liebe ging ich auf die Ideen meines Oheims ein, der — ich vertraue es Ihnen — Freimaurer war. Er bekämpfte den letzten Rest der Selbstsucht in mir und wies mich auf den Schutzheiligen seines Bundes, auf Johannes hin, der Allem, was Glanz, Ruhm, Liebe ihm zu bieten vermocht hätten, entsagte, in die Wüste zog und die Menschen auf die Ankunft des Heilandes vorbereitete, des Lehrers der Liebe. Er zeigte mir, wie noch jetzt so viele Gemüther nichts von Christo wüßten, nichts von seiner Weltreligion, die nicht trennen, nicht auflösen, die binden will; er rief mich auf, von nun an der Menschheit zu dienen und verhieß mir die größte Seligkeit, den inneren Frieden, wenn ich mich und meine selbstsüchtigen Ansprüche zu opfern verstehe, wenn ich meinen Brüdern auf Erden ohne Unterschied des Glaubens und Meinens alle meine Kräfte weihe. Ich that es. Ich gab meine Liebe hin, ich entsagte meinem Traume einstigen Ruhmes, ich opferte selbst — meinen Namen und zog unter dem meines Oheims aus, um irgendwo — ich, der ich einst an einer Hochschule glänzen wollte — eine Dorfschule zu finden. Hier, mein Herr, fand ich das Ziel meines Lebens, sagte: „Lasset die Kleinen zu mir kommen," machte es zu meiner Aufgabe, der Menschheit ein reineres, uneigennützigeres Geschlecht erziehen zu helfen und kann Ihnen nun, geliebter Herr, versichern, daß Sie die Wahrheit gesprochen haben:

Bescheide dich, so wird auch dir beschieden,
Was wahrhaft dich beglücken kann hienieden!

Ich war tief erschüttert, wie nie in meinem Leben. Ich mußte, um mich vor dem übermächtigen Eindrucke zu retten,

rasch aufbrechen und versprach nur im schnellen Abschiede, bald — bald wiederzukommen.

Was ich denke? die Gedanken schwirren um mich — die Feder entsinkt mir — ich will zur Ruhe gehen. Marie schläft bereits."

Ich wiederholte es mir heute stündlich, daß ich einen Menschen retten konnte, retten durch einen einzigen Spruch. Warum weiß ich keine Rettung für mich? Warum paßt, was ihm dienlich war, nicht auch für mich? Ich will einmal uns beide vergleichen. Er entsagte. Wem soll ich noch entsagen? Zieht mich etwa der Ruhm noch? Will ich genießen? Ich habe nichts als Marie. Dieses Opfer, die Trennung von ihr wird doch das Schicksal nicht wollen? Er gab seinen Namen hin. Wenn ich mich frage: könntest du dies thun? — muß ich antworten: nie. Es wäre mir, als hätte ich mich bei lebendigem Leibe selbst gemordet, als ginge ich wie eine ewige Lüge umher. Mein Name ist nicht Zufall, mein Name bin ich. Was ich schuf und that, meine Familie und mein ehrlicher Ruf, hängt es nicht mit meinem Namen zusammen? Welchen Namen gab er hin? Einen verhöhnten, lächerlich gewordenen. Nein, er kann mir hierin kein Vorbild werden. Dies Opfer wird ihm leicht gewesen sein. Er dient der Menschheit? auch ich habe es immer nach bestem Gewissen gethan, ich will es bis zum letzten Athemzuge thun, nur zeigt mir: Wie und wo? Nur laßt mich nicht verderben wie einen geflohenen Pestkranken. Mein Spruch half ihm? Was will derselbe? Man soll bescheidene Ansprüche an das Leben machen, vielleicht auch in der Noth von einer gewissen Höhe herabsteigen. That ich es nicht? wollte ich nicht sogar Abschreiber werden? Aber Lehrer, könnte ich nicht auch als Lehrer wirken? Man würde mir mit Recht entgegnen: Eher können Sie einen Lehrstuhl an der Universität, als eine Volksschule erhalten; wissen Sie denn, was eine Methode des Unterrichts sagen will? Ich müßte verstummen. Ueberdies könnte ich mich um keine, ohne verlacht zu werden, bewerben, wenn ich nicht auch meine Noth gestehen wollte. Und das zu thun, bin ich nimmermehr fähig. Man sagt wol, man soll sich an die Menschen wenden; aber man sagt es auch nur so lange, als man selbst nie im Falle war, es zu thun. Ich weiß, ich bin jetzt empfindlicher als je, menschenscheuer; es ist die Folge meiner Lage. Je mehr ich entbehren konnte, desto unabhängiger wurde mein Sinn, desto schroffer mein Auftreten, desto seltener suchte ich den Menschen. Ich brächte es nicht über mich, mich vor diesem zweibeinigen unbefiederten Thiere des Diogenes zu demüthigen, und von eilf dieser Erdenwürmer Hülfe zu heischen, um etwa zehn Körbe heimzutragen, von zehn Nasen

berümpft, durch zehn Zungen als Bettler ausgezischt zu werden. Nein, du neuer unbekannter Freund, behalte deinen — meinen Spruch; für mich, der ihn geschrieben, hat er keinen rettenden Klang. Ziehe deine Straße; meine ist sie nicht. Ich könnte nicht wie du der Poesie entsagen. Mache mich nicht glauben, daß deine Entsagung ein Opfer war. Ich verneine es. Du hast nicht wahrhaft geliebt, warst kein wahrer Dichter, fühltest kein echtes Streben in deiner eitlen Brust; sonst hättest du nicht entsagen können. Du warst doch auch zum Philister geboren und kamst wahrscheinlich nur wie ein eingeschmuggeltes Kuckucksei in das Reich der Poesie. Der von Gott geweihte Dichter wäre nun und nimmer wie du ein Schulmeister Bakel geworden. Ich gönne dir dein Glück, das Glück der Schnecke in ihrem Häuschen, und ziehe mein Unglück vor. Es ist das Loos eines idealen Lebensganges. Ich habe ihn gewählt, ich will auch die Folgen der Wahl tragen — ohne Murren, jedenfalls ohne Reue!"

„Ich ging in das Konzert, um mich an Händel's großem Oratorium: „Samson" zu erheben. Ein gewaltiges Werk. Der Held könnte mir als Vorbild dienen. Bereits gebrochen rafft er mit einer Macht des Gebetes, welche die Pforten des Himmels sprengt, mit einem weltüberwindenden Vertrauen zu Gott noch einmal seine Kraft auf und verherrlicht durch einen letzten großen Sieg den Herrn, der ihn gesendet. Welch ein Riesengeist wohnte in Händel's sterblicher Hülle, ein Heros; sonst hätte er nimmer den schweren Kampf seines Lebens so siegreich vollendet, nimmer dieses titanische Tonwerk aufgethürmt! Und wie wirkte das Tonwerk auf mich? Ich hoffte, der Geist des Meisters werde über mich kommen und mich mit seiner Kraft erfüllen. Wie habe ich mich getäuscht! Ich bin ein Schwächling, kein Händel; er konnte mich nicht erheben, da ich zu klein für seine Umarmung bin, mir nicht schmeicheln darf, ihm wahlverwandt zu sein. Jetzt verstehe ich die Vernichtung Faust's bei der Erscheinung des Erdgeistes, als er diese nicht zu ertragen vermag und die niederschmetternden Worte hört: „Du gleichst dem Geist, den Du begreifst, nicht mir." Ich konnte mich zu Händel's Größe nicht erheben, ihn nicht begreifen, weil ich ihm nicht gleiche. Ich kam nicht gehoben, ich kam gedemüthigt heim; Marie war glücklicher als ich. Sie sagte, sie sei nie so fromm gewesen, als bei diesen Tönen. — Ich werde den Lebenskampf nicht rühmlich auskämpfen, ich weiß es nun, — ich bin kein Händel. Das ist der schlimmste Fluch der Noth, daß sie unsere Energie bricht, Bleiklumpen an die Flügel der Seele heftet. Ich kann auch seit acht Tagen fast nicht arbeiten. Mein Gedicht stockt. Ja, mein Feuer ist dahin."

„Ich habe seit Wochen mein Tagebuch nicht in die Hand genommen, ich schrack vor dem Gedanken zurück, meine finstere Stimmung auf dem Papiere festzuhalten. Wenn ich nur diesen peinlichen Sorgen entfliehen könnte; sie jagen mich vom Schreibpulte, vom Lesen weg, in der Stube auf und ab, in das Freie und wieder heim. Ich komme mir wie der von den Furien verfolgte Orestes vor. — Und dabei soll ich mich noch beherrschen — um Mariens willen. Sie ist eben beschäftigt, meine Wäsche zu ordnen. Wir müssen uns auch in dieser Beziehung einschränken lernen. — Sie hat nie ein Wort der Klage, sie tröstet, sie ermuntert mich — leider vergeblich; denn ich sehe in ihren bleichen Wangen einen ewigen Vorwurf. Ich schreibe für ein hiesiges kleines Blatt zuweilen einen kleinen Aufsatz; mit dem Ertrage fristen wir unser Leben. Die Wirthsleute gehen zu meinem Troste freundlich und schonend mit uns um. — Meine größeren Arbeiten ruhen. Wenn ich sie auch von Zeit zu Zeit hervor nehme, so muß ich sie doch wieder weglegen. Es fehlt mir Stimmung, Muth, Lust. Ich bin schon müde, wenn ich kaum aufgestanden bin."

„Der Herbst ist da. Die Blätter fallen von den Bäumen; sie sproßten, als ich hierher kam. Ihr Keimen und Verwelken ist die sinnbildliche Geschichte meiner Hoffnungen, die ich an diese Stadt knüpfte. Julius, junger Freund, mein Grundsatz bleibt doch: Nicht hoffen und entsagen! Ich sehne mich von der Erde weg, zu meiner Mutter . . . Warum klopft der Tod, der jetzt so grimmig wüthet, nur an meine Thüre nicht? Marie und ich wären dann glücklich . . . Meine Mutter würde mich wieder beruhigen, wie sie das weinende Kind zu beruhigen wußte, und Julius würde meine Tochter für ihre kindliche Liebe belohnen. Mutter, höre mich und nimm mich zu dir! Ich gleiche der Pflanze, deren Wurzel vom Winde halb aus der Erde gerissen wurde, und die auf diese Weise zwischen Grünen und Verwelken schwebt. Ich lebe nicht und kann auch nicht sterben. — Es ist so leer in meiner Brust; ich finde kein Wort des Gebetes mehr in ihr. Wenn ich die Kirchenglocken höre, wenn ich die Leute in die Messe strömen sehe, wenn ich Mariens von Andacht verklärtes Antlitz schaue, — o, wie arm fühle ich mich dann! Mein Verstand ruft beständig: „Es ist ein Gott;" aber mein Herz bleibt stumm bei dieser Kunde. Seltsam! sonst ist es das Herz, das glaubt, und der Verstand, der verneint. Ich sehe das Wunderwerk der Welt und erkenne mit zwingender Nothwendigkeit, daß das Werk des weisesten Urhebers nicht entbehren kann; klopfe ich jedoch an die Brust, so ist alle reliiöse Empfindung todt, nirgends ein Echo. Mir fehlt der Glaube; was nützt mir ohne ihn das Wissen? Der Gott, den

ich weiß, ist ein kalter Gott, ein gedachter, bei ihm finde ich nicht Trost; der Gott aber, den ich einst glaubte, war ein liebender Vater, zu dem ich grenzenloses Vertrauen fühlte. Wo weilt er? wo ist der Weg zu ihm? ich habe im Gedränge der Welt seine Hand losgelassen und ihn verloren. O, daß er, der den Vogel zu seinem alten Neste, die vom Winde fortgetragene Biene in ihre Zelle heimführt, mich auch zu sich zurückleitete. Er? Er ist ja nicht, ruft eine düstere Stimme in mir. Glaube doch an keine Ammenmärchen? Hast du nicht Tage und Nächte ihn angerufen, unter heißen Thränen für dein Kind erweichen wollen? Hat er dich gehört? Nein, es ist kein Gott oder ein grausamer Gott! Die Welt ist der Spielball eines tückischen Zufalls."

„Zufall? Dann wäre ja mein Dasein auch ein Zufall? Was ist ein Zufall? Etwas, das ebenso gut oder noch besser nicht sein kann, als es ist. Wenn nun mein Leben ein Zufall, so könnte ich ja ebenso gut nicht leben? Warum sich nun mit einer Last hinschleppen, die wir uns nur aufbürden lassen, so lange wir Thoren sind? Und wenn ich sie zufällig wegwürfe?"

„Gérard de Nerval! Ich verstehe den Wink des Himmels.

Die Blätter, die nach Neuigkeiten haschen, bringen eben die Nachricht, daß der genannte französische Schriftsteller am Rande der Verzweiflung sein Leben mit einem Pistolenschusse geendigt habe.

Ich will ihm nachfolgen .....

Was sollte mich abhalten? Kann ich der Welt, der Menschheit noch in irgend einer Richtung dienen? Ich habe mich ja überlebt, bin todt bei langsam hinwelkendem Leibe. Soll ich etwa die Schande erleben, betteln zu müssen, hier von der Wirthin als Schuldner auf die Straße geworfen zu werden, ein Enkel meines Hauses im Spittel zu enden, oder als Blinder am Arme meiner Tochter, die eine Ballade über mein Unglück dazu singen könnte, von Dorf zu Dorf wandern zu dürfen? Lieber körperlich als bürgerlich todt! Aber — Marie! Sie ist mir gefolgt, und ich will sie verlassen? Ich will nichts als ihr Glück, ich thue nichts, wenn ich mich — tödte, als das Hemmniß ihres Glückes entfernen. Mein Tod, muß ich mir selbst entgegnen, wird sie allerdings zerschmetternd treffen; aber ist dieser eine gewaltige Schmerz nicht besser, nicht leichter zu tragen, als wenn sie mich Monate, vielleicht Jahre lang zu Grunde gehen, unter der Last der Schmach und Armuth erliegen sieht? Nein,

ich bin nicht grausam, ich bin gütig gegen sie, ich schone ihr himmlisches Gemüth, wenn ich sie zwinge, den ihn nun einmal vom Schicksal aufbehaltenen Giftbecher in einem Zuge auszuleeren. Nein, der Gedanke an Marie hält mich nicht ab, er treibt mich vielmehr. Soll ich sie noch länger an mein Elend, an die Galeere meines verfluchten Daseins schmieden, immer tiefer in mein Verderben hineinziehen? Nein, sie muß frei werden, ich will die Kette lösen. Ueber mein Grab hin reicht sie dem Geliebten die Hand. Sterbend verbinde ich das wieder, dessen Trennung ich nie hätte dulden sollen.

Mein Volk wird sich mit neuer Theilnahme, mit versöhntem Herzen mir wieder zuwenden und um meines düstern Andenkens willen das einst geträumte Märchen von der glücklichen Marie vielleicht doch noch zu einer Wahrheit machen .....

Der Gedanke an Gott sollte mich zurückhalten!? Entweder ist einer oder keiner. Ist der Himmel leer wie meine Brust, wohnt er auch dort nicht, warum das Wahnbild hegen? Ist er aber und ist er der gütige Vater, von dem die Priester erzählen, ist er der Allwissende, der höchst Gerechte, ei — dann muß er von meinen Leiden wissen, dann liegt der Zersetzungsvorgang meiner Seele vor ihm, dann muß er ein mildes Urtheil sprechen. Und wollte er mich verdammen, ich riefe ihm zu: Steige herunter, Herr, und trage, was ich getragen habe!

Man sagt, der Selbstmörder sei ein Verbrecher, weil es nicht des Menschen Sache, zu wissen, wo das Ende seiner Laufbahn? Haha, ihr Ueberklugen, die ihr euch mit weisen Sprüchen wärmt, wenn euch vor dem Gedanken fröstelt, meinen Gang zu gehen! Seht ihr denn nicht, daß es nur zwei Fälle geben kann. Entweder ist mein Ende durch Selbstmord das von dem Allwissenden vorhergesehene Ende meiner Laufbahn, oder nicht. Wenn nicht, so habe ich zwar die Rechnung des Herrn gekreuzt; aber ich brauche ihn auch nicht mehr zu fürchten, weil er ein kleiner Herr sein muß. Wenn ja, nun .... dann habe ich nur gethan, was mir vorherbestimmt war.

Gérard de Nerval, ich folge ...."

„Julius!

Dieses Blatt an Dich ist das letzte meines Tagebuches, meines Lebens. Ich brauche Dir nur wenig mehr zu sagen; diese Blätter, die Dir nach meinem Tode versiegelt zukommen werden, schildern Dir die Stimmung meiner letzten Tage und belehren Dich über die Möglichkeit eines Schrittes, der Deine Mißbilligung erfahren wird, aber nicht zu umgehen ist.

Neben mir liegt meine geladene Reisepistole.

Ich bin ruhig, eisigkalt ... Ich habe von Allem Abschied genommen, ich kehre zu meiner Mutter heim.

Marie ist vor einer Stunde verreist; sie folgte auf mein strenges Geheiß — ich schob ihre angegriffene Gesundheit vor — einer Einladung in das Gebirge. Sie wird vor acht Tagen nicht zurückkehren. Ich erwarte von Dir, daß Du sogleich nach Empfang dieses Briefes hierher eilst; Du wirst früher hier sein, als Marie, wirst sie trösten können. Ein Brief an unsere Wirthin bittet diese, meiner Tochter keine Nachricht zukommen zu lassen, ehe Du eintriffst. Meine Uhr, meine Kleider, einige ausstehende Honorare, die wie andere kleinere Verfügungen, die ich Deiner Besorgung empfehle, auf beiliegendem Blättchen stehen, werden unsere Schulden decken Ich gehe makellos aus der Welt. Die Armuth entehrt im Auge der Menschen nur den Lebenden, nicht den Todten.

Julius, ich kenne Deinen festen Sinn, Dein edles Herz, das wärmt schlägt unter der scheinbar eisigen Hülle. Glücklicher! Nimm sie hin, das Kind, das die einzige Freude meines Lebens war; ich habe nichts als sie. Der Himmel ist grausam genug und zwingt mich, auch ihr zu entsagen.

Julius, Du wirst das Kind des Selbstmörders nicht zurückstoßen. Mein Blut bespritzt sie nicht, sie ist rein. Sie entehrt als Mutter Deiner Kinder Deinen Stammbaum nicht; meine Schmach endet mit meinem Tode. Gerade er bürgt Dir dafür, daß mir die Ehre, ein reiner Name theuer war.

Julius, mache sie glücklich . . . es ist die Bitte eines Sterbenden . . . die letzte . . . . ich werde kommen und mich überzeugen . . . ich werde um Euch sein! . . ."

IV.

Blätter aus dem Tagebuche der Tochter.

(Von älterem Datum.)

„Mein Julius! Gestatte mir, daß ich Dich auf diesen Blättern, die Du doch nie sehen wirst, noch nenne, wie einst. Das Bild, das ich von Dir mir machte, bleibt ja ewig mein, und ich darf mich wol noch im Geiste als Deine Braut betrachten. Ich bleibe Dir in der Stille meines Gemüthes bis zum letzten meiner Tage verlobt. Der Vater hat mich früh veranlaßt, ein Tagebuch zu schreiben; er meinte, daß wir uns auf diese Weise bis in die geheimste Falte der Seele kennen lernen. Ich will diese Sitte fortführen; nur mußt Du mir gestatten, ferner — und meiner Seele doch so naher Freund, daß ich von heute meine Bekenntnisse an Dich richte. Du sollst meine geheime Berichte entgegennehmen, und Dein Bild, das ich neben mich lege, wird mir sagen, ob ich Deinem strengen Geiste genügt oder Deinen Tadel verdient habe."

(Aus späterer Zeit.)

„Der Vater wünscht, daß ich verreisen möge, ja er dringt mit auffallendem Nachdrucke darauf. Ich weiß nicht, was ich denken soll. Ich lese jeden Blick des Vaters; es bleibt mir sonst Nichts unbekannt, was in ihm vorgeht. Er ist in großer Aufregung, drückt mich zuweilen mit ungestümer Zärtlichkeit an sich, — und doch will er mich fort haben. Er sagt, ich sei krank; ich suche ihn vergebens zu beruhigen. Vielleicht bin ich etwas unwohl; das will aber nicht viel bedeuten. Der Ausflug würde mich allerdings stärken und aufheitern, auch ist die Gesellschaft, die mich eingeladen hat, — ein älteres kinderloses Ehepaar — recht freundlich gegen mich. Und doch will ein mir unbekanntes Gefühl mich hier zurückhalten. Es ist mir, als hielte ich, so lange ich hier verweile, ein Unglück von dem Vater fern. Eine namenlose Angst schnürt meine Brust zusammen."

„Der Wagen hat das Rad gebrochen; wir sind genöthigt, eine Stunde von der Stadt auszusteigen und zu warten. Meine Gefährten setzen ihren gestörten Morgenschlummer fort, ich bin allein und will mit Dir plaudern. Julius, soll ich krank werden, oder was ist es, das mit solcher Last auf mir liegt? Es zieht mich zurück. Hier sieht man noch die Stadt, wenn ich an das Fenster trete. Was macht der Vater wol? Vater? Warum zittern meine Nerven bei diesem Worte? Sollte ihm eine Gefahr drohen? Ist es vielleicht ein Wink des Himmels, daß der Wagen brach? — Ich höre so eben, daß wir vor fünf Stunden kaum weiter fahren können. Mag kommen, was da will. Ich eile in die Stadt zurück, ich muß Beruhigung erlangen. In drei Stunden bin ich wieder hier.

„Gott — Julius — meine Ahnung — ein Engel hat mich zurückgeführt! Als ich heimkam — nein, es geht nicht — ich muß heute abbrechen. Morgen, Julius! Meine Sinne schwinden."

„Als ich heimkam, was sah ich? Ich begreife heute nicht mehr, wie ich den Anblick überleben konnte. Mein Vater — bleich — zitternd — an einem Stuhle sich haltend — so erschrack er bei meinem Anblicke — mit einer Pistole in der Hand. Was er wollte? Ich wage es nicht mehr zu denken, wage es nicht niederzuschreiben. O mein ahnendes Herz! Er ließ die Waffe fallen, sank in die Knie und verbarg sein Antlitz weinend in meinem Schose. Armer Vater! Unglücklicher noch, als ich fürchtete. Zuletzt erhob er sich, riß ein Packet auf, reichte mir sein Tagebuch und bat mich, ihn allein zu lassen. Ich sah

ängstlich zu ihm auf und zauderte. Er verstand mich und reichte mir mit abgewandtem Gesichte die verhängnißvolle Pistole; ich wollte ihn umarmen, aber er winkte mir, ohne seine Stellung zu verändern, daß ich gehen möge. Gott, du Allgütiger, nimm meinen kindlichen Dank. Er gehört wieder dem Leben — mir — dir!

Jetzt will ich diese heiligen Blätter lesen."

„Ich habe sie gelesen, Jahre hindurch bis herauf zu diesem unglücklichen Tage. O wie hast Du mich geliebt, mein Vater; wie gut, wie edel bist Du! wie froh bin ich, daß ich Dir gefolgt! Du hättest die Trennung von mir nicht überlebt. Aber auch ich — ich kann nicht ohne Dich leben. Wenn ich die Liebesfülle des reinsten der Engel in mir trüge und noch ein volles Lebensalter um Dich sein könnte, nie vermöchte ich die Güte zu belohnen, mit der Du mich von Kindheit an in Deinem Busen getragen hast! Warum bin ich so arm, so schwach, warum ein hülfloses Weib! Wenn ich doch ein Jüngling wäre und für Dich vom ersten Scheine des morgenden Lichtes bis in die tiefe Nacht arbeiten könnte!"

Ich eilte zum Vater zurück, der halb träumend im Lehnstuhle lag. „Vater, Du hast Dein Versprechen nicht gehalten."

„Welches, meine Marie?'

„Dasjenige, das Du mir einst in meiner Kindheit gabst."

„Welches Versprechen? wann?"

„Am Todestage meiner Mutter."

Der Vater sah mit einem Blicke voll eines unaussprechlichen Ausdruckes auf mich.

„Du versprachest es mir zu sagen, wenn Du sterben wollest, damit ich mit Dir gehen könne." Der Vater hielt beide Hände vor das Gesicht und schwieg. „Zürnst Du mir, wenn ich Dich um Etwas bitte? Willst Du nicht wieder heimkehren, die Einladung meines Julius nun doch annehmen?"

„Nie! Jetzt weniger als früher. Ich kehre nicht zurück; aber Dich will ich nicht halten, sondern mit meinem innigsten Segen ziehen lassen."

„Mich? Was denkst Du? Ich habe nur an Dich gedacht, an Mittel und Ausweg, Dich zu retten. — Mein Vater, glaubst Du nicht mehr an ihn?"

„An wen?"

„An ihn, den ich am liebsten mit keinem Namen bezeichne, weil ich kein Wort kenne, das ausdrückt, was ich fühle. Ich glaube, das Wort, das einst ihn nannte, ist verloren gegangen, und wir suchen es."

„Du meinst — Gott?"

„Ja, ihn, in dem wir leben, weben und sind, ihn, von

dem ich mich getragen fühle, und den ich selbst in meinem Busen trage, ihn, in dem meine Seele wurzelt, und dem sie wieder — gleich einer das Licht aufsuchenden Knospe — zustrebt, ihn, dessen Sein mir kein Priester zu beweisen braucht, kein Gelehrter abstreiten kann, weil ich in der Tiefe meines Gemüthes seiner gewiß bin! Glaubst Du nicht an ihn?"

„Ich glaube wie Thomas, was ich sehe. Ich sehe Deinen Gott nicht."

„War er es nicht, der mich zu Dir zurückgeführt? hast Du ihn nicht in diesem Augenblicke erkannt? verkennst Du seine Liebe?"

„Liebe? Ist es nicht grausam, mich so leben zu lassen?"

„Vater, ich wollte Dich widerlegen, wenn ich die rechten Worte hätte. Ich will versuchen, zu sagen, was ich denke. Das Unglück ist eine Prüfung; es soll, wie ich glaube, unsere Seele, diese Siebenschläferin erwecken, aus dem Traume der Sicherheit aufstören, der schlummernden Kraft in uns rufen. Das Unglück weicht von uns nicht, wenn wir seiner murren oder unter ihm zusammenbrechen, wenn wir den höchsten Willen als einen uns feindlichen anklagen. Ich glaube, — ob ich wol Recht habe? — wir sollen immer annehmen, das über uns verhängte Geschick, der Wille Gottes sei der rechte Grundton unsers Lebens, der unsere hingegen leicht ein Mißklang, den wir nach jenem umstimmen müssen. Wenn wir den Eigenwillen hingeben, unser Geschick, und sei es noch so traurig, zu steter Veredlung unsers Innern verwenden, wird dann nicht selbst das Unglück unter unseren Händen zu einem Glücke? Wir fühlen uns dann Eins mit Ihm; sein Friede ist mit uns! Erst, wenn wir die Bedeutung eines Unglückes für unser Leben erkannt haben, wird es von uns genommen."

„Ihr glücklichen Frauen, ihr habt die Philosophie, ohne es zu wissen; wir jagen ihr nach. Ich höre Deine Worte, es weht mich ein Hauch des Friedens aus ihnen an; aber für mich sind sie nur schöne Worte. Meine Seele ist zu Kohle verbrannt, da kann nichts mehr blühen. Der . . . Selbstmord wäre kein neuer Posten in meiner Lebensrechnung gewesen, sondern nur der Strich unter ihr, der nichts weiter hinzufügt, blos abschließt."

„Vater, Du sagtest einst . . . doch zürne mir nicht . . . der Selbstmord sei das größte . . ."

„Verbrechen? Ich sagte so, wie man viel Thörichtes schwatzt, wenn man das Leben nicht kennt. Man soll sich über keinen Fall zum Richter aufwerfen, dem man in seinem Leben nie selbst gegenüber gestanden ist. Du tadelst mich, mein Kind. Wolltest Du lieber, daß ich die Hülfe Anderer anspräche?"

„Nein; aber Seine Hülfe sollte von uns noch einmal angefleht werden. Laß uns noch einmal den Entschluß des Lebens

fassen, laß uns sinnen und streben. Wir können das Schicksal nicht zwingen, aber vielleicht durch demüthige Ergebung und muthige That rühren."

„Ja, wenn ich ein Geist wie Schiller oder Händel wäre!"

„Wolle es und Du bist es. In diesem Augenblick fällt mir ein, was ich thue. Sieh', dort die Näherin im Dachstübchen! Oft schon fiel mir ihr Fleiß auf. Ich will zu ihr gehen und sie um Arbeit bitten, und zwar sogleich."

„So sei es denn; das Nachspiel meiner Lebensposse mag beginnen." Das bittere Wort des Vaters schmerzte mich, doch schwieg ich, um zu handeln. Die Näherin nahm mich sanft und schwesterlich auf, weinte über meine noch unzerstochenen Finger und versprach, ihren kleinen Arbeitsvorrath, den sie aus einem Kaufladen bekommt, mit mir zu theilen."

„Um wie viel glücklicher bin ich, seit ich etwas Geld verdiene. Ich glaube, ich trage meinen Kopf etwas höher. Therese ist ein zu gutes Mädchen, eine Waise, blutarm, aber immer heiter, mit dem Musterstreifen des blauen Himmels in der engen Gasse und ihren drei Blumentöpfen vollkommen zufrieden. Sie hat nie anders gelebt als wie wir jetzt. Jüngst, mein Julius, saß Deine Marie und arbeitete. Der Vater trat zu mir mit gar düsterer Stirne. „So geht die Widmung meines Märchens in Erfüllung. Es war ja ein Märchen, das ganze Leben ist eins. Du — eine Näherin. Ich will Gassenkehrer werden."

„Ich bin glücklich, mein Vater!"

Er ist es nicht. Ich kenne ihn nicht mehr. Er sitzt oft Stunden lang vor einem leeren Blatte Papier und träumt; dann springt er wieder auf, eilt im Zimmer hin und her, spricht mit sich selbst . . . ich fürchte, er werde krank werden. Woher sollte ich dann Zeit und Kosten der Pflege nehmen? Der Winter ist da, und das Holz vergrößert meine Ausgaben. Er klagt oft über Kälte; ich darf daher nicht sparen. Munter, Marie! Jetzt hast Du selbst geträumt. Munter, und die Gedanken mit der Nadel todt gestochen. Ich arbeite ja für ihn.

Am 21. Dezember.

„Wir waren die letzte Nacht recht fleißig, Julius, und wir würden von Dir gelobt werden, wenn Du da wärest. Es war aber auch nothwendig; denn wir sind im Gasthofe fünf Wochen Wohnung und Kaffe schuldig. Es drückt schwer auf uns, vorzüglich auf den Vater, um so schwerer, da man uns nicht mahnt, und wir doch wissen, daß die Wirthin selbst

nicht reich ist und einen hohen Pachtzins zu erschwingen hat. Stumme Gläubiger fordern lauter als harte und drängende. Ich wage kaum die Thür zu öffnen, über die Stiege zu gehen, in der Angst, Jemandem vom Hause zu begegnen. Geschieht es, so überläuft es mich siedendheiß, und ich husche schnell vorbei. Sieht die Wirthin aus irgend einem Grunde scheel oder spricht sie laut auf der Stiege, so beziehe ich es auf uns. Jetzt weiß ich, wie das böse Gewissen thut. Aennchen kommt zuweilen zu mir; aber ich kann nicht mehr so freundlich sein wie früher, meine Unbefangenheit ist dahin, ich fühle mich von ihr abhängig, bin gedemüthigt. Wenn sie mich, weil sie mein verändertes Benehmen in ihrer Gutmüthigkeit nicht begreift, fragend ansieht, überzieht die tiefste Schamröthe meine Wangen. Ich kann wenigstens arbeiten, trotz dieser Stimmnng, und thue es auch bis in die tiefe Nacht. Bei meiner Arbeit geht es noch; aber eine wie die meines Vaters, die reine und stillheitere Stimmung fordert, muß unter solchen Qualen eines zarten Ehrgefühls leiden. Er vollendet sein kleines Epos: „Ein Dichterleben", aber mit mühsamem Geiste und unter vielen Unterbrechungen. Wenn uns nur wieder einmal ein Glückssternchen leuchtet, der Vater wird sich schon das alte Feuer zurückgewinnen. Das Sternchen dämmert schon. Morgen werden Therese und ich eine stattliche Summe aus jenem Kaufladen beziehen; man hat unsere Rechnung seit sechs Wochen anlaufen lassen und will sie nun auf einmal berichtigen. Nun, es sei auch als gut gepriesen. Das Langentbehrte erfreut doppelt. Ich bin jetzt schon im Vorgefühle glücklich, morgen alle unsere kleinen Schulden berichtigen zu können. Ein Sümmchen wird noch überbleiben, den Christabend, der auf kommenden Sonntag fällt, mit einem kleinen Schmause zu feiern. Ich will den Vater mit einer langentbehrten warmen Suppe, einem Lieblingsgerichte und einem Glase Punsch erfreuen. Ich wette, aus dem feurigen Tranke steigt eine wiedergeborne günstige Dichtermuse empor. Wir wollen dann auf Dein Wohl anstoßen, Julius!"

Am 22. Dezember.

„O Gott, soll ich auch Dich noch verlieren! aber warum schontest Du auch meiner so gar nicht? warum mir diesen schweren Schlag? — Julius, meine letzte Hoffnung ist dahin. Wie ich Morgens zu Theresen kam, um mein Geld abzuholen, lag sie fieberkrank im Bette; ein Schrecken hat sie auf das Lager geworfen: der Kaufmann, für den wir gearbeitet hatten, stellte gestern seine Zahlungen ein. Die Mühe so vieler Tage und Nächte ist verloren, die Hoffnung, unsere Schulden zu zahlen, die Freude des Christabends dahin! Wie will ich das überleben! Therese, die unsere Lage kennt, ist

mehr um meines als ihres Verlustes willen erschüttert zusammengebrochen. Sie hatte die letzte Zeit zu viel gewacht und sich abgemüht; und doch lag sie da ohne Klage, ohne Murren. Man trug sie vor einer Stunde in das Spital. Ich muß immer zu ihrem Dachstübchen hinübersehen . . . sie will sich nicht mehr zeigen . . . Wie will ich es dem Vater in der schonendsten Weise mittheilen?"

Am 23. Dezember.

„Ich zittre noch am ganzen Leibe. Was habe ich erlebt! In der Nacht kam der Mann unsrer Wirthin, der wegen einer kleinen, aber leider verunglückten Erbschaftsangelegenheit nach Frankreich verreist war, hier an. Mir schlug das Herz, als ich es hörte; denn ich dachte an unsere Schuld und erinnerte mich, aus Aennchen's Worten entnommen zu haben, daß der Vater roh und hart sei. Wir sprachen eben über unsere Lage, als die Thür ohne vorhergehendes Anklopfen rasch aufgerissen wurde, und ein breitschultriger Mann mit einem unangenehmen Gesichtsausdruck eintrat. Durch die Thür hatte ich für einen Augenblick die Wirthin auf dem Gange gesehen, die Aennchen an sich zog und zu begütigen schien. „Sind Sie der Herr Graf? Sie werden wissen, daß Sie mein Schuldner sind? Ein hübsches Sümmchen! Ja, das ist so Art des Adels, die Drohnen wollen von der Mühe der Bienen leben. Ich komme nur, um Ihnen zu sagen, daß Sie entweder in vierzehn Tagen zahlen oder in das Schuldgefängniß wandern werden. Dann hat es sich ausgegraft, wenn je etwas Wahres an der Grafschaft gewesen ist. Mein Weib ist eine gutmüthige, alte Närrin; aber mich soll Niemand über den Löffel barbieren. Also vierzehn Tage. Bis dahin können Sie sich noch meinen Kaffee schmecken lassen." Mit diesen Worten wollte er fort; aber der Vater, dem die Lippen bebten und daher fast den Dienst der Rede versagten, hielt ihn fest und zwang ihn, die von seiner Mutter ererbte Uhr als Pfand mitzunehmen. Kaum waren wir allein, so diktirte mir der Vater, der zuerst selbst schreiben wollte, aber nicht konnte, da vor seinen Augen Nebel hin- und herzufliegen schienen, folgenden Brief an einen ihm aus alter Zeit befreundeten Buchhändler:

„Mein Herr!

Ich übersende Ihnen hier ein größeres Gedicht: „Ein Dichterleben", das fast vollendet ist und nur des Abschlusses bedarf. Wollen Sie es in Verlag nehmen? Was ich keinem Sterblichen bekannt habe, auch keinem zweiten bekennen werde, will ich Ihnen gestehen: ich bin in der bedrängtesten Lage. Nur Sie können mich noch vom Untergange erretten. Ich überlasse Ihnen die Bestimmung des Honorars; nur beschwöre

ich Sie, mir binnen acht Tagen Antwort zu senden. Sollte keine eintreffen, so sehe ich Ihr Stillschweigen als eine Verneinung an.

Ihr Graf Anton ***."

Hierauf wandte sich der Vater zu mir: „Marie, das ist der letzte Versuch, den ich wage. Fordere nicht mehr von mir! Kaum weiß ich noch, wie ich die mir eben angethane Schmach acht fernere Tage tragen, und von der Gnade dieser Menschen zu leben im Stande sein werde. Aus dem Bette, das ich nicht bezahlt, wird es mich aufjagen, von dem letzten Stück Brot, das ich schulde, wegstoßen. Marie, wenn auch dieser Schritt mißlingt, den ich nur um Deinetwillen noch mache, dann —"

Ich verstehe dieses schreckliche „Dann".

Am 24. Dezember.

„Ich lag noch im Halbschlummer, als der Vater mich mit einer heißen Thräne weckte, die von seinem über mich gebeugten Antlitze auf das meine fiel. „Maria, meine Mutter war diese Nacht bei mir. Ich befand mich in einem düstern, von Felsen umschlossenen Thale. Der Himmel war mit Wolken umzogen, die Luft drückte mit vulkanischer Schwüle auf mich. Ich suchte zu athmen, zu rufen — vergebens; ich blickte umher, aber nirgends bot sich mir ein Ausweg. Da brach ich zusammen und rief: „Ich bin verlassen, mich hört Niemand. „Ich höre Dich," rief es plötzlich neben mir. Meine Mutter mit ihren lieben, doch — wie mir schien — verjüngten, Dir so ähnlichen Zügen, in einem weißen Schleiergewande, mit einer Lilie in der Hand, stand neben mir und hob mich auf. „Folge mir aus diesem Thale, es ist Dein Leben, erkennst Du es; folge mir, ich will Dich in unsere wahre Heimath führen." Und es that sich ein Weg auf, der durch Gestrüpp und über Steingeröll führte. Hie und da erblickte mich ein Mensch, der in der Ferne stand und sich vor mir bekreuzte, weil ich diesen Schauerweg ging. Ich bebte, doch ich ging; Schweißtropfen der Angst flossen von meiner Stirn, doch ich ging. O Marie, wer beschreibt das überwältigende Gefühl meiner Brust, als sich plötzlich ein Felsenthor aufschloß, das schwarze Gewölke mit Donnergerolle zerfloß, ein flammendes Riesenauge am Horizonte aufleuchtete und tausend Stimmen von Osten nach Westen und von Norden nach Süden riefen: Es ist ein Gott! Ich verlor Ohr und Auge und warf mich auf mein Angesicht; da berührte mich eine segnende Hand — ich erwachte — blickte auf — Christus stand vor mir mit einem entblößten Herzen, aus dem ewig Blutstropfen für die Menschheit flossen, und sprach mit einer Stimme des Friedens: „Es ist ein Gott, und er ist die Liebe." Der Traum verschwand. Marie, verstehst Du ihn?

Die Mutter ruft mich, ich soll ihr folgen, ich soll den Schauerweg, vor dem die Menschheit zurückbebt, nicht scheuen; es wird mir vergeben werden . . . . . und er ist die Liebe!"

Seit diesem Traum ist eine milde Stimmung über den Vater gekommen; er spricht nicht mehr zweifelnd und verzweifelnd, sondern nur von der Sehnsucht nach dem Tode, von der Seligkeit, in Gott zu sterben und neu aufzuleben, von seinem Heimgange. So feierten wir den Christabend mit stillen Gesprächen, mit dem Gedanken — dem verbotenen — der Selbstvernichtung und hinwieder in so andächtiger Stimmung. Ich verstehe uns kaum. Wie können wir zu gleicher Zeit so rein und so sündhaft denken? Wir sind wol krank und bedürfen der Nachsicht. Der Vater gab mir beim Schlafengehen folgende Zeilen und sprach: „Es ist vielleicht mein letztes Gedicht."

Der Arme schreitet durch die Nacht
Und sucht ein Haus, wo Mitleid wacht;
Er schreitet emsig für und für,
Doch ach! er kommt an keine Thür.
„Und kann ich nicht bei Freunden sein,
Kehr' ich bei meinem Vater ein;
Der hat ein Haus, gar weit und groß,
Herbergt d'rin mancher Leidgenoß.
Es ist gar wundersam erbaut!
Wer es mit frommem Sinne schaut,
Dem wird zum Dulden neuer Muth,
Und still wird das bewegte Blut.
Es hat des Vaters milde Hand
Ein Zelt darüber ausgespannt,
Hat's blau und goldig ausgeschmückt,
Daß es im tiefsten Leid entzückt.
Und drinnen ist ein Kämmerlein,
Das ist so kühl und still und klein;
Wer diese Zelle darf beziehn,
Den wird der Kummer ewig fliehn.
Was draußen wandelt, hört er nicht,
Vernimmt nicht, was die Selbstsucht spricht,
Er schläft in Gottes Armen ein,
Um wieder Gottes Kind zu sein.
Es ist die Welt das große Haus,
Ihr faßt's nie ganz, ihr geht's nie aus;
Die stille Kammer ist das Grab;
Ich sehne mich zu ihm hinab.

Die acht Tage sind um, der Buchhändler hat nicht geantwortet, der Vater ist still und gefaßt . . . Gestern starb auch Therese . . .

„Mein Julius! . . . . .

Ich habe keine Gedanken, ich habe nur ein Gefühl, und das sagt mir: „Gehe, wohin der Vater geht." Es soll Sünde sein, was er thun will; er nannte es selbst einst so. O Männer, ihr, das Volk der Denker, wie wandelbar ist euer Urtheil! Ich wiederhole unverändert, was ich damals sprach. Der . . . wie häßlich das Wort klingt . . . der Selbstmörder ist ein Unglücklicher und kein Verbrecher, wenigstens keiner, den wir schwache Sterbliche als einen solchen bezeichnen dürfen; denn er verletzt kein menschliches Gesetz. Der Ewige wird milder urtheilen, sagte ich, als ihr harten Männer, gewiß aber milde über eine Seele, die den Verlust eines geliebten nicht zu überleben vermöchte. Es soll Sünde sein, zum Vater zu gehen, ehe er mich ruft? — Sünde? — Nun wohlan! Schiller's Louise sagt: Vater, Deine Tochter kann für Dich sterben, aber nicht sündigen! Höre, mein Vater, ich kann mehr als diese blasse Louise: ich kann auch für Dich sündigen, indem ich für Dich und mit Dir sterbe! Du fragst, in wie fern für mich? Sieh', Vater, es ist ein tröstender Kinderglaube, daß ich die Hälfte Deiner Schuld auf mich nehme, wenn ich sie mitbegehe, daß ich, wenn ich gleichzeitig mit Dir vor Gott erscheine, Deine Fürbitterin sein darf; der Allgütige wird Dir, o Vater, um meines kindlichen Flehens willen verzeihen. Ich will Gottes Zorn und Strafe mit Wollust auf mich nehmen, wenn er nur Dir vergibt, Dir!"

V.

Ich nehme den Faden der Erzählung wieder auf, die ich zum Troste der Unglücklichen und zu meiner eigenen Beruhigung niederschreibe, die getrockneten, nicht die entlockten Thränen zählend. Wir treffen — es ist der dritte Tag des neuen Jahres — Vater und Tochter an den Ufern eines von der oft erwähnten Stadt nicht zu entfernt und wunderbar reizend gelegenen Sees wieder. Graf Anton hatte seine Tochter selbst auf den Knieen beschworen, ihn allein gehen zu lassen; aber sie beharrte bei ihrem Entschlusse und erklärte mit festem Sinn, sie werde ihn nicht überleben, sondern höchstens getrennt von ihm zu gleicher Stunde den Tod aufsuchen. Was solle sie ohne Vater, ohne Julius auf dieser Erde? Und zu diesem könne sie sich doch nicht zurückwenden, vom kalten Wasserbette des Vaters weg nicht das Brautbett suchen? Was müßte Julius von einer Tochter denken, die den Vater auf einem schweren Gange, von dem sie ihn nicht abhalten konnte, allein ließe!

Der Graf gab nach, treu seinem dem Kinde geleisteten Versprechen . . . . . Am Ufer des Sees stand eine Fischerhütte.

Unsere auf der letzten Reise begriffenen Lebenspilger klopften an dieselbe, doch wurde ihnen keine Antwort. Nun lösten sie den leicht befestigten Kahn, um in den noch vom Eise freien See hinauszufahren. Marie stieg zuerst ein. Während sie dies that, füllte er sich rasch, um nicht von ihr gesehen zu werden, die Roktasche mit schweren Steinen.

Sie ruderten hinaus. Es war ein stiller, kalter Wintertag, leichte Schneeflocken tanzten um sie. In der Mitte des Sees ließ Graf Anton das Ruder fahren und die Wellen mit dem Kahne spielen, schloß die Tochter, die es fröstelte, an sich, band ihren zarten Leib mit einem wärmenden Shawltuche fest an den seinen, um sie nicht zu verlieren, und küßte ihren bebenden Mund. „Marie, willst Du nicht wieder an das Ufer zurück?

Sie antwortete kaum hörbar: „Nein!" und schmiegte sich an ihn. So schwiegen sie eine Weile und sahen den Flocken zu. Er unterbrach die Stille. „Erinnerst Du Dich an Schiller's Wort: Ob dieses Wasser oder mein Leiden das Tiefste wäre?"

„Ich dachte daran."

Abermals eine Pause.

„Marie, willst Du nicht beten?" Sie brach in Thränen aus und faltete die Hände.

„Bete laut, mein Kind, damit auch ich Worte habe." Sie sprach das Vaterunser bis zu den Worten: Und vergib uns unsre Schuld . . ." Da konnte sie nicht weiter und wiederholte dreimal: „Und . . . vergib . . . uns . . . unsre . . . Schuld . . ." und sah sinnend in den See. Ihr eigenes Antlitz spiegelte sich in demselben; aber sie dachte in diesem Augenblicke fieberhafter Aufregung nicht daran, sondern rief: „Vater, sieh das Bild Deiner Mutter!"

Er neigte sich: „Marie — bei Gott — so sah ich sie im Traume . . . sie ist bei uns, sie ruft uns . . ."

— — — — —

Eine Stunde später trieb ein leerer Kahn an das Ufer.

Als die Nachricht von diesem erschütternden Ereigniß in der Hauptstadt eintraf — es geschah schon am folgenden Tage — lief ein wahrer Schrecken durch die Bevölkerung. Alles kam in Aufruhr und strömte dem kleinen Gasthofe in der Vorstadt zu, um sich von der Wahrheit des Unglaublichen zu überzeugen. Herder hat Recht, wenn er meint, wie viel das Leben eines jeden Menschen gewinnen, wie man ihn um so viel liebreicher behandeln, um so viel geduldiger seine Schwächen tragen würde, wenn man seinen Tod voraus wüßte. Graf Anton *** hatte nie so viele Freunde, als jetzt, wo er keines mehr bedurfte. Jeder that jetzt erzürnt, daß sich der Todte nicht an ihn gewendet habe, während, wenn es geschehen wäre, derselbe wahrscheinlich nichts als ein Achselzucken zur

Antwort gehabt hätte. Doch wenigstens zwei Augen weinten wahrhafte Thränen: Aennchen, die Tochter der Wirthin, die nicht zu trösten war. Sie hatte Marie wirklich geliebt und wollte ihr einmal sogar ihre Sparbüchse bringen; aber der Vater ertappte das Kind, als es sich hinaufschleichen wollte, und schlug es.

Eine Menge Volkes steht noch vor dem Gasthofe und hört das Fluchen des Wirthes, der über sein verlorenes Geld schimpft, als ein Wagen vorfährt. Ein Reiteroffizier springt aus demselben, es ist Julius, sein Angesicht strahlt vor Freude des Wiedersehens. Man sieht, er kommt als ein Bote des Glückes. Treu seiner Philosophie, nicht zu entsagen, hatte er sein Ziel mit eiserner Ausdauer verfolgt, die Feinde des Grafen versöhnt oder besiegt, und durch ein freimüthiges, an den Fürsten selbst gerichtetes Wort errungen, daß Mariens Vater zum Mitgliede der Akademie der Wissenschaften ernannt und mit einem Gehalte ausgezeichnet wurde, der es ihm möglich machen sollte, die letzten Jahre des Lebens den Wissenschaften in wohlverdienter sorgenfreier Muße zu leben. Es war die Möglichkeit der ehrenvollsten Rückkehr gegeben.

Julius ruft nach dem Wirthe, der mit demüthigen Bücklingen herbeispringt. „Melden Sie mich dem Grafen Anton ***."

Die Menge drängt sich neugierig heran: „Melden? —"

„Ja, ja — rasch — ich bin Julius von B***."

„So? Nun, kommen Sie nur herauf. Es liegt ein großer Brief für Sie oben. Ich wollte ihn heute auf die Post geben, aber noch eine Rechnung beifügen. Wollen Sie mich vielleicht bezahlen?"

Julius ist von der Nachricht eines Briefes zu sehr überrascht, als daß er die letzten Worte hörte. Er tritt mit dem Wirthe in die leere Stube, nimmt das versiegelte Packet, öffnet es . . . Gerechter Gott! Es sind die Tagebücher, die letzten Abschiedszeilen und Haarlocken der Hinübergegangenen. Ein Brief an die Schwester des Grafen, mit der Bitte, um der Ehre ihres Familiennamens willen die kleine Schuld zu tilgen, liegt bei.

Julius steht sprachlos da. Endlich wendet er sich unwillig zu dem Wirthe, der sein Brummen fortsetzte, und befiehlt ihm Ruhe; er solle doch außer Angst sein, er werde sein Geld augenblicklich bekommen. Julius zieht schon die Börse . . . da tritt der Briefträger ein: „An Herrn Grafen Anton ***."

„Geben Sie mir; ich bin sein Schwiegersohn." Julius öffnet.

„Herr Graf!"

Ihren Brief habe ich leider erst vorgestern empfangen, da ich zu meinem kranken Bruder verreist war. Ihre Lage betrübt mich sehr und bewegt mich, Ihr „Dichterleben", obwol ich

bereits in fast zu viele Unternehmungen verwickelt bin, gleichwol in Verlag nehmen. Es soll hübsch ausgestattet und mit Ihrem Bildniß geziert erscheinen. Fassen Sie Muth! Beiliegend das Honorar, das größer sein könnte, wenn die Zeiten nicht zu ungünstig wären.

Mit bestem Gruße

G. H., Verlagsbuchhändler."

Julius kreuzte nachdenkend die Arme. „Um einen Tag zu spät! — Unglücklicher, wer hatte Recht? Du oder ich?... Ja, Mensch, du sollst hoffen! . . . "

Der Fall der Sefinen-Lütschinen.

Von Arnold Schumacher.

(Lauterbrunnenthal.)

Ruhig fließet zwischen grünen Matten
Erst der stille, dunkle Bach dahin,
Mild und ernst. Der hohen Tannen Schatten
Hüllen in ein dämmrig Zwielicht ihn.

Bunte Blumen lächelnd ihn umsäumen,
Spiegeln leicht ihr freundlich Bild darin,
Und die Vögel in den Aesten träumen,
Oder singen ihre schönsten Melodien.

Ringsherum stehn eisbekränzte Gipfel;
An den Ufern herrschet Zauberpracht;
Nur dort in der alten Fichten Wipfel
Waltet fort das Dunkel einer Nacht.

Schneller, schneller drängen sich die Wellen,
Eine peitscht die andre munter fort;
Von den Seiten fließen neue Quellen,
Miteinauder kommen alle sie zum Ort.

Felsentrümmer liegen in dem Flusse;
Doch die Welle munter durch sich trägt,
Rauschend, wenn gehindert im Ergusse
Ueber Felsen Well' auf Welle schlägt.

Aus der Ferne hallt ein dumpfes Brüllen;
Ei wie fließt so blitzesschnell der Bach!
Kannst des Bergsohns wilden Lauf nicht stillen,
In die Tiefe schon stürzt er sich jach.

Immer näher dröhnt das hohle Brausen,
Immer schneller wird des Bachs Erguß,
Und das Auge sieht mit bangem Grausen
Wie er in die Tiefe ras't im Schuß.

Wie die Milch ist weiß der Bach im Falle,
Rein und klar, ein helles Silberband,
Und des Regenbogens Farben alle
Prangen unten an der Felsenwand.

Wüthend bebt empor der Berge Quelle;
Die Natur leiht höchste Schönheit ihm;
Plötzlich schweigt die erst noch wilde Welle,
Und gebändigt liegt das edle Ungethüm.

* * *

So das Leben, das in frühsten Tagen
In der Aeltern Pflege fließt dahin,
Das die Theuren auf den Händen tragen,
Spiegelnd ihres Herzens zarte Liebe drin.

Doch die herben Tage kommen eilig;
Inhaltsschwerer wird auch ihr Verlauf.
Wohl all' denen, die bewahrten heilig
In der Reinheit ihrer Unschuld Bild sich auf!

Auseinander sind gerissen Alle,
Doch im Scheiden flüstern sie sich zu:
Nach dem tiefen, allerletzten Falle,
Geh'n zusammen wir zur ew'gen Ruh.

Zur Charakteristik des bernischen Dialektes*).

Ein Beitrag von Friedrich Zyro, Professor, derzeit Pfarrer in Kappelen.

Der Charakter des Volkes tritt in der Sprache besonders in drei Beziehungen an's Licht: in den Verkehrsformeln, in den Betheurungen und in den Sprichwörtern u. dgl.

1) Verkehrsformeln.

a. die gewöhnlichen Grußformeln sind:

Gogrüaß-di, Gogrüaß'ch = Gott grüße dich, euch! — grüaß Gott! (bäurisch), auch: gueta Tag! gueta-n'Aba! Beim Abschied: Adih, Adeh, Adiö! bhüat'ch Gott! Gott bhüat'ch! bhüeti Gott! läb wohl! guet Nacht! Die Antwort lautet: Gott dank dr! Gott dank'ch! das welli Gott!

Wenn sich die Grüßenden stellen, so lautet die Grußform auch: Gott willch'! = in Gott willkommen sei mir! Anstatt eines förmlichen Grußes wird sonst ein Wort an den Andern gerichtet, ganz im Vorbeigehen, z. B. ihr syt flyßig! ärstig! früi! spat! geits a d'Arbeit? syt nit z'ärstig! — oder ein Wort vom Wetter u. dgl.

Am freundlichsten sind die Oberländer. Das Grüßen heißt: einem d'Zyt wünscha. Selten oder nie hört man: gueta Morga — außer von Städtern. Diese Grußform ist unterm Landvolk sogar verpönt; man antwortet einem so Grüßenden etwa: „man wünscht einen guten Morgen Einem, der der Tags gehängt werden soll!"

Beim Niesen sagt man dem Nieser: hälf Gott! Gott hälf'ch! — Er antwortet: dank i Gott (i = euch).

b. Zu Anreden wird gebraucht:

Gäll! = nicht wahr? — gällat! = sagt. — gäll, i ha drs gseit? = sieh, ich habe . . . — los = höre! — losat (⏑ ⏑) = hört! — sä! = da! siehe! Das gemahnt fast an das hebräische הֵן = dieser, dieses! hier!

2) Betheurungen u. dgl.

a. Versicherungen:

Wägr! — gwüß! — eigeli! — e bhüat is! — was dänksch? — so wahr i läba! — so wahr i hia bi! hie standa! — i will nid läbändig ab 'm Platz cho! — mî Seel isch's so! — ja, mî tüüri Seel! — mî armi Seel isch's wahr! — mî Gott Seel! — bim Eid! — bi Gott, bim Tüüfl, bim Tonnar, Hagl! — dr Tüüfal soll mi näh, we's nid wahr isch, was i dr säga!

*) Hr. Prof. Zyro ist von uns eingeladen worden, eine wissenschaftliche Darstellung der bernischen Mundart zu veröffentlichen; leider hat uns die späte Zusendung des Beitrages und der beschränkte Raum für einmal gezwungen, aus dieser gewiß interessanten Arbeit vorläufig nur eine Probe zu bringen.

b. Verwunderung:

E ds tûsig! e dr tûsig! hälf mr Gott! potz! dr Tüüfl! potz Tüüfl, Tonnar! e ds Hagl! e ds Wätter! e dr Blitz! e ds Blitz! e dr Wätter! e ds Himal!

c. Schrecken:

Her Jesas! e mîn Ggott!

d. Verwünschungen:

Dä Blitz, Tonnar, Hagl, Chätzr! dä Stärndonnar! Haglsdonnar! Hergottsdonnar! dä Sakrmänt, Himlsakrmänt! Milionsdonnar! Cheibasakrmänt! Blitzdonnar! Stralhagl! Cheib! Flûach!

Außer diesen ausgesprochenen Formeln sind viele Verquentungen und Verhüllungen u. dgl. im Gebrauche:

bi Bott! bibottlig! (= bei Gott) Her Je! dr Tüüggelar! das isch mr a Tüünars Sach! mî Ser! gwuend! ja mî gwuend! potz Sapprlod! potz Himlärda! vrfluxt! vrtrakt!

Die meisten Flüche und Schwüre hört man wol im Seelande, wo sogar die Weiber und die Kinder schwören — ein Zeichen der Leidenschaft und roher, rauher Kraft.

Den Gegensatz mit dieser Sitte bildet die, besonders dem Oberländer eigene, freundlich klingende Gewohnheit des Gebrauchs der Verkleinerungsformen:

's chliseli, a wencli, 's Bitzi, Bitzli, Bitzeli; hüppeli, hüpscheli, hüpschli (= sachte, stille, à pas de Loup); süüfrli; 's Bröst, Brösmeli, brösmela; Murggi, Mürggeli; Müggli; müggela; schmürzela, bûbela, buabela, plöuwdrla, lämela; Schatzi, Schatzeli, Schätzeli, schätzela, grättrla, Hüüsi, Hüüseli, Hüüsli, hüüsela; Chlingeli, chlingla, Chlungeli, Roggi, Röggi, Röggeli; Schläfeli, schläfela; Weggli, Zwächeli; Gärtli, gärtela, bräckela, härdela; Müati, Müätrli, Ätti.

Welcher Geist in einem Volke lebt, zeigt sich in seiner „Weisheit von der Gasse", in den Spruch- und Stichwörtern, Sentenzen, Glaubens- und Sittenformeln u. dgl.

Das sind redende Denkmäler, an denen wir freilich nicht so reich wie die Deutschen sind — man sehe z. B. das dicke Buch von Dr. Körte (Leipzig 1837), den „Unterricht in Sprichwörtern" (Duisb. 1837) und „Luthers Sprüchwörter", sowie das für Geistliche besonders interessante Buch von Wander (Berlin 1836).

Die nachfolgende Sammlung macht nicht Anspruch auf Vollständigkeit, noch auf die Eigenschaft, daß sich keines unter diesen Sprüchwörtern finde, das nicht etwa auch bei den Deutschen vorkömmt, obwol ich alle solche bei uns gäng und gäbe weggelassen habe, welche anerkanntermaßen im Burgerrodel deutscher Litteratur eingeschrieben sind, z. B. „Morgenstund hat Gold im Mund", „Treue Hand geht durchs ganze Land" u. dgl.

1. Alli Jahr a Chäs isch nid glî vil Chäs, aber alli Jahr 's Chind isch glî vil Chind. — 2. I cha das a mîna Bira abnäh. — 3. Berg u Thal chöma nid zsäma, abr d'Lüüt. — 4. A junga Rüütr, a n'alta Fuesgängr. — 5. M' nimmt nid gärn dr Stäcka n'am bräckiga n'Ort. — 6. Mit Gwalt bringt m' n' Geiß hinda n'uma. — 7. Mr wei dä Chehr

füüfi lah grad si. — 8. Hätt i u wett i si Brüebar gsi; hett abr keina nia vil gha. — 9. 's guldigs Nüüteli u n's längs Warteli bra. — 10. Mi mues rita u reda zsäma chönna. — 11. Wär si bim äßa nid schicka cha, chunt o bi dr Arbeit nid fürers. — 12. Chuma n'i nid hütt, su chuma n'i de morn, u vilicht gar übrmorn. — 13. D'Liebi mües zanggat hah. — 14. Wär dr Batza wil, mües zum Chrüüzr lûegaz; wär dr Chrüüzr nüüt schetzt, übrchunt o dr Batza nid. — 15. Guet gsäßa isch halb gäßa. — 16. Joggeli wott gah Birli schütta, d'Birli wei nid falla. — 17. 's chunt allas i dr Ankiruumi widr. — 18. We dr liab Gott a Nar ha wil, su macht'r a n'alte Ma zum Wittlig. — 19. Alti Fuerlüüt ghöra gärn chlepfa. — 20. A Fröuwd i n'Ehra, wär wil's vrwehra! — 21. Gschîda Lüüta n'isch gûat bredigа. — 22. We's i ds blott Holz donnerat, so gits gärn a Rüüchi. — 23. Riff u Schnee, d'Bûaba n'im See, zîtig Chirsa n'n blüjeda Wî, isch alls einisch i eim Meja gsî. — 24. We n'eina tannegi Hösli het u hagebûechig Strümpf, su ma n'r tanze, wie n'r wil, 's git ihm keni Rümpf. — 25. A rîchi Bûretochtr u n'arma Lüüta Chäs isch beidas glî gnûe räß. — 26. Ds Brîeggeli u ds Lächcheli si gärn i eim Schächcheli. — 27. Lust u Liabî zûe n'm' Ding, macht alli Müj u n'Arbet ring. — 28. Das (oder dä, dia) isch für d'Chatz = für verloren, unrettbar, unbrauchbar anzusehen. — 29. I sött geng d'Chatz dur a Bach ziah = die Kastanien aus dem Feuer holen. — 30. M' het's dür a Bach fab gschickt = man hat den Antrag verworfen, f. prendre le chemin de la rivière. — 31. M' mües nid ga ds Schmär bi dr Chatz chouffa. — 32. 's isch ke Chunst rîch zwärda, we n'eim dr Holzschlegl uf'm Esterich chalberat; oder: wäm ds Glück wil, däm chalberat dr Schîdstock. — 33. We's dr Geiß z'wohl isch, su scharat si. — 34. 'r het's wie d'Geißa, 'r het ds wîtera liebr. — 35. Mi mües dr Fîraba n'am Morga sûecha. — 36. Mist geit übr List. — 37. Jiz geit dr Chatz ds Burst ûs. — 38. 'r geit wie n'Chatz um a heißa Brei. — 39. We d'Chatz isch us'm Hûs, su tanzat d'Mûs. — 40. Früj sattla u spat rîta. — 41. Wundrlegi Vögl hei wundrlegi Näſtr. — 42. Förcht dr nüüt, su gschehlt dr nüüt. — 43. Stilli Waßr gründa tîaf. — 44. Churzi Har si glî bbürstat. — 45. 's isch scho gschîda Chatza n'öppa n'a Mûs atrunna. — 46. M' mües dr Zit 'rwarta, we m' jung Tûba ha wil. — 47. Wär ds lüga so schwär wîa ds Stei träga, 's würd no mänga d'Warheit säga. — 48. We n'eina n'alli Handwrch cha, su gitt 'r zletsch a Hudlma. Oder: nüün Handwärch nüün Bättlr. — 49. Mühliwarm u n'Ofewarm macht sälber großi Pûra n'arm. — 50. Dr Bûrestand het d'Oberhand. — 51. Wo brav Misthüüffa si, isch z'äßa. — 52. Was grob isch, isch o starch. — 53. d'Stieranöuw si alli utröuw. — 54. We n'eina si nid fröuwa cha, su mües 'r bösi Füeteri ha. — 55. Was m' nid cha mîde, mües m' willig lîde. — 56. Am Aba nit nidr, am Morga nid ûf, isch allr fûla Lüüta Brûch. — 57. Wär sälbr nüüt sol, trouwt niemeram wohl. — 58. We Vrbunst u Misgunst brönti wie ds Füür, so wäri ds Holz nid halb so tüür. — 59. Wär ds Chlîne nüüt schetzt, wird zum Groß a nid gsetzt. — 60. 's isch bös, dr Tüüfl i d'Höll gah z'vrchlaga. — 61. Was si sol, schickt si wol. — 62. Wär nit fischat, faht nüüt. — 63. 's flüügt kei Pfîl so höch, 'r chunt

widr aba; oder: 's flüügt keis Vögeli so höch, 's chunt widr aba. — 64. Dä isch nid d'Schuld, daß d'Fröscha keni Stila hei; oder: daß ds Bulfr chlepft. — 65. Nah'm Nagl geit ds îsa (vom Pferdehuf gesagt). — 66. We d'Stuba nid gwüscht isch, mûes m' ds Mûl hüeta. — 67. Was dr Bock vo n'ihm sälbr weiß, das trouwat 'r füra o dr Geiß. — 68. Probîara geit übr studîera. — 69. M' mûes dr Löffl nid us dr Hand gäh, bis m' ggässa het. — 70. Sälbr witzigi Hüenar lega n'öppa einisch i d' Neßla. — 71. Im Hornig gseht m' lîabr a Wolf choh, weder a Ma oni Chutta. — 72. Mareili bringt ds Imbis, ds Vreneli nimt's wegg. — 73. Sant Johanstag bricht dm Chorn d'Würze n'ab. — 74. Vor Bartleme Ämd, drno Aemdli. — 75. Z'Bartleme schreia d'Vögel Ach u Weh. — 76. Uf Sant Galla tûet m' ds Veh stalla; ma's nid si, su bringt's dr Marti î. — 77. Wo's ein nid bîßt, da sol m' nid chratza. — 78. Was i nid weiß, macht mr nid heiß. — 79. We's mi nid brönt, so blasa n'i nid. — 80. Dr Tüüfl isch a Schelm. — 81. Dä isch dm Tüüfl ab'm Chara gheit. — 82. So lang dr Hergot läbt, wird dr Tüüfl nid Meistr. — 83. Wo ds Chlostr 's Stücki Land het, het dr Tüüfl dr Flûag drin. — 84. Zueche zur Suppe, süsch git's Mûes. — 85. Aberellaschnee isch beßr wedr Schafmist. — 86. Was weneli chostat, nützt weni. — 87. 's isch eine n' schlächta Schütz, we n'r kei ûsred weiß. — 88. Dr letscht het no nid gschoßa. — 89. 's isch nid gschid, a Chatz a n'm' Hälsig, 's Chötteli het's o. — 90. Chlîni Chind chlîne Chummar, großi Chind große Chummar. — 91. Chlîni Ding fröuwe d'Ching. — 92. Wär uvrschant isch, läbt destr bas. — 93. Chlîni Vögeli chönna d'Schnäbeli o wît ûf tûa. — 94. 's beßr a Flöuga n'im Chrût wedr nüüt. — 95. We m' ds Chrût kennt, su grabt m' da Würza nid na. — 96. Mit g'loffa, mit gsoffa, mit troffa, mit ghänkt. — 97. Wo früjar a gûeta n'Ätti gsi isch, da isch jiz a wüesta Hung (Hund). — 99. Dr Sparar mûes a Güüdar hah. — 100. 's isch nid gûet mit großa Hera Chirsi z'ässa; si pänggla eim d'Steine n'alli i d'Gsicht. — 101. We's eina nid im Chopf het, so het 'r's nid i da Füeßa. — 102. Was si zweiat, das drittat si. — 103. M' mûes alls naha plära, was m' z'unütz lachat. — 104. Was m' haßet, das trifft ein. — 105. Sälbr ta, sälbr ha. — 106. Sälbr äßa macht feiß. — 107. Ring a, Ring ab. — 108. A verzagte Möntsch isch im Himmal nid sichar. — 109. Mi mûes zersch Fäcka ha, göb m' flüüga cha. — 110. D'Füchs bißa n'andere nid — vgl. eine Krähe hackt der andern kein Auge aus. — 111. A Nar tûet geng 's Zeicha. — 112. 's Hûen het eh 's Mäs Habr gfräßa wedr 's Roß. — 113. Dräck löscht o Füür. — 114. Unrächt findt si Chnächt. — 115. Schnätz u Späck sî n' guete Schläck.

Einige Volksjugendsprüche mögen noch folgen:

Hoppo Hoppo hämmarli,
d'Stäga nûf i ds Chämmarli,
d'Stäga nab i Garta,
Ga da schöna Bueba warta.

Bal bi n'i z'Frouwbrunna,
Bal bi n'i z'Graferied,
Bal bi n'i gar lustig,
Bal bi n'i bitrüabt.

Oder auch: Bal bi n'i bim Schätzeli, bal bin'ig im Chriag.

Gang mr nid übr mis Mätteli,
Gang mr nid übr mî Bach,
Gang mr nid zu mîm Schätzeli,
Susch kriegst a Karwatscheta z'Nacht.

's nigl nagl nöuws Hüüsi,
's nigl nagl nöuws Dach,
U n'as nigl nagl nöuws Pfäistr
Mit Hudla vrmacht.

Rita rita Rössli,
Z'Tûn isch as Schlössli,
Z'Bärn isch as Herahûs,
Da luega drei Töchtera zm Fänstr ûs.

Obarbipp u Nidarbipp,
Wiadlischbach u Wanga,
We m' s' a n' m' Fädeli hät,
Su näm m' s' a n' Stanga.

Hûri Hâri hockat,
Limpi Lämpi hangat,
Hûri Hâri hätti gärn,
Daß Limpi Lämpi abe chäm.

Stüüra, Stüüra Müggeli,
As Frouwli geit übr's Brüggeli;
  Wer ihm öppis git,
Dä chunt i n'as guldigs Betteli,
  Wär ihm nüüt git,
Chunt i füüriga Rollhafa.*)

---

*) Wir bitten um fleißiges Sammeln und Zusenden solcher volksthümlichen Sprichwörter, Jugendsprüche und Lieder.

Anm. d. Red.

Der Früehlig zuem Winter.

Lied in Alemanischer Mundart von J. A. Rueb.

Der Früehlig hät zuem Winter g'sait:
Jez mach, daß furt du chunst,
Mit dim Regiere isch's verbei
Und weg isch alle Gunst.
S'isch wahr, i mueß es säge selbsch:
Di silberwißes Chleid
Wenn's glizeret im Sunneschi,
Es isch e chosper G'schmeid.

Doch das und d'Jagd und Schlittefahrt,
Öbs no so Lust hät g'macht,
Das Alles mueß verschwinde jez
Vor miner neue Pracht,
Denn Alt und Jung und Chli und Groß
Wo me nu höre mag,
's will Alles wieder andre Zit
Und heiter warme Tag!

Di Zit isch us und mine do,
Spürsch nit, wie d'Sunn so warm
Di überall apake thuet
Mit ihrem starke Arm?
Mach was de wit, nit länger darf
Meh si din Ufenthalt,
Si drukt di furt, de weisch nit wie,
Us Garte, Feld und Wald!

Me will jez andre Freude ha;
Scho grünt es do und dört,
Häsch nit in Feld und Wald denn scho
Mengs Stimmle singe g'hört?
Nit g'seh, wie menges Fröschle scho
Am Weiher umehupft
Und selber au e Eidex, poz!
Dört ußem Hag us schlupft?

Mit bunte Flügle flüget dört
E Summervögeli,
Und d'Müggli tanzet dutzetwis
Im warme Sunneschi,
Jo Alles, was nu Lebe fühlt
Das pfift und quakt und singt,
Drum möcht i froge, ob nit das
Di bald zuem Abzug bringt?

Und wenn du nit freiwillig wit,
Wills si mueß, Abschied neh,
Und bräust mit Sturm und Rege du
Und wol no gar mit Schnee,
Tribs wie de wit, de haltst di nit,
Drum mach i mir nüt drus:
Je ärger, desto bälder bisch
Zuem Land du g'feget uus!

Von den beiden Schwertern.

Von Paul Volmar.

Es hangen da an morscher Wand
Im alten Thurm hoch ob dem Thale,
An halb zerfreßnem Sammetband
Zwei Schwerter auf von gutem Stahle.

Der Abendwind der kost im Hain
Und streichet durch die Ritterhallen,
Durchs Fenster scheint der Mond herein,
Die Schwerter dumpf zusammenhallen.

Da hub der Schwerter eines an:
Ein Windshauch hat mir seine Klagen
Die es hinseufzte zum Gespan,
In mein still lauschend Ohr getragen.

„Wie ist's um uns so still und leer
Fast wie in einer Klosterzelle,
Und ach, es scheint mir, nimmermehr
Wie früher sei mein Klang so helle.

Wie früher sei auch nimmer scharf
Und blank die Spitze und die Seiten,
Am meisten schmerzt's mich, nimmer darf
Zum Kampf ich meinen Herrn geleiten.

Ich stehe da mit Staub bedeckt
Verlassen in dem Rittersaale,
Und wenn das Horn zum Streite weckt,
Dann ach, schließt man mich aus vom Male."

Und wieder koste in dem Hain
Der Abendwind gar traut und leise,
Und aber drang zum Ohre mein
Des andern Antwort solcher Weise.

„Wol ist es still weit um uns her
Und wir im öden Saal verlassen;
Weil wir dem schwachen Arm zu schwer,
Wagt er es nicht uns anzufassen.

Und unsre Schärfe ist dahin
Und unser Glanz ist längst verblichen,
Weil unsrer Herren edler Sinn
Vom heutigen Geschlecht gewichen.

O wären wir mit unsern Herrn,
Der uns zu schöner Zeit besessen,
Gefallen in dem Kampfe fern,
Hätt' uns der Rost mit ihm zerfressen."

Das hört ich, als der Wind den Saal
Bestrichen, beide Schwerter klagen;
Warum soll denn als harter Stahl
Die schale Zeit ich leichter tragen?

Zukunft.

Glosse von Prof. Otto Henne in St. Gallen.

Frommt's, den Schleier aufzuheben,
Wo das nahe Schicksal droht?
Nur der Irrthum ist das Leben,
Und das Wissen ist der Tod.
Schiller's Kassandra.

Was der Zukunft ferne Reiche
Bringen, weiß die Menschheit nicht.
Dunkel wallt ihr stets der gleiche
Schleier vor dem Angesicht,
Unerbittlich rufend: Weiche!
Wohl uns, daß es Niemand weiß,
Was der Zeiten ew'ger Kreis
Einst uns Pilgern werde geben.
Nicht dem Jüngling, nicht dem Greis
Frommt's, den Schleier aufzuheben.

Wenn wir wüßten, was uns bringt
Skulda in dem Schos der Zeiten,
Was für Knoten sie uns schlingt,
Lust und Schmerzen zu bereiten,
Und wann unsre Glocke klingt,
Trauer würd' uns rings umfangen,
Uns beherrschte Sorg' und Bangen
Vor der unabweisbar'n Noth. —
Wohl uns, daß wir arglos sangen,
Wo das nahe Schicksal droht!

Ungewißheit ist die Krone,
Die das Haupt uns täuschend schmückt,
Die mit zauberhaftem Tone
Uns auf jeder Flur entzückt,
Lust uns bringt in jeder Zone.
So in stetem süßem Traum
Blühet unser Lebensbaum.
Nicht in Aengsten immer schweben
Mögen wir im Erdenraum:
Nur der Irrthum ist das Leben.

Ob wir Sklaven, ob wir frei
In den fernen Zeiten werden,
Ob uns Lieb' beschieden sei,
Ob den Völkern Glück auf Erden,
Weg mit solcher Träumerei!
Wollen muthig auf uns raffen,
Kämpfen mit des Fortschritts Waffen,
Die der Zeitgeist mahnend bot;
Denn das Leben heißt jetzt: Schaffen
Und das Wissen ist der Tod!

Eine Anregung*).

Von Professor Dr. Troxler in Aarau.

„Sie haben von mir nur Aphorismen oder Briefe aus meiner Sammlung verlangt.

Nur Aphorismen? Ich habe Respekt vor diesen nur. Aphorismen sehe ich nicht nur als unentwickelte Einfälle, unausgebildete Konzeptionen oder Gedankenspäne, aus dem Stegreif entworfen an, sondern betrachte sie vielmehr als ausgebildete Ideen, ausgerundete Sätze und konzentrirte Urtheile. — So was zu fertigen bin ich jetzt nicht im Stande.

Briefe? Ach da fordern Sie mir Schätze ab, von welchen sich meine Seele nicht trennen kann; meine beste, theuerste Gabe, von meiner Jugendzeit an mit gemüthlicher Vorliebe gesammelt, ein halbes Jahrhundert mit heiliger Treue bewahrt, ein Stammbuch meiner Freundschaft und Liebe, meines glücklichen Verkehrs mit den Besten meiner Zeit, die mich ihres Umgangs würdigten; Memoiren meiner Bestrebungen für Kirche, Schule und Staat, für Vaterland, Freiheit und Fortschritt, meiner Kämpfe und Leiden; ein goldner Faden, der durch mein ganzes Lebensalbum zieht, umschlingend bittere Enttäuschungen und herrliche Errungenschaften. Davon kann und darf ich jetzt mich nicht trennen.

Sie wünschten zwar in specie im Interesse des Vereins und des großen an dem Namen hängenden Publikums Mittheilungen aus dem Briefwechsel mit Zschokke. Da tritt nun dieser Umstand ein. Schon vor mehreren Jahren hatte der würdige Sohn, Hr. Pfarrer Zschokke in Aarau, den Gedanken gefaßt, den Briefwechsel Zschokke's mit seinen Freunden herauszugeben, und auf sein Begehren habe ich dem Hr. Pfarrer die damals aufgefundenen Briefe von Vater Zschokke zugestellt, wie auch von anderer Seite geschehen ist. Die Ausgabe scheint des Verlags wegen Anstand und Säumniß erfahren zu haben. Diese zu beseitigen dürfte vielleicht gerade eine von einem Vereine ausgehende Anregung förderlich sein. Briefe von Heinrich Zschokke werden immer ihren Leserkreis finden.

Bei diesem Anlaß, werthester Herr Doctor, möchte ich aber nicht nur Sie, als gewaltigen Anreger und Förderer literarischer Unternehmungen aufbieten, sondern auch bei Beantwortung

*) Aus einem Briefe des gefeierten Nestors schweizerischer Philosophie auf die Bitte um Betheiligung, um Einsendung von Aphorismen, wenn die Zeit keine Gesammtarbeit gestattet. Wir sind beauftragt, zu bemerken, daß der Verleger an der verzögerten Ausgabe der Briefe Zschokke's nicht Schuld trägt.

Ihres Schreibens den Spieß umkehren und statt was für ihn zu leisten (was mir jetzt unmöglich), den Verein zu gewissen Leistungen auffordern lassen. Ich möchte nämlich durch Sie die Vereinsmitglieder auf einen in unserm Vaterlande zu unserer Zeit vernachläßigten oder hintangesetzten Hauptzweig der Litteratur aufmerksam machen, und für seine Kultur in Anspruch nehmen. Dafür halte ich die Biographien und Nekrologe der Notabilitäten der Nation, besonders in litterarischer, politischer und philantropischer Hinsicht. Ich möchte die Augen des Vereins auf eine Persönlichkeit (Varnhagen von Ense) richten, welche ihm die Ehre erwiesen, Ehrenmitglied zu werden, auf den deutschen, geist- und charaktervollen Mann, der in der unvergleichlichen Art von Geschichtschreibung, die er geschaffen, so viel ich urtheilen kann, das Größte und Beste geleistet. Würde es nicht dem Vereine und der Sache besonders frommen, wenn zum Behuf der Befriedigung des vorliegenden Bedürfnisses ein so hehres Vorbild erfaßt, und ihm auf eine den besondern Verhältnissen angemessene Weise von den Befähigten nachgeeifert würde, selbst wenn sich unsere Kräfte auf ein bescheidenes Maß von Stoffen und Formen beschränken müßte.

Im Hinblick auf unser Vaterland und unsere Zeit muß ich bekennen, daß es meines Erachtens ihnen gar nicht zur Ehre gereicht, daß sie die wissenschaftlich Gebildeten und künstlerisch Wirksamen, die begabtesten und verdienstvollsten Männer unserer Tage aus der Welt scheiden lassen, ohne ihnen geistige Denkmale, welche die dauerndsten und für die Epigonen ersprießlichsten sind, im Volksandenken zu errichten.

Ich erlaube mir, dem Vereine einige solche Männer aus jüngster Vergangenheit zu bezeichnen; ein Musiker Nägeli, der Nachfolger Pestalozzi's, Niederer, Père Girard, der Forstmeister u. Volksfreund Kasthofer, die Staatsmänner Reinert, Hertenstein und Druey u. s. w., noch anderer ehrenwerthen Eidgenossen, die ihnen vorgingen und nachfolgten, nicht zu gedenken. Ein Notizenmaterial ist jetzt noch in dem Andenken noch lebender Verwandten und Zeitgenossen, in Zeitblättern und Sammlungen aufzufinden, das aber zufolge dem Lauf menschlicher Dinge wie die Menschen selbst, immer mehr und mehr schwinden dürfte. Könnten sich wol, frag' ich nun, die Mitglieder des Vereins, welchen zulängliche Zeit, Kräfte und Mittel zu Gebote stehen, eine schönere und ersprießlichere Aufgabe stellen, als die solch' einer Biographik oder Nekrologie? und würde es sich nicht der Mühe lohnen, eine eigene Abtheilung des Vereins der Verfolgung dieses Zweckes zu widmen? Ohne allen Zweifel würden auch alle Freunde und Bekannte dieser Männer zu jeder Forderung des Unternehmens bereitwilligst Hand bieten.

Zum Schluß dieses Schreibens, welches man als eine Interpellation eines Ehrenmitgliedes, welches eine besser orientirte

Zeit gesehen, aufnehmen und entschuldigen möge, komme ich auf Nägeli zurück. Georg Nägeli aus dem ältern Zürich war ein großer theoretischer und praktischer Musiker, der Gründer des Volksgesangs in der Schweiz, Erzieher und Schriftsteller als Philosoph und Patriot. Sollten dies nicht Titel und Ansprüche genug auf eine litterarische Ovation sein? Daran hab' ich schon früher gedacht und die meinem Urtheile entlegenen musikalischen Arbeiten und Versuche im Philosophiren des originellen Geistes ans Licht zu ziehen gesucht. Ich habe mich selbst vor einiger Zeit an die Familie des Verstorbenen gewandt und von der geist- und gemüthreichen Tochter Ottilie eine Antwort erhalten, die ich hier beilege. Sollte in Bern nicht wol ein tüchtiger Musiker aufzufinden sein, der sich mit Herz und Seele der Sache annähme? Melden Sie mir bald Ihre Ansicht und den Erfolg dieser Ansprache." *)

Die Eiche vor Weißenburg.

Von Paul Volmar.

Falbe Eiche, warum rauschen,
Zittern deine Blätter so?
Ist's, daß Winde spielend tauschen
Küsse mit dem Laube froh?
Falbe Eiche, ist es Klagen,
Und dein Rauschen Todtengruß?
Weißt du, Eiche, wer erschlagen
Weißenburg an deinem Fuß?
Wißt, daß eines Weibes Minne
Eignem Manne Tod gebracht?
Ja, du weißt, daß von der Zinne
Es dem Mörder hat gelacht!
Darum rausche, falbe Eiche,
Düstre Klänge nur herab,
Sing dem Weißenburg, dem Bleichen,
Nur ein Trauerlied in's Grab! —

---

*) Nägeli hat vor seinem Tode alle Arbeiten, die er der Nachwelt unwürdig erhielt, vernichtet und gleichwol befinden sich 900 größere und kleinere Kompositionen in seinem Nachlasse, auf die hier das Auge gelenkt sei. Anm. d. Red.

Eine Vision Schiller's.

(In der Nacht seiner Flucht aus Stuttgart vom 17. auf den 18. Sept. 1782.)

Von Moriz Bille in Leipzig.

Vom Thurme tönt die zehnte Stunde;
Den Müden kündet in der Runde
Des Schlummers Ruh der Wächter Schaar:
Da öffnen sich des Stadtthor's Flügel,
Ein Wagen rollt, wie ohne Zügel
Eilt hin das flücht'ge Rossepaar,
Fort flieh'n sie rastlos, pfeilgeschwind,
Gepeitscht vom Regen und vom Wind.

Doch plötzlich, sieh, da wird der Wagen
Vom Sturm erfaßt, emporgetragen,
Doch grad und sicher ist sein Lauf;
Er hebt sich höher, immer freier;
Schon hüllt ihn ein der Wolken Schleier,
Und jetzt schon taucht er wieder auf. —
Doch darfst Du Deinen Augen trau'n?
Verwandelt Alles wirst Du schau'n.

Der Rosse Rücken zieren Flügel,
In Silber prangen Zaum und Zügel,
Die fest ein Himmelsbote hält.
Im Golde strahlt der offne Wagen,
Von Silberwolken weit getragen
Hoch ob des Schlummers Nebelwelt.
Die Flügelrosse schäumen, glühn,
Die Räder Blitzesfunken sprühn.

Da männlich kühn und weiblich milde,
Gleich einem himmlischen Gebilde,
Fährt eines Jünglings Hochgestalt.
Seht seiner Augen lichte Sterne,
Sie senden Strahlen in die Ferne,
Die von dem Klang der Sphären schallt. —
Da stehn die Rosse festgebannt,
Vor eines Parks verschlossnem Land.

Und nicht bedarf es flehnder Bitten;
Schon kommt der Pförtner rasch geschritten
Mit Freude strahlendem Gesicht:
Vom Haupt ihm wallen Silberhaare
Herab zum blauen Sammttalare,

Den hell ein goldner Gurt umflicht.
Weit auf das Thor im Fluge springt,
Indem's wie Aeolsharfen klingt.

Der Jüngling naht mit schnellem Fuße,
Begrüßt mit ehrfurchtsvollem Gruße
Den Pförtner, er erkennt ihn bald. —
Ja, Haller *) ist's, der spricht die Worte:
„Hier ist die Aeölsharfen-Pforte,
Sie führt Dich in den Dichterwald,
Der hier, wo Aetherlicht erglänzt,
Ein grottenreich Gebirg bekränzt.

Du, hehrer Töne junger Meister,
Bist heimisch längst im Reich der Geister,
Dein Nam' ist hier schon oft genannt.
Lustwandle denn auf Himmelsbahnen,
Erschau, was reine Herzen ahnen,
Hier in der Dichtung schönem Land!
Denn in der Schönheit Farben bricht
Sich ew'ger Wahrheit Sonnenlicht."

Und alle Zweige flüstern, nicken,
Und alle Blumen winken, blicken
Mit holdem Gruß zum Jüngling auf.
Ihn grüßen Nachtigallenlieder,
Aus Lüften schauen Adler nieder,
Und Rehe nahen ihm im Lauf,
Der aller Sprache wohl versteht
Und allseits dankend fürder geht.

Aus eines Eichwalds hohen Hallen
Jetzt feierliche Klänge schallen;
Dann rauscht's wie Kriegs- und Siegeslust;
Dann von der Liebe ew'gen Sonne
Und von der Freundschaft heil'gen Wonne
Ertönt ein Lied aus voller Brust,
Und in der Sänger dichte Reihe
Tritt unbemerkt der Jüngling ein.

Doch plötzlich alle Stimmen schweigen;
Das Lied verhallet in den Zweigen,
Der Jüngling steht umringt vom Chor.
Nach vielvertrauter Freundesweise
Tritt aus der Sänger stummem Kreise
Ein Mann mit Adlerblick hervor,
Die Zionsharfe hält sein Arm —
Klopstock **) begrüßt ihn liebewarm:

*) lehrhafte Dichtung.

**) gefühlhafte Dichtung.

„Du bringst zum höchsten Dichterruhme!
In Deines Busens Heiligthume
Wogt der Gefühle fluthend Meer.
Die höchste Lust, die tiefsten Schmerzen
Birgst Du in Deinem weichen Herzen,
Drin flammt die Liebe hoch und hehr.
Du lebst und liebst, und sinnst und singst,
Indem Du Dich zum Himmel schwingst.

Doch niedrig sind des Eichwalds Bäume,
Für Dich zu eng der Hallen Räume,
Der Du der Menschheit All umschlingst;
Drum wandre weiter, immer weiter,
Auf Bergen strahlt es frei und heiter,
Dort Du der Sehnsucht Ziel erringst.
Dort schaust Du, was urbildlich schön,
Dort auf der Dichtung höchsten Höhn!" —

Inmitten lorbeerreicher Auen,
Des Jünglings Blicke nun erschauen
Auf fels'ger Höh ein prangend Schloß.
Hoch in der Wolken luft'gen Sitzen,
Erglänzen goldner Thürme Spitzen;
Den Berg ein Silberstrom umfloß,
Drin scherzten ewig sonder Harm
Der Nixen und Najaden Schwarm.

Ein Fürst hier waltet; Tod und Leben
Stehn ihm zu Diensten, Todte schweben
Auf sein Geheiß aus finstrer Gruft;
Die Kön'ge, Helden aller Zeiten
Sich um die Gunst des Fürsten streiten,
Sie thun und sprechen wie er ruft;
Wahnsinn'ge, Hexen sind zu sehn,
Die vor dem Herrn dienstfertig stehn.

Der Jüngling naht, am Bergesfuße
Harrt seiner schon mit Ehrfurchtsgruße
Der Ritter Schar, der Knappen Troß.
Die Ritter freudig ihn umringen,
Die dienstbefliss'nen Knappen bringen
Ihm dar ein weißes bäumend Roß,
Und zu der Burg hinan im Flug
Sprengt fort der langgedehnte Zug.

Hier unter goldnem Baldachine
Thront sinnend mit verklärter Miene
Der Fürst, ihn krönt ein Lorbeerkranz;
Vom Haupte wallen Silberhaare

Herab zum Purpur-Sammttalare,
Den hell umflicht des Gürtels Glanz.
Den Griffel er als Scepter hält,
Mit ihm gebeut er aller Welt.

Den Jüngling jetzt der Zug geleitet
Zum Fürsten, der die Arme breitet
Und warm ihn drückt an seine Brust:
„Der Dichtung Schöpfergeist umschwebet
Den, der auch dichterkräftig lebet
Voll heldenkühner Thatenlust.
Sein Geist erhebt sich, kämpft und siegt,
Ob auch das Herz im Schmerz erliegt.

Dir ist des Lebens Kampf gelungen,
Du hast als Mann Dein Herz bezwungen,
Sei mir gegrüßt, Du Dichterheld!
Zum Heldendichter hat geweihet
Dich Kampf und Sieg und Dich befreiet
Von Fesseln jener untern Welt.
Du lebst der Dichtung frei und ganz,
Drum zier' Dein Haupt des Lorbeers Kranz.

Dich binden nicht der Heimath Gränzen,
Du siehst der Geister Heimath glänzen,
Es ist Dir Vaterland die Welt.
Bebst nicht vor drohnden Fürstenmienen.
Drum sollen Fürsten nun Dir dienen;
Ob Allen Deine Rechte hält
Der Dichtung Scepter! Sei — mir gleich —
Ein Fürst im großen Dichterreich!"

Und auf den Thron, an Shakespeares *) Seite,
Setzt sich der Jüngling, der Geweihte.
Des Aethers Glanz durchflammt den Saal,
Das Schloß durchrauschen Festgesänge,
Es naht der Helden, Kön'ge Menge,
Sie huldigen ihm allzumal;
Und von des Festes Jubel schallt
Der ganze weite Dichterwald.

---

*) dramatische Dichtung.

Janus Cäcilius Frey.

Biographische Skizze von Heinrich Kurz in Aarau.

Unter den merkwürdigen Aargauern, deren Zahl nicht gering ist, wie wir früher an einem andern Orte nachgewiesen haben [1], verdient derjenige, über dessen Leben und Schriften wir hier zu berichten gedenken, der Vergessenheit entrissen zu werden, in die er seit langer Zeit, und zwar ganz besonders in seinem Vaterlande verfallen ist. Wenn ein Mann sich als Philosoph, als gelehrter Kenner des Alterthums und als Arzt unter seinen Zeitgenossen hervorgethan, wenn er sich durch seine Vorträge als Lehrer den Beifall und die Liebe seiner Zuhörer erworben, unter denen sich viele bedeutende Gelehrte und angesehene Männer befanden, wenn er als Schriftsteller in weiteren Kreisen gewirkt und als solcher noch lange die Aufmerksamkeit der nachfolgenden Geschlechter auf sich gezogen hat, wenn er sich endlich in einem freilich sehr eigenthümlichen und untergeordneten Zweige der Poesie so ausgezeichnet hat, daß seine Dichtung von vielen Kritikern als eine der besten in dieser Gattung bezeichnet wird, so ist die Erneuerung des Andenkens eines solchen Mannes gewiß gerechtfertigt. Leider mangeln uns hinlängliche Quellen, um die Geschichte seines Lebens und seiner jedenfalls bedeutenden Wirksamkeit genügend aufzuhellen. Zwar haben nicht wenige Schriftsteller des vorigen und des laufenden Jahrhunderts über ihn berichtet; allein es sind ihre Mittheilungen nur höchst dürftig, und zudem scheinen die meisten aus einer und der nämlichen Quelle geschöpft zu haben, nämlich aus den «Mémoires pour servir à l'histoire des hommes illustres dans la république des lettres» von Nicéron (49 T. in 44 Vol. Paris 1729—45. T. 39. p. 49 et suivv.); wenigstens findet sich kaum hier oder dort ein bedeutender Zug, den nicht schon jener Gelehrte bemerkt hätte [2].

---

1) Niklasens von Wyle zehnte. Translation mit einleitenden Bemerkungen über dessen Leben und Schriften. 4. Aarau 1853.

2) Das bekannte «Dictionnaire» von Moréri enthält einen ziemlich reichhaltigen und namentlich in bibliographischer Hinsicht sehr vollständigen Artikel über unsern Frey, und es wäre nicht unmöglich, daß Nicéron seine Mittheilungen aus Moréri entlehnt hätte, wenn nämlich die erste Ausgabe dieses immer noch sehr brauchbaren Buchs (Lyon 1674) schon den Artikel über Frey enthält, was wir leider nicht ermitteln können, da uns diese Ausgabe nicht zu Gebote steht. Doch glauben wir die Vermuthung aussprechen zu dürfen, daß jene erste Ausgabe noch Nichts über Frey berichtet, da Iselin ihn in seinem „Allgemeinen historisch-geographischen Lexikon“ (1726) nicht anführt, ob er gleich den Moréri ohne Zweifel gekannt und benutzt hat. Verhält es sich wirklich so, dann hat Moréri selbst aus Nicéron geschöpft, ihn aber in den bibliographischen Angaben wesentlich ergänzt.

Janus Cäcilius Frey wurde nach seiner eigenen und der Angabe einiger Zeitgenossen zu Kaiserstuhl im Kanton Aargau geboren [3]). Das Jahr seiner Geburt ist unbekannt, und wird sich wol auch kaum ermitteln lassen, da das älteste Pfarrbuch seines Geburtsortes erst mit dem J. 1637, also wenige Jahre vor seinem Tode anfängt. Es ließ sich aus demselben keine andere Nachricht gewinnen, als daß in der ersten Hälfte des 17. Jahrh. ein Geschlecht Frey wirklich in Kaiserstuhl blühte [4]). Da er, wenn auch nicht alt wurde, doch jedenfalls ein reifes Alter erreichte, dürfen wir wol annehmen, daß er im letzten Drittel oder Viertel des 16. Jahrh. geboren wurde. Eben so wenig wissen wir, wer seine Aeltern waren, noch wo er seine Bildung erhielt. Wahrscheinlich hat er nebst den Schulen seiner Vaterstadt, auf welcher er wol höchstens die Elemente der lateinischen Sprache erlernen konnte, seine weitere Ausbildung in irgend einem Kloster erhalten [4a]), und dann wahrscheinlich auch eine deutsche Universität besucht. Die erste bestimmte Nachricht, die sich über ihn findet, ist, daß er sich nach Paris wandte; doch läßt sich das Jahr ebenfalls nicht angeben, wann dies geschah. Es steht jedoch zu vermuthen, daß Frey noch ziemlich jung war, als er die Heimat verließ, und daß er in Paris seine Studien vollendete. Wahrscheinlich nach längerem Aufenthalt daselbst bewarb er sich um die Professur der Philosophie am Collegium Montaigu; er bestand die Prüfung mit so großem Erfolg, daß er seinen zahlreichen Mitbewerbern vorgezogen wurde und die Stelle erhielt. Seine Kenntnisse und Talente erwarben ihm bald die erfreulichste Anerkennung; seine Vorlesungen wurden zahlreich besucht [4b]), und zwar nicht bloß von solchen, die eine wissenschaftliche Laufbahn einschlagen wollten, sondern auch von vielen Jünglingen aus den vornehmsten Häusern, von denen manche sogar Privatunterricht bei ihm nahmen. Unter seinen Schülern ist außer den

---

Außer diesen haben noch Zedler (Universallexikon), Leu (historisches Lexikon 8, 339), Jöcher (Gelehrten-Lexikon), Zurlauben (Tableaux topographiques de la Suisse 7, 172), Flögel (Gesch. des Burlesken, S. 227), die Biographie universelle und Genthe (Geschichte der Macaronischen Poesie, S. 157) über Frey mehr oder weniger ausführlich gesprochen, doch haben ihn alle nur aus Niceron oder Moreri gekannt.

3) Indem er von dem Forum Tiberii in der Provence, als dem Geburtsort des gelehrten Gaffarellus spricht, fügt er in Parenthese hinzu: Est aliud Tiberii forum mihi natale (Admiranda Galliarum, Par. 1628. p. 33).

4) Die Nachforschungen, welche das Pfarramt von Kaiserstuhl auf unsre Bitte anstellte, hatte wenigstens den Erfolg, daß man auf einen andern bedeutenden Mann aus Kaiserstuhl aufmerksam wurde; es fand sich nämlich im alten Jahrzeitenbuch von Hohenthengen, wohin jenes Städtchen früher pfarrgenössig war, daß Johann Georg Fulwer dort geboren wurde, der in der zweiten Hälfte des 17. Jahrh. Leibarzt des Königs von Polen war.

4a) Vielleicht in Konstanz, wie mein verehrter Kollege, Hr. Rektor Dr. Rauchenstein, dem ich diesen Aufsatz mittheilte, aus dem nahen Zusammenhange vermuthet, in welchem Kaiserstuhl zum Bisthum Konstanz stand.

4b) S. Anm. 7.

Herausgebern seiner Werke namentlich der gelehrte Michel de Marolles, Abbé de Villeloin zu nennen, der ihn in seinen interessanten Mémoires (2 T. fol. Paris 1656—1657) öfters mit großer Anerkennung erwähnt, und namentlich an ihm rühmt, daß er durch die Art seines Vortrags seine Zuhörer zu weitern Studien anregte, indem er jede Gelegenheit benutzte, die mannigfaltigsten Fragen aus den verschiedensten Wissenschaften zu besprechen (T. I, p. 35). Sein Ruf verbreitete sich vorzüglich, als er am Collegium Montaigu den Gebrauch der griechischen Sprache bei öffentlichen Disputationen einführte, was so großen Beifall erhielt, daß die Pariser Universität ihm darin nachfolgte. Er berichtet diesen Umstand selbst mit nicht zu verkennender Befriedigung, die er vergeblich unter bescheidenen Phrasen zu verdecken sucht[5].

So sehr er durch seine öffentlichen Vorträge, durch den Privatunterricht, den er ertheilte, und seine schriftstellerischen Arbeiten in Anspruch genommen wurde, fand er bei seinem rastlosen Fleiß und seinem glücklichen Talent doch noch Zeit, sich dem Studium der Medizin zu widmen, welches er mit so gutem Erfolg betrieb, daß er im Jahr 1618 als Doktor der Medizin promoviren konnte. Das Diplom erhielt er unentgeltlich. Seine Besoldung als Professor der Philosophie war nämlich so gering, daß er von derselben kaum nothdürftig leben konnte, und überdies hatte um diese Zeit eine langwierige Krankheit alle seine Mittel erschöpft. Er stellte daher das Gesuch an die Fakultät, ihm die Doctorwürde unentgeltlich zu ertheilen, was diese auch bewilligte, unter der Bedingung jedoch, daß er in einer Notariatsurkunde erkläre, diese Begünstigung erhalten zu haben. Vom J. 1622 hielt er Vorlesungen über Medizin am Collegium Boncourt, ohne, wie es scheint, seine philosophische Professur am Collegium Montaigu aufzugeben. Auf dem Titel eines Werkes, das er damals herausgab, nennt er sich Leibarzt der Königin Mutter (Maria von Medicis). Es scheint zwar, daß dies nur ein Ehrentitel war, allein auch in diesem Fall geht doch mit Sicherheit daraus hervor, daß sein Ruf bedeutend sein mußte, da er eine solche Auszeichnung erhielt. Ob er die Arzneikunst auch praktisch ausgeübt habe, wissen wir nicht; wir möchten es bezweifeln, da sich nirgends weder in seinen uns bekannten Schriften noch in den Berichten seiner Zeitgenossen irgend eine Andeutung hierüber findet. Auffallend ist es, daß in dem königlichen Privilegium, welches der Sammlung seiner Schriften von 1645 vorgedruckt ist, jenes Titels als Leibarzt der

---

5) Non is sum, qui nesciam me hominis inter litteratos infimi esse subsellii; tamen cum Annales Galliarum, auctore Charonio Moncaeo, mei mentionem fecerint, et amici, hoc ut in libello indicarem, etiam atque etiam rogarint, referendum est, me omnium primum Græcæ Philosophiæ in Europa instauratæ publicis Thesibus Græce de universa Philosophia scriptis, et oppugnatis vel a Græcorum doctissimis publice Lutetiæ Parisiorum aliquoties a meridie ad octavam usque ingenti hominum ad novitatem rei accurrentium frequentia auctorem esse: tali successu, ut iam Parisiis in nostra Academia Græce disputare plerisque Professoris triviale sit. (Admiranda Galliarnm p. 86 sq.)

Königin Mutter keine Erwähnung gethan wird; er wird darin lediglich als Doktor der Medizin und Aeltester (Doyen) der Professoren der Philosophie an der Pariser Universität bezeichnet.

Als die Pest im Jahr 1631 in Paris ausbrach, wurde auch Janus Cäcilius Frey von dieser Seuche ergriffen; er starb an derselben den 1. Aug. d. J. im Ludwigsspitale[6]).

Wir haben schon aus dem Zeugnisse seines Schülers de Marolles ersehen, in welchem Ansehen er bei seinen Zeitgenossen stand; Andere loben ihn noch entschiedener, so die Drucker Gesselin und David in der Zuschrift an Valesdens, den Herausgeber der ersten Sammlung seiner Werke[7]) und Morand in der Dedikation der zweiten Sammlung[8]). Wenn auch unzweifelhaft die persönliche Freundschaft und das Gefühl der Dankbarkeit der Schüler gegen ihren verehrten Lehrer großen Antheil an diesen Lobeserhebungen hat; so läßt sich aus ihnen doch ebenfalls auf die allgemeine Anerkennung schließen, die sich der gelehrte Professor bei seinen Zeitgenossen erworben hatte.

Es ist wol keinem Zweifel unterworfen, daß sich diese Anerkennung vorzüglich auf seine Lehrerwirksamkeit gründete; doch trugen auch seine Schriften nicht wenig dazu bei, von denen übrigens viele aus seinen akademischen Vorträgen hervorgegangen waren. Dieselben sind sehr zahlreich[8a]), sehr mannigfaltiger Art und auch von sehr verschiedenem Werthe. Die rein wissenschaftlichen Schriften sind nach seinem Tode in zwei Sammlungen vereinigt worden; die erste wurde von seinem Freunde, dem Advokaten Joh. Valesdens[9]), die zweite von Antoine Morand[10]) unter

---

6) Cæcilius Frey periit peste in xenodochio S. Ludovici Lutetiæ (Petrus a S. Romualdo Chronicon. 12° Par. 1652. p. 430).

7) Sie nennen ihn παντομαθής und accerimi vir ingenii, cuius eruditio singularis etiamnum hodie omnium ore prædicatur, und berichten, daß innumeram pene discipulorum multitudinem gehabt habe.

8) In der Dedikation sagt er von ihm: Freius mentium cæterarum uti Gentium Romani victor semper triumphavit, daß abeuntem prosequuti sunt clarissima nostri sæculi sidera; er nennt ihn Musarum nobilium et mansuetiorum parentem optimum, aquilam inter eruditos u. s. w.

8a) Wir kennen theils aus eigener Anschauung, theils aus Moréri 30 größere und kleinere Schriften von Frey.

9) Jani Cæcilii Frey, Doctoris Medici Facultatis Parisiensis, nec non Philosophorum eiusdem Academiæ Decani Opera quæ reperiri potuerunt, in unum Corpus collecta. Paris., ap. J. Gesselin, in Ponte Novo. MDCXLV. Cum Privilegio Regis. 8° (4 Bll. Vorstoß und 750 Seiten.)

10) Jani Cæcilii Frey, Medici Paris., Helvetii nobiliss. et Philosophi præstantiss. Opuscula varia nusquam edita, Philosoph. Medic. et Curiosis omnibus utiliss. quorum hæc est series: 1. Philosophia Druidarum. 2. Cribrum Philosophorum. 3. Propositiones de Universo curiosores. 4. Cosmographiæ Selectiora. 5. Dialectica veterum, præceptis ad expeditam rerum notitiam utilissimis instructa. 6. Compendium Medicinæ. Quibus adjectus est perutilis Titulorum et Capitum omniam Judea. Par. ap. Pt. David, in Ponte-

Mitwirkung mehrerer ehemaliger Schüler Frey's [11]) besorgt. — Was diese beide Sammlungen betrifft, so sind sie äußerst selten [12]). Der bekannte Bibliograph Vogt kennt nur die zweite, die er als ein Buch von der größten Seltenheit bezeichnet [13]), was denn auch der gelehrte Georg Lotter [14]) und die „Beiträge zur Critischen Historie der deutschen Sprache" [15]) bestätigen. Morhof kennt dagegen nur die erste Sammlung, weshalb er bedauert, die Schrift über die Philosophie der Druiden nicht haben auftreiben zu können [16]).

Wir können hier ein Verzeichniß von Frey's sämmtlichen Schriften nicht mittheilen; man kann dasselbe übrigens bei Niceron und noch vollständiger bei Moreri finden. Wir beschränken uns darauf, einige der wichtigsten hervorzuheben.

Die «Admiranda Galliarum», welche der Verfasser dem berühmten Bassompierre gewidmet hat, hat den Zweck, Alles, was sich in „Gallien" Merkwürdiges ereignet hat oder vorfindet, in kurzer Uebersicht zusammenzufassen. Unter Gallien begreift Frey jedoch nicht blos das heutige Frankreich, sondern alle Länder, welche von Cäsar einst dazu gerechnet wurden. Ja er zählt sogar auch noch die Schweiz dazu, um dem geliebten Gallien auch die Ehre zuschreiben zu können, die Alchymie, als deren Urheber er den Theophrastus Paracelsus bezeichnet, zuerst gepflegt zu haben [17]). Er verbreitet sich in 11 Kapiteln über Namen, Lage, Gestalt, Gränzen und Wappen des Landes; über die alte heidnische Religion und ihre Wunder, über die Wunder der christlichen Religion in Frankreich, über das Merkwürdige im Charakter und in der Leibesbeschaffenheit der Franzosen, so wie über die in Frankreich vorkommenden wunderbaren Wesen, über das Wunderbare in Wasser, Luft und Erde, über Künstler und Kunstwerke u. s. w. Die Schrift enthält viel Interessantes und liefert manchen

---

nove e regione Samaritanæ. MDCXLVI. Cum Privilegio Regis. 8⁰ (84, 523 Bll. Vorstoß und 9 Bll. Index, Errata und Privilége.) — Die Schriften dieser zweiten Sammlung waren vorher nicht einzeln gedruckt, wie die der ersten, sondern waren entweder handschriftlich von dem Verfasser hinterlassen oder von dessen Schülern in den Vorlesungen nachgeschrieben worden.

[11]) Es nennen sich als Herausgeber einzelner Schriften: Michel de la Vigne, Renatus Moreau, Guido Patin, Hugo Chasles, Jacobus Mentel, Petrus Bourdelot, Anton de Rochine, Guilelmus und Clodius Chenuot und Joh. Valesdens.

[12]) Sie befinden sich beide auf der Aargauischen Kantonsbibliothek.

[13]) Catalogus libror. rarior. Ed. IV. 8⁰ Hamb. 1753. p. 286 ffg.

[14]) Frustra et hactenus, studiose licet, iniquisita nobis fuerunt Jani Cæcilii Frey Opera latina, quæ Parisiis 1646 in 8⁰ junctim vulgata fuisse ex Jac. le Long Bibl hist. de France f. 29 tantum novimus. Commentarius de Vita et Philosophia Bern. Telesii, p. 54.

[15]) „Diese Opera sind sehr rar, auch darum vergeblich bisher von uns aufgesucht." Bd. 2, S. 331.

[16]) Polyhistor I, 129.

[17]) Si Helvetiam Gallis adnumeremus, ut hodie pleramque partem Regi Christianissimo confœderata est, et lingua utitur Gallica, Alchimiam debemus Gallis, parente Aureolo Theophrasto Paracelso Helvetio (Opera p. 381).

schätzenswerthen Beitrag zur Geschichte des Aberglaubens, was der Verfasser freilich nicht beabsichtigte, da er unbedingt an Alles glaubte, was sich das Volk von wunderbaren Dingen erzählte. Bei aller seiner Gelehrsamkeit und seinen für jene Tage bedeutenden naturwissenschaftlichen Kenntnissen war er hierin doch ganz der Sohn seiner Zeit.

Eine seiner interessantesten Schriften führte den Titel: «Via Jani Cæcilii Frey ad Divas scientias artesque, Linguarum notitiam, extemporaneos sermones, nova et expedita.» Dieselbe erschien zuerst 1628 in Paris, wurde dann in die Sammlung von 1645 aufgenommen und später zweimal wieder abgedruckt, im J. 1674 zu Jena und Arnstadt, und im J. 1715 zu Waldenburg, woraus sich schon ergibt, daß sie auch in Deutschland zahlreiche Freunde fand. Und in der That ist diese Schrift für die Geschichte der Pädagogik nicht unwichtig. Sie enthält nämlich eine nach den Grundsätzen des Raimundus Lullius bearbeitete Methodik des Studiums oder Pädagogik, in welcher der Verfasser manche verständige und später auch wol anerkannte Ansichten ausspricht. Im ersten Theil untersucht er, auf welchem leichteren, kürzeren und wohlfeileren Wege die Wissenschaften erlernt werden könnten. Er schlägt unter Anderem vor (Opera p. 130 sq.), nachdem er das Elend der armen Knaben geschildert, welche sieben Jahre lang und noch länger trotz aller Prügel doch höchstens ein französisches Latein stammeln lernten, Schulen zu gründen, in welche die Kinder mit dem zweiten Lebensjahre geschickt werden sollten. Die Lehrer, als welche nur tüchtige, der alten und neueren Sprachen wohl kundige Männer zu wählen seien, sollten angehalten werden, beständig, selbst beim Essen und Spielen, lateinisch, griechisch und französisch zu sprechen. So würden die Kinder im fünften Jahre diese Sprachen besser verstehen, als wenn sie zehn Jahre lang in den gewöhnlichen Schulen unterrichtet würden. Man soll nicht glauben, schließt er, daß er Unbedachtes vorschlage; es sei der große Montaigne auf diese Weise unterrichtet worden. Man wird sich aus dessen Essais oder wenigstens aus Raumer's Pädagogik erinnern, daß dieser eben so sehr gegen die pedantischen Schulen seiner Zeit eiferte. — Unter vielen merkwürdigen und zum Theil trefflichen Einzelnheiten heben wir nur noch folgende hervor: Er will, daß die Kinder in der Stenographie (Tachygraphie) unterrichtet werden, er empfiehlt das Turnen und Waffenübungen, und legt großes Gewicht auf die Uebung und Stärkung des Gedächtnisses, wobei er zum Theil der „Kunst" des Raimundus Lullius folgt [18]).

Wenn auch das Buch gar Manches enthält, das jetzt nicht mehr brauchbar ist, und es sich überhaupt von dem Einfluß der scholastischen Methode nicht frei erhalten hat, es daher zuweilen in das Pedantische verfällt, so ist es dagegen auch reich an interessanten und geistvollen Bemerkungen, und es ist gewiß eines der besten Bücher, welche zu jener Zeit über diesen Gegenstand erschienen sind. Leider stehen uns keine Quellen zu Gebote, aus denen wir ermitteln könnten, ob und welchen Einfluß es

[18]) Vergl. Morhof, Polyhystor I, 358. 380.

auf die Erziehungskunst namentlich in Frankreich gehabt; allein es geht schon aus den wiederholten Ausgaben hervor, daß es in großem Ansehen gestanden haben muß.

An diese Schrift schließen sich noch einige andere an, die wir nur kurz berühren. Die «Scientiæ et Artes ordine distributæ» enthalten den Versuch einer systematischen Wissenschaftslehre, welcher immer noch historischen Werth hat. Merwürdiger ist die Schrift: «De universo propositiones curiosiores», welche zugleich von des Verfassers Scharfsinn und Leichtgläubigkeit zeugt. Eine Stelle aus dieser Schrift werden wir weiter unten anführen. Die «Cosmographiæ Selectiora» gewähren dadurch Interesse, weil sie die damaligen Ansichten über das Weltall und die Erde insbesondere in gedrängter Kürze darstellen. Als eine Erweiterung der «Via ad Scientias» ist noch die Dialectica veterum zu erwähnen, in welchem er sich auch über die Einrichtung und Anordnung von Bibliotheken äußert, was wir nur erwähnen, um die Vielseitigkeit des Mannes hervortreten zu lassen, dem kein die Wissenschaft berührendes Gebiet fremd gewesen zu sein scheint [18a]).

Eine der merkwürdigsten Schriften unseres Frey ist endlich die Philosophia Druidarum, über welche er im J. 1625 öffentliche Vorträge gehalten hat. Sie hat zu ihrer Zeit und noch im folgenden Jahrhundert viel Aufsehen gemacht, und wurde der Gegenstand mannigfaltiger Besprechung. So hat Heinrich von Seelen „Anmerkungen" über dieselbe geschrieben [19]), in denen er eine kurze Uebersicht des Inhalts mittheilt. Später schrieb Rudolf Wedekind ein Programm über diese Schrift [20]), das aber bei weitem nicht leistet, was der Titel zu versprechen scheint. Denn so mager die Mittheilungen über Frey's Leben sind, so inhaltsleer sind die Bemerkungen über dessen verschiedene Schriften, so namentlich über die hier erwähnte Abhandlung, da in der That nur die Ueberschriften der einzelnen Kapitel und Abschnitte abgedruckt werden.

Der wesentlichste Inhalt der „Philosophie der Druiden" läßt sich auf folgende Sätze zurückführen: Die Philosophie der Druiden ist die älteste, denn selbst die Griechen haben die ihrige von den Galliern erhalten. Bei diesen waren die Druiden die Träger der Philosophie. Es hat auch weibliche Druiden gegeben, welche die christliche Zeit zu Feen gemacht hat. Von diesen sagt er in den oben angeführten „Propositionen", nachdem er berichtet, daß die Deutschen sie „Alraunen" nennen: „Einige halten sie für Dämonen; ich läugne nicht, daß solche vorkommen können, aber wir

---

18a) Moreri führt noch eine besondere Schrift von Frey an: «Methodus instruendæ bibliothecæ» die wir nicht kennen. Es wäre interessant zu wissen, ob sie nur der Abdruck jenes oben angeführten Abschnittes aus der Dialctica, oder eine ausführlichere Behandlung des Gegenstandes ist.

19) In den „Beiträgen zur Ceitischen Historie der deutschen Sprache." 19. Stück S. 383.

20) De Jani Cæcilii Frey Philosophia Druidarum, aut si mavis Opusculis variis (libro perquam raro) eiusque vita Commentatio. 4⁰ Gott. 1760.

wissen aus den Geschichten des Römischen Reichs, daß sie weissagende Frauen gewesen sind, oder weibliche Druiden, welche an unterirdischen Orten Philosophie lehrten und in der Astrologie wohl erfahren waren. Es hat solche noch vor 300 Jahren zur Zeit des Guilielmus Parisiensis im Berry gegeben"[20a]. Die Lehren der Druiden wurden nicht niedergeschrieben, sondern nur durch das Gedächtniß überliefert, weshalb sie in Versen abgefaßt waren. Die Druiden haben an die Unsterblichkeit der Seele, an die Seelenwanderung und die Auferstehung geglaubt. Am ausführlichsten spricht er von den Ansichten, welche sie von Gott hatten: sie haben, sagt er, keine Götzen angebetet, sondern den wahren Gott verehrt. Uebrigens, so schließt er, berichten glaubwürdige Schriftsteller, daß Pythagoras und Numa Pompilius Schüler der Druiden gewesen seien, und daher sei die Pythagoräische Philosophie von den Druiden herzuleiten.

Wenn wir in Frey's wissenschaftlichen Schriften, aus welchen wir noch das «Compendium Medicinæ» erwähnen, eine gewisse Trockenheit und einen auffallenden Mangel an Ausführung des Einzelnen, so wie die Angabe seiner Quellen vermissen, so dürfen wir, um ihn richtig zu beurtheilen, nicht vergessen, daß sie alle einfache Kompendien sind, die er seinen Zuhörern diktirte, wie denn viele derselben, so namentlich die „Philosophie der Druiden" erst nach Heften seiner Schüler gedruckt wurden. Daraus erklärt es sich, daß sie nur die Hauptgedanken enthalten und diese nur in meist kurzen Sätzen darstellen. Die Ausführung war dem mündlichen Vortrage überlassen; aber wir müssen sehr bedauern, daß er uns nicht auch eine ausführlichere Entwicklung seiner Ideen, besonders der in der Via und in der Philosophia Druidarum angedeuteten, hinterlassen hat; denn wir zweifeln nicht, daß, wenn dies der Fall wäre, er eine weitaus höhere Bedeutung in der Geschichte der Gelehrsamkeit haben würde.

Außer diesen und andern wissenschaftlichen Schriften hat Frey noch eine ziemlich große Anzahl kleinerer Poesien verfaßt und herausgegeben. Balesdens hatte die Absicht, diese ebenfalls zu sammeln, er hat seinen Plan jedoch nicht ausgeführt, wahrscheinlich aus Mangel an Theilnahme, denn so viel sich nach den Angaben Niceron's und Moreri's beurtheilen läßt, sind diese Poesien bis auf eine einzige Ausnahme höchst unbedeutend und bestehen meist in Amagrammen, Echos und andern zu jener Zeit beliebten Spielereien, in welchen Frey allerdings eine große Gewandtheit gehabt zu haben scheint. So schrieb er ein Lobgedicht auf die Königin Maria von Medicis, dessen Worte sämmtlich mit M anfingen, und ein anderes, in welchem weder ein R noch ein S vorkamen, was der Abbé de Marolles sehr bewundert[21].

Mag Frey in diesen Gedichten auch geistreich gewesen sein und selbst

---

20a) Vergl. die schöne Abhandlung „Feen und Hexen" von H. Schreiber in dessen „Taschenbuch für Geschichte und Alterthum in Süddeutschland." 5. Jahrg. Freib. i. B. 1846.

21) Ce qui serait à peine croyable, y conservant un bon sens, si nous n'en pouvions encore être asseurez par l'édition que nous en avoons. (Mémoires p. 36.)

eine gewisse poetische Ader entfaltet haben, so sind es immer doch nur Spielereien, die höchstens für den Augenblick Interesse abzugewinnen vermögen. Dagegen hat er noch ein Gedicht verfaßt, das wirklich aller Beachtung werth ist. Es gehört zwar zu einer poetischen Gattung, der Macaronischen, welche auch wol als Spielerei betrachtet werden kann, die aber doch als höchst passender Ausdruck des Burlesken durchaus berechtigt erscheint. Die Italiener sind auf ihren Merlinus Coccajo stolz, warum sollten wir uns unseres Frey nicht rühmen, uns seines geistreichen Scherzes nicht freuen dürfen? Verdient er doch schon aus äußeren Gründen in der Geschichte der Litteratur genannt zu werden; er ist nämlich einer der wenigen Deutschen, die sich in dieser in Italien und dann auch in Frankreich ehemals so beliebten Gattung versucht haben. Freilich gehört er in so fern nicht zu den deutschen Macaronischen Dichtern, als er sich in seinem Gedichte nicht der deutschen, sondern der französischen Sprache bedient hat, was überhaupt nicht anders sein konnte, da er es in Frankreich und für Franzosen schrieb.

Das Gedicht, welches den Titel führt: «Recitus veritabilis super terribili esmeuta païsanorum de Ruellio. Auctore Samon Faillyona.» 8⁰ s. l. a. et typ. n.[22]), ist sehr selten und nur wenigen neueren Litteraten bekannt. So hatte es, um nur Einen anzuführen, der fleißige Genthe, der Verf. der angeführten Geschichte der Macaronischen Poesie nicht auftreiben können (S. 158); und auch Flögel kannte es nicht aus eigener Anschauung, wie schon in der letzten Anmerkung berichtet worden ist. Erst in der neueren Zeit hat es ein ungenannter Gelehrter in Handen gehabt, der jedoch wiederum Nichts von der Persönlichkeit des Verfassers wußte[23]). Er kennt zwar dessen Namen, aber vermuthlich nur, weil das Gedicht

[22]) Es wird nirgends erwähnt, daß das Gedicht mehrere Auflagen erlebt habe, aber wir möchten aus mehreren Umständen den Schluß ziehen, daß dies wirklich der Fall ist, und die Trefflichkeit des kleinen Scherzes läßt allerdings vermuthen, daß es mehrmals gedruckt sein wird. Wir legen das meiste Gewicht auf den Umstand, daß in dem Exemplar, von welchem unsere Abschrift entnommen ist, der Verfasser sich Faillyona nennt, während er auf dem Exemplar, welches Brunet vor sich hatte, Fraillyona heißt. (Vergl. Manuel du libraire, T. II, p. 320.) Da dieses Werk aber bekanntlich in alphabetischer Ordnung abgefaßt und Frey's Gedicht unter dem Namen Fraillyona angeführt ist, so läßt sich kaum denken, daß hier ein Fehler obwalte, um so weniger, als dieser Name in der Angabe des Titels wiederholt ist. Flögel (Gesch. des Burlesken, S. 220) führt den Titel des Gedichts unter dem Namen Frey mit Angabe von dessen Titeln an (Jani Cæcilii Frey, Doctoris Medici, Parisiensis facultatis necnon Philosophorum eiusd. Academiæ Decani, Recitus etc.), ohne den angenommenen Namen anzugeben. Es ist jedoch nicht wahrscheinlich, daß wirklich eine solche Ausgabe existirt. Da Flögel das Gedicht nicht selbst in Händen gehabt hat, sondern nur aus Niceron u. A. kannte, so hat er wahrscheinlich zum Titel des Gedichts noch die Bezeichnung des Verfassers hinzugefügt, wie er sie aus andern Schriften desselben kannte.

[23]) Archiv für das Studium der neuern Sprachen und Litteraturen. Bd. 1, S. 261.

der Sammlung von Valesdens beigebunden war, zu welcher es aber nicht gehört, wie sich aus der Inhaltsübersicht derselben ergibt und uns zudem Naudé ausdrücklich berichtet[24]. Wie dem aber auch sei, so stimmt er mit den Urtheilen Aller derer überein, welche das Gedicht kannten, unter welchen wir den eben genannten Naudé[25], Formey[26], die Encyclopädie[27] und Baillet[28] erwähnen. Die Encyclopädie hält jedoch irriger Weise den ebenfalls als Macaronischen Dichter bekannten Jean Eduard Demonin für den Verfasser des Recitus veritabilis, aus dem sie die drei ersten Verse anführt, welche von Flögel und Genthe wiederholt werden, die sich aber verleiten lassen, einen vierten von derselben Encyclopädie citirten macaronischen Vers als aus Frey's Gedicht entnommen mitzutheilen, während er sehr wahrscheinlich aus Demonin's Carmen arenaicum entnommen ist[29]. Merkwürdig ist, daß der Abbé de Marolles diese Dichtung weder in den Mémoires noch in dem Dénombrement erwähnt, ob sie gleich zu ihrer Zeit Aufsehen gemacht haben muß, während er doch von den anagrammatischen Spielereien desselben unter den Ausdrücken der höchsten Bewunderung spricht[30].

Naudé, der das Gedicht auswendig kannte, spricht sich am ausführlichsten über dasselbe aus[31]. „Es ist, sagt er, eins der besten macaronischen Stücke in unserer Sprache." Und nachdem er die eilf ersten Verse und sodann die Verse 81—90 angeführt hat, fährt er fort: „Aber was er bald darauf hinzugefügt, ist wahrhaft entzückend, und kann in der burlesken Schreibart vollkommen als Gegenstück der glücklichen Beschreibung gelten, welche Virgil am Anfang des siebenten Buchs der Aeneide von dem Beginn des Kriegs gibt, welchen die Trojaner wegen des vom jungen Ascanius verwundeten Hirschen gegen die Lateiner führten." (S. Vers 107—115.)

Auch der deutsche Gelehrte, der das Gedicht in dem „Archiv" bespricht, findet dasselbe durchaus trefflich; er nennt es „einen der anmuthigsten Späße der Art", findet, daß „der Anfang ganz im epischen Style sei und bezeichnet die Stelle, in welcher die Rueller Bauern die gegen sie abgesandten Truppen anreden (Vers 119—126), als wahrhaft beredt und poetisch."

---

24) Jugement de tout ce qui a esté imprimé contre le Card. Mazarin, p. 277.

25) a. a. O. S. 277—279.

26) Ducatiana ou Remarques de feu M. le Duchat, sur divers sujets d'histoire et de littérature. Recueillies dans ses Mss. et mises en ordre p. M. F(ormey). T. I, p. 45.

27) Encyclopédie. Edit. de Genève. T. 20, p. 604.

28) Baillet, Adr., Jugemens des sçavans. Paris 1685. T. I, p. 529.

29) Dieser Vers lautet:

Enfilavi omnes scadrones et regimentos.

30) Ce qui est un jeu d'esprit qui semble aller au-delà de tout ce qu'on s'en pourroit imaginer, et de ce qui s'est jamais fait de plus surprenant dans les Acrostiches ou dans les Anagrammes. (V. Dénombrement etc. p. 279.)

31) Jugement etc. p. 277.

Wir können uns diesen Urtheilen nur unbedingt anschließen. Der Dichter ist ohne Zweifel ein Meister im burlesken Styl; er versteht in unübertrefflicher Weise, der geringfügigen, beinahe lächerlichen Begebenheit den Schein der Größe und Bedeutsamkeit zu geben und dadurch den höchsten komischen Effekt hervorzubringen. Die macaronische Sprache ist äußerst glücklich und mit großer Kunst behandelt; er travestirt meist solche französische Worte, welche durch Inhalt, Laut und Form den vollsten Gegensatz zum Lateinischen bilden und daher an sich komisch wirken.

Der Inhalt des Gedichts ist höchst einfach, wie es bei der Absicht des Dichters nicht anders sein konnte. Die Bewohner von Ruelles, einem Städtchen in der Nähe von Paris, welche sich vorzüglich mit Weinbau beschäftigen, hatten das Recht, ihren Wein zu Hause von der Trotte weg zu verkaufen. In Folge einer Beschwerde der Pariser Weinhändler erließ das Parlament [32]) einen Beschluß, nach welchem die Rueller dieses Vorrecht verlieren und von nun an wie die übrigen Weinbauern ihren Wein auf den Markt bringen sollten. Es entsteht deshalb eine große Gährung, und sie beschließen, sich dem Beschlusse nicht zu fügen. Das Parlament läßt Exekutionstruppen gegen sie ausrücken; aber die Weinbauern setzen sich zur Wehr und jagen sie in die Flucht. Nur die hereinbrechende Nacht schützt die Häscher vor völligem Verderben.

Indem wir nun das Gedicht selbst mittheilen, bemerken wir noch, daß wir dasselbe der Güte des Hrn. Jak. Hunziker aus Kirchlerau im Kanton Aargau verdanken, der durch einen seiner Freunde die Abschrift besorgen ließ, die unserm Abdruck zu Grunde liegt [33]). Gerne hätten wir einige Erläuterungen beigefügt, allein theils würden sie unserer Mittheilung einen allzugroßen Umfang gegeben haben, theils würde die „Festschrift" nicht der passende Ort zu solchen Erörterungen sein.

---

32) Trefflich und höchst bezeichnend wird es charakterisirt als Parlamentum quo non parlantius ullum» (V. 23), wie Folenzo von seinem Baldus sagt:

«Quo non hectorior, quo non orlandior alter.»

33) Der Druck scheint von der Zeit gelitten zu haben, daher die Abschrift wol nicht überall richtig war, weshalb wir uns einige, zum Theil nahe liegende Conjekturen erlaubt haben.

Recitus veritabilis super terribili esmeuta païsanorum de Ruellio *)

AUCTORE

SAMON FAILLYONA.

Nobiliss. Consultisq. Senatori Laynayo.

Rustica barbaricis describo versibus arma,
  Nempe quod agrestes camen agreste decet.
Hæc cape. Lainæe, augusti pars magna Senatus:
  Nil potuit melius rus tibi ferre meum.

ESMEUTA RUELLICA.

Archeros pistoliferos, furiamque manantum
Et grandem esmeutam, quæ inopinum facta Ruella est,
Toxinumque alto troublantem corda clochero
Totius populi, quodque est miserabile dictu,
Troublantem parvos incincte in ventre parentis,
Ac Prestres omnes hardito carmine dicam.
  Musæ nudipedes, seu vos ad littor a Chattou,
Gardetiis vaccas, seu dejeunetis in agris,
Seu potius vos nocturne brandone Lenei
Bouchonnare juvet vites, grapasque volare,
Dicite, cur animis tantæ vigneronibns iræ?
  Mos fuit ancienus de toto tempore semper
Gardatus (veluti mundusque bonæque racontant
Gentes, quique suæ jam sunt in limite fossæ
Vielardi) in pagis circum villam vendere vinum.
Nullus facheuso muyos menare chemino
Debuit ad grevam: sed lætus sponte Ruellam
Mercator veniens, bellaque bonaque moneta
Cuvans vendangis achetabat vina peractis.
  Heu! bonum ubi est tempus, cum spes dulcissima nutrix
Agricolis falsam nolebat jouere bondum.
Sed Parlamentum, quo non parlantius ullum,
Terque renommatum Consillierisque, Jugisque
Ut Villæ audivit rationes atque raportos
Indommagaret mos hic quod granditer ipsam,

---

*) Das Gedicht gehört, wie bemerkt, der macaronischen Poesie an, die aus dem Gemische der lateinischen Sprache mit einer modernen, hier der französischen besteht.

Marchantesque alios, qui in Greva vendere debent,
Partibus auditis costumam cassat, et omnes
Debotat, contra vellent quicunque venire.
Hoc pendente petit burgos inhonesta vicinos
Pauperies, orfelinos tardamque senectam,
Et vefvas nigra portantes veste deuillium,
Atque famem macris jouis, oculisque cavatis
Menans secum, omnesque ruas clamoribus implet.
«O grandis pietas ! tot tantosque esse volores
Prô affamatos post nos, post nostra volores,
Qui velut horrendis inrageati oribus ursi
Nos veluti tendros mangeant crudeliter agnos !
Nos soli ferimus faisumque æstumque diei:
Ipsi mignones garnitæ in sedibus aulæ
Entretenunt garças, bastonantesque laquayos,
Chiquanant mundum, pillant et concta sacagant.
Hoc unum miseris restabat vendere vinum
In pressore, ipsi nobis ante ora parentum,
Heu vitam nobis, nostrisque infantibus ottant.»
Taliter hurlantis tactus pietate Lenæus
Creditum ter maximum habens in corte Lenæus,
Paupere pro mundo cunctos implorat amicos,
Et viride et siccum, et totos santos Paradisi,
Demonstrans vive foulati incommoda peupli,
Pertasque insignes, et non reparabile damnum.
Cuncta nihil: ne unum servirunt omnia clavum.
Curia nam penitus nulla esbranlabilis arte est,
Firmaque demorat, ceudurus, curia, roccus.
Hoc pendente malum, quo non est grandius ullum,
Credulitate potens, et seditione clabaudans,
Spargit inanditos mendax **Discordia** bruitos.
Nam cantat veluti cives, primusque Lenæus
Nil aïdent, sed se moquentque, gabentque,
Et de facto habeant miseris contraria corda,
Et quod sollicitent nulla façone procesusm,
Et dedignentur solum uno assistere moto.
His igitur plainctis mens est ægrita manantum :
Sicut cum Siri Janni chambriera saladam
Per minimum depluchatis accommodat herbis :
Omnia piccanti parat et facit ægra vinegro,
Non aliter controvatis Discordia dictis
Aegrivit fallax biberonæ corda Ruellæ
Et quid demandas, paucorum raza virorum?
Quid pensas tu? Lenæo librare guerram?
Illius num tu veluti proscribere vitas
Et motta et palea structis bouchonibus audes?

Scalato brandonatas, resinisque volatas?
Arrachare cepos, et abandonnare cuique
Vignam, quæ Hebræum toties ebriavit Othonum?
Non impune feres, non sic, mihi credito, abibit.
Nec mora, foudroyans, sacra Excommunio voce
Jettatur, simul in magna Querimonia missa.
Sed quia se nigro nigrores dæmone credunt,
Cum sunt a reliquo sejuncti corpore Eglisæ
Hinc minitabundi monitum empeschare fecundum
Interprenant, potiusque Pretrum detrudere chesa,
Quam repetita eadem sacro sententia prono
Dicatur celebri assemblæ festoque Dimanchæ.
Ast indignati mens irritata Lenæi
Empeschamentis pariter vult ire devantum.
Villa in Parisia brava est compagnia fratrum
Pappilloniadum, docta escrimare scienter,
Poignardis, hallebardis, spadisque duabus,
Archerosque inter longe celeberrima totos.
Non est Prævostus Blæsarum audacior illis,
Prævostusque Istæ non hardimenter ut ipsi
Invadit malfaisantes, non Guetus ita eusem
Igne reluisantem, pistoletosque tirabit.
Nullus amorsatis sic mousquetat harquebuzis,
Indomptabiliter tanta quoque nemo vitessa
Plurima larronum brigantumque acta cœrcet.
Ili cane abatuto simul ut venere Ruellam,
Eglisamque novo spouvantanere periclo:
Ingressique chorum, veneranda ubi veste sacerdos
Dicturus Missam fuerat, populoque frequenti
Imprudemmenter meslarunt sacra prophanis,
Terribili minitando oculo, fieroque regardo
Effroiabiliter commençavere criare,
Iam proclametur, iamque Excommunio passet
In cunctos penitus vignerones atque rebelles.
Extemplo esmculæ signum Toxinus ab alta
Turre strepens, rauco cassatæ murmure clochæ,
Tin-tan-tin iterans, don-don-don-donque sonabat.
Ex templo effroiati animi, quivis maisone relicta,
Indomiti accurrunt, magno simul omne tumultu
Troublatur querulo vulgus, jeunessaque sævit
Effera, grisonique senes, pleurosaque femma,
Et trepidæ matres embrassavere puellos,
Multa reprochantes ægris grossisque parolis:
«Vos ne canes nostris ausos succedere tectis?
Et vastare sacris benedictas Prestribus aras,
Unius ob vignæ grappas, iamque Lenæi?

Louangem vero grandem grandemque butinum
Gagnatis, quando armati domptatis inermes:
At nostræ vignæ vestris sunt proia laquaiis.
Nec unum dicimus motum et moriemur inulti?
Nos durante liga contra defendimus hostem:
Iamque revestiti nos gueusi impune tuabunt?
Non ita: per carnem, testam, sanguinemque sacratum,
Non ita: per totos centum millena diablos.»
  Sic super Archeros sese jettantque ruuntque.
Et jam saxa volant frondis excussa manuque:
Saxa frequens animosarum quæ turba puellarum
Aggerit, et plenis tablieris gesta ministrat.
Non ita crebra crepat super altis gresla tuilis,
Ut cracat in dorsis volitantum gresla pierarum.
  Nec minus interea tornans archerica bridam
Squada furit diro et criatore, tuate, tuate,
Et tirat adversum carabinis cominus hostem.
  Ast Vigneronum acies bene serrato agmine facto
Objicit occlusam portis et mœnibus urbem,
Fuiantesque fugat jam jam, fuiatque vicissim.
Nec mora, nec requies, donec domus ipsa Lenæi
Archeros capiens serruris cuncta verouillat.
  Hic novus insurgit saxis, velut ariete crebro,
Injectis horror, pierarum branslat acervo
Porta ruinantum tremit alto vertice murmur.
  Et nisi vox solito citius venuta fuisset,
Atque appesasset sanglantem sola furorem,
Omnia de fundo in cumulum perduta fuissent.

Der Gang zum Richtplatz.

Sage aus dem Simmenthal in bernischer Mundart von J. Dubach.

„Geduld, Geduld, wenns Herz auch bricht,
Mit Gott im Himmel hadre nicht."
Bürger.

D'r Tag ist hell, u d'Sunne schynt so fründli,
„Gar lustig springe d'Schäfli hin u her;
„U doch mys Herz, es hett kes freudigs Stündli,
„U hüt, ach hüt, da isch m'r dopplet schwer.
„Scho menge Tag chunt z'Grittli nüt meh zue-mr;
„I ha kei Rast, ha Tag u Nacht kei Rueh,
„Erst we-n-is gseh, so besseret my Chummer;
„A bloße Blick isch myne Schmerze g'nue."
So seit d'r Hans u schrytet us sym Hüttli
Vom Rätzliberg zum wilde Simmefluß;
Er g'seht nüt — g'hört nüt — däicht nur a sys Grittli,
Un immer schneller ylet Hanses Fueß.
So geit er furt uf schmale Felsewege,
Un achtet nüüt uf Felse, Sumpf u Gruus;
Da endlich lachet ihm sys Ziel etgege:
Er g'seht vo Fern im Thal ds Statthalters Huus.
Scho ist er dert, vo schnelle Füße t'trage,
Er g'hört a Stimm, u ds Grittli steit drby:
„Zum letzte Mal will i die Reis' no wage
„U bi-n-i z'rück, so söll de ds Hochzyt sy."
Es seit: „Ach nei, treu wott i Hanse blybe;
„Er ist dr Einzig, won-i-liebe cha!"
Dr Obma schreit: „I will d'rs scho v'rtrybe;
Mit Fritze hie, da muesch du Hochzyt ha!"
Hans schlückt u schlückt, es düecht ne, z'Herz well springe;
Er geit du zrück voll Schmerz u wilder Wuth,
G'hört hinte-nach d'r Nebebuhler singe,
Du rüest er rasend uus: „Gott ist nit guet!
„Er selber hett mi ab-em Bergli zoge.
„Zur Chilche hy, dert us myr Einsamkyt;
„Dert ha-n-is gseh, itz bi-n-i so betroge,
„A Lyb u Seel in alle Ewigkyt!"

* * *

So grollt d'r Hans, geit gege-m Wäldli düre,
Verwünscht sys Lebe, flucht d'm liebe Gott,
Bi'r Höhli obe chunt e Yeger füre
Im grüene Gwand, dä blickt ne na mit Spott

U seit: „Ach Hans, was wotsch di so geberde?
„Warum deßwege trüebi Grille ha? —
„A chlyne G'spaß, de mueß dr z'Grittli werde; —
„Dr Fritz wott ja bym Nawyl düre gah.
„Dert obe chaist du z'Meidschi dir erwerbe; —
„Nüt liechters ist, as so-n-as Müpfli z'gäh,
„Das heißt dr Find lah wohl u selig sterbe;
„Zum letzte Mal hett er sys Brüttli g'seh."
So seit dr Jeger, wott ihm d'Hand darstrecke;
Hans luegt a Bode, gseht e Roßfueß stah,
„Herr Jeses!" rüeft er us im erste Schrecke;
Druf git's e Chnall, dr Bös' isch nit meh da.

* * *

Furt geit d'r Hans, im Herze Wuth u Gruuse,
Däicht a dä Rath, wo-n-er im Wald v'rnoh;
Er g'hört vom Paß d'r Wasserfall wild bruuse;
U luegt no z'rück, d'r Gegner chunnt o scho.
Er wartet chly, sitzt uf-e Felse nieder
U seit mit Schmerz: „Mit mir isch itz vrby!"
Im Gletscherschlund, da chichcheret's spöttisch wieder:
„Ja, bi-n-i z'rück, so söll de ds Hochzyt sy!"
D'r Hans springt uuf: „Du wotsch mi itz no necke!
„Nei Metzgerfritz, du gisch nit Grittlis Ma.
„As Hinderniß cha-n-i drzwüsche stecke; —
„D'r Abgrund dert ma d's Hochzyt wohl ufgha!"
Er nimmt e Stey, scho g'hört-er Fritzes Schritte,
Er chunt u seit: „Gott b'hüet mi i dem Gruus!"
Das g'hört d'r Hans, er leit sy Stey uf d'Syte;
Mit dem rütscht Fritz, fallt üb-re Felse-n-us.
Uf eis Mal chehrt itz Hanse d'B'sinnig wieder:
„Herr Jeses Gott, was ha-n-i welle thue!
„Hätt' i-ne gstürzt, dert i dä Abgrund nieder,
„I hätt' my ganzi Lebtig nie meh Rueh!"
„Ha, ha, 's ist eis, du bist i myne Hände!"
So rüeft-es unte i dem gruuse Loch;
„Du hesch im Sinn g'ha, du muesch truurig ende;
„Hätt' er nit bätet, wär'scht sy Mörder doch!"

* * *

Hans zitteret, geit u faht zu Gott a bäte:
„Ach Vater hilf-mr, nimm-mi i dy Huet;
„Dy Name scho cha vor V'rbreche rette.
„Mys Herz es weiß': „„Dr lieb Gott isch doch guet!""
„Uf ihn, da mueß me jederzyt v'rtroue;
„Er führt zum Ziel dür d'Widerwärtigkyt.
„Wenn er nit hilft, da fallt i Nacht u Groue,
„U blybt vrdammt in alli Ewigkyt."

Er seit's, u liechter wird's ihm du im Herze,
Voll Vaterliebe luegt ne d'Welt itz a;
U doch dr Bös', er laht nit mit ihm scherze;
Denn als e Wuche druf drei Manne n-ueche gah
Un afe Hanses Hüttli untersueche
— Er syg' de wege-n-Öppis im V'rdacht —
Da lytt es Hüsli Geld bim Chrüpfli zueche.
Dr Obma seit: „Du hesch d'r Fritz umb'bracht!"
D'r Hans erschreckt, saht d'Unschuld a bethüüre,
U b'brichtet, was-er heig bym Rawyl g'seh,
D'r Obma wüthet, fluecht mit gruuse Schwüere,
Er heig ne g'mürdet, für ihm ds Geldli z'näh.
Uf eismal stürzt itz Grittli o i d'Stube,
Umarmt d'r Hans, — fallt vor e Vater hy:
„Ach Ätti nei, mys Herz es chas nit gluube:
„Mi liebe Hans cha nit e Mörder sy!
„Ach laht ne los, dir müßet-m'rs v'rspreche!
„Süst gah-n-i mit, i blybe geng drby;
„Wei-t-ihr mym Liebste ds Herz uschuldig breche,
„So wott-i o gar nit meh bi-n-ech sy!"
So bittet ds Grittli, fallt d'm Hans i d'Arme,
Er drückt's a ds Herz, en-Abschiedskuß no z'gäh.
„Uuf!" schreit dr Obma, „hie isch keis Erbarme,
„Bym Richtplatz chüüt-er de e-n-andre gseh!"
„Nu Ätti, weit dir mir my Hans vrderbe,"
Rüeft ds Grittli, luegt ne mit Vrzwyflung a,
„So wott-i o grad mit mym Liebste sterbe,
„Du sott nit meh e liebi Tochter ha."
„Ach Grittli glaub', dr lieb' Gott wird mi rette,"
Seit Hans — „es ist e Prüfung, schick di dry!
„Hilf mir i myne Lyde flyßig bäte,
„So wird's, will's Gott, bal überstande sy."

* * *

Die Chilcheglocke töne dumpf u schuurig;
Vo Berg u Thal, da strömt e Mentschetroß.
Sie gah mit g'senkte Chöpfe, still u truurig,
U lenke hy zum Blankeburgerschloß.
Dert öffnet si e dumpfi Kerkerpforte,
A Jüngling chunnt, er folgt dm letzte Ruef.
„Das isch dr Mörder!" tönt's vo hundert Orte.
Er lächlet still u luegt z'm Himmel uf.
O ds Grittli g'hörts, ylt uf-e Hügel düre,
Es hett si g'schmückt, as ging's zum Traualtar.
Vo Wytem g'sehts d'r Hans zum Richtplatz führe,
Es hett ne funde mitte-n-i d'r Schaar.

Si Muth erstirbt. „Ach Gott, er mueß v'rderbe!"
So jammeret's, fallt zum Bäte no uf Knie:
„V'rgieb mr d'Sünd o Gott, i wott o sterbe,
„So cha-n-i grad mit ihm im Himmel sy!"
Dr Zug geit furt, bal isch d'r Platz betrete,
Hans schrytet hy mit ungebügtem Muth,
Er rüeft drü Mal in ysrige Gebete:
„Vrgesset nie: dr lieb Gott, er ist guet!"
Er steit bym Stuhl — „A Gnad möcht i erwerbe!"
So seit er no, „es söll die letzti sy:
„I wett gar gern mit off'ne Auge sterbe!"
Druf fragt er no: „Isch ds Grittli nid o hie?" —

* * *

Es steit itz uf, u geit e chly uf d'Syte,
Scho steit es uf dr chilchthurnhöhe Flueh;
Itz chunnt e Hirt daher mit schnelle Schritte,
G'seht ds Hochg'richt dert u rüeft dm Grittli zue:
„Wähn wei-st uf-em Todtehügel richte?
„Was hett er für nes args Vrbreche tha?" —
Mit churze Worte faht's ihm afa d'brichte.
Er rüeft: „Myn Gott, uschuldig ist dä Ma!"
So ylt er furt, stürmt nieder üb're Hügel,
„Halt!" rüeft er, „halt, das ist uschuldigs Bluet!"
U schneller geit's, denn d'Angst die macht ihm Flügel,
Er dringt dür d'Mengi dür mit kühnem Mueth.
Scho wott d'r Richter zu sym Schwert hy lange,
An Augeblick, de isch's um Hanse g'scheh!
Er springt d'rzwüsche, seit wie's syg zuegange,
Vom Isige da heig er Alles gseh.
Bal chunnt o d's Grittli, fallt d'm Hans i d'Arme;
„Gottlob! gottlob! o cha-n-es mügli sy!"
„Mys Grittli," seit er, „Gott, er het Erbarme,
„Er het erhört das innig Bät für mi."
„Ja sichtbar zeigt üs Gott sys allwys Walte!"
Seit druf d'r Obma, trittet us d'r Schaar:
„Jez will i myner Händ zum Sege falte;
„Wie führt doch Gott die Syne wunderbar!"

Meine Körbe.

Von Lieutaud.

Ich laß die Andern froh erzählen
Von Ruhm, von Glück, von Liebesfreud';
Noch niemals hatt' ich Müh' zu wählen,
Nicht eine Ros' ward mir gestreut.

Doch was will ich mich drüber grämen,
Ergrauen lassen wol mein Haar!
Das Glück — nicht ich — sollt' ja sich schämen,
Daß es mir Feind und mürrisch war.

Mit Liebe! nun da steht's nicht besser;
Vielleicht wol ärger geht's mir hier!
Mein Jugendstern wird immer bläßer!
Ja, zum Verzweifeln ist es schier.

Vergaff' ich mich in blaue Augen,
In rund Gesicht, in Purpurmund;
Lass' ich ans Herz die Lieb' sich saugen
Bis in den tiefsten, tiefsten Grund;

Ach bald, zu bald vom süßen Wahne
Erwach' ich bei Enttäuschungslicht,
Und Amor nun, auf leichtem Kahne
Ich seh' ihn fliehn, er will mich nicht.

Bei Allem doch ich hab' gewonnen
Nur beim Verlieren, das ist Glück!
Für jeden Traum, der mir zerronnen,
Ein Körbchen immer blieb zurück.

Ja Körb' und Körbchen hab' ich viele:
'Ne ganze Sammlung groß und klein,
Aus schöner Hand, im Liebesspiele,
Geflochten mir bald grob, bald fein.

Des Abends nun auf meinem Zimmer,
Ich nehme mir dann Korb für Korb,
Betrachte dann beim Sterngeflimmer
Was ich zur Zeit mir kühn erworb.

Lass' alle schöne Geberinnen
Der Reihe nach vorüberzieh'n.
Dabei Minuten rasch zerrinnen,
Die Stunden schnell dabei entflieh'n.

In süße Träume sink' ich nieder,
Es winkt mir Liebe, Ruhm und Glück;
Doch beim Erwachen bleibt mir wieder
Nichts als ein leerer — Korb zurück.

Das Bundesrathhaus.

Von Neithard*).

Eins mit seinem Felsengrunde, ragt der Bau von festem Stein,
Schaut, geschaut aus weiter Runde, in der Berge Welt hinein;
Aus dem stolzen Meisterwerke spricht der Wille ganz und voll:
Daß das Haus in Art und Stärke jenen Bergen gleichen soll.

Jenen Sitzen freier Aare, jenen Höh'n, die aus dem Blau'n
Schon so viele tausend Jahre in die grünen Thäler schau'n;
Jenen Firnen, deren Schose, als ein heilig-mahnend Bild,
Strom um Strom, das Künftiggroße jugendfrisch zu Tage quillt;

Jenen Riesen, denen tönend die Lawine sich entwälzt,
Wenn der heiße Lenzwind föhnend ihre staaren Felsen schmelzt;
Jenen Hütern stets gerüstet, stets vom Haupt zur Alpenfluh
Eisbehelmt, granitgebrüstet für der Thäler heil'ge Ruh;

Jenen Bergen, deren Lüfte, unentweiht vom Hauch der Welt,
Bis hinein in Schlünd' und Klüfte Gottes reiner Odem schwellt;
Jener herrlichen Rotunde, die das Schweizerland umragt
Und des Lichtes Siegeskunde stets erzählt, bevor es tagt.

Also sei's! Die Burg der Freien leuchte stolz im weiten Rund;
Völkermuth und Glaube seien ihrer Hallen Felsengrund,
Und wie Quader fest auf Quader und das Haus auf Fels gestellt,
Bleibe drinnen jede Ader treu dem Bunde zugesellt.

Einem Adlerhorst vergleichbar, heg' es frischen Blick und Schwung,
Muth und Stärke, unentweichbar-heilige Begeisterung;
Heg' es schaffende Gedanken, eine reiche Quellensaat,
Die durch immer weit're Schranken sich ergieß', ein Strom der That!

*) Da diese Zeilen unter die Presse gehen, hat ihr Schöpfer von der Erde Abschied genommen. Mit ihm ging einer der bedeutendsten Dichter der Schweiz hinüber. In seinem Nachlasse befindet sich ein neuer Band seiner Schweizersagen, ein Lustspiel: „Pfeife und Schelle" und eine historische Novelle aus der Zeit des Eidgenossenkrieges. Auch an ein Drama: „Davel" dachte er. Der Verein, der in ihm ein theures Mitglied verlor, feierte sein Andenken mit einem kleinen Todtenmal und weihte dem Dichter, der der Poesie ein volles Herz geweiht, das letzte volle Glas. Ehre das Volk sein Andenken, für das sein Herz schlug, so lange es schlug! Hier ist sein Schwanengesang, sein poetisches Vermächtniß an die Nation!

Und ein Friedenshauch durchwehe alle Räume dieses Bau's
Und das Heil der Gottesnähe weiche nimmermehr daraus;
Und, wie grünen Alpenauen ein erfrischendes Arom:
So entström' in alle Gauen Segen diesem Freiheitsdom.

Ja, es sei ein Freiheitstempel und in Dessen Schirm und Bund,
Der gedrückt den Kreuzesstempel in der Fahne Purpurgrund;
Eine Wohnung sei's des Hehren, der da sprach und ewig spricht:
„Auf, ihr hellen Sonnensphären! Steigt empor: es werde Licht!

Licht, das stralt und wärmt und zündet, das getagt in finst'rer Nacht,
Als die Väter, Gott verbündet, ihren „ew'gen" Bund gemacht;
Als es galt dem heil'gen Graale, als es galt der Freiheit Gut —
Dort im ersten Bundessaale an der Urschweiz blauer Flut.

Und wie damals, gleich dem Föhne, heiße Glut die Herzen hob,
Weil um's Land der Alpensöhne Tirannei ihr Eisnetz wob;
Und wie dann lawinenmächtig Grütli's Bund der Knechtschaft Schmach,
Niederstürmend, wetterträchtig die verhaßten Bande brach:

Also geh' von diesen Mauern, wenn Verrath, wenn Kriegesnoth
Unserm Land, nach langem Lauern, Schrecken und Verderben droht,
Sempachs Geist, der Geist von Näfels, ein gewaltig Sturmgebraus,
Zur Vertilgung fremden Frevels feierlich, als Losung, aus!

Und wie aus der Stanzerhalle, da gemahnt der Greis vom Ranft,
Die ergrimmten Herzen alle heimwärts zogen mild und sanft:
So den Bruderhaß zermalme heil'ge Weisheit hier im Keim
Und es trage seine Palme jubelnd jeder Bote heim —

Und verkünde: „Steht zusammen; nur die Liebe zeugt und heilt,
Bildet einen mächt'gen Stammen, der sich nimmer beugt noch theilt:
Einem Gott sei Aller Leben, Aller Streben Einem Recht;
Einer Freiheit sei ergeben Aller Wesen ungeschwächt!"

Ja, so sei's! Und wie allfrühe Kulm um Kulm zuerst sich hellt:
So voran in Tugend glühe dieses Hauses Männerwelt;
Ob die Zukunft noch verborgen — Jener Größe künd' es frei:
Daß der neuen Aera Morgen stralend angebrochen sei:

Jener Morgen, der ein holdes Friedensreich der Schweiz verbürgt,
Wo der Moloch schnöden Goldes keinen Armen mehr erwürgt;
Wo das Wort kein Klang der Schelle, wo die Freiheit kein Gedicht,
Wo die alte Grütliquelle wieder frisch zu Tage bricht;

Wo nicht Herrschsucht den Regenten, noch Gewinn den Richter lenkt;
Wo nicht blos an neue Renten der schon Reichgeword'ne denkt;
Wo der Arme, der mit Thränen heut erringt sein Stücklein Brot,
Nimmer grollen muß auf Jenen, der dem Hunger Steine bot;

Wo die Weisheit hochgefeiert, wo das heimische Talent
Nie der blasse Neid verschleiert, nie der Unverstand verkennt;
Wo das Urtheil, unverpachtet, auch im Tadel nicht verletzt,
Wo das Volk sich selber achtet, weil es seine Geister schätzt;

Wo das Wort der Offenbarung der Verkünder selber glaubt;
Wo die Jugend sich Erfahrung selber setzt als leitend Haupt;
Wo nicht blos dem Dunst der Fässer Tell entsteigt und Winkelried;
Wo der Sänger zehnmal besser, als sein allerbestes Lied;

Wo die Treue, die zum Kampfe jüngst noch schaarte Mann an Mann,
Unberührt vom Zeitendampfe, auch erhält, was sie gewann;
Jene Treu, die nicht nach Stunden allgemeiner Noth sich mißt,
Sondern noch, wenn sie verschwunden, brüderlich und duldsam ist;

Wo — — genug der Bilderzüge! Wenn die neugeborne Schweiz
Wahr und warm und wirklich trüge dieser Züge hehren Reiz —
Alle Fürstenschlösser wären aller Länder ein und aus —
Ach, wie arm an Glanz und Ehren gegen dieses Bundeshaus!



Inhalt.

Berichtigungen.

Auf Seite 179 ist zu lesen: Järb statt Järle. — Seite 182 Josef Wirth statt Johann.

 Ankündigung.

Auf Neujahr 1858 erscheint:

„Die Schweiz",

Monatschrift des litterarischen Vereins in Bern.

Monatlich eine Lieferung von 32 Seiten groß Oktav auf schönem Papier mit neuen Lettern in sauberem Umschlag. Das Programm der Monatschrift ist in der Vorrede dieses Buches enthalten. Subskriptionspreis auf 1 Jahr Fr. 6 portofrei durch die ganze Schweiz, halbjährlich 3 Fr.

Bestellungen, welche man sich beförderlichst, wo möglich bis 1. Dezember, zu Feststellung der Auflage, erbittet, sind frankirt an Herrn Dr. Eckardt in Bern zu adressiren. Der Geldbetrag kann entweder sofort eingesandt oder mit dem ersten Hefte nachgenommen werden.

Subskribentensammler erhalten je nach der Zahl der Subskriptionen eine Provision von 10 bis 33⅓ Prozent.

---

entħ: Gotthelfs kleine Selbstbiographie
ü. bes Gotthelf, Geld + Geist

